This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Bing C
6352

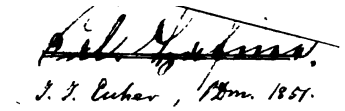
Schiller

Harvard University

Library of the Divinity School

GIFT OF

Mrs. N. S. Shaler,
27 June, 1906.



Schiller's Leben

von

Karl Hoffmeister.

Schiller's Leben

für

den weitern Kreis ſeiner Leſer,

von

Karl Hoffmeiſter.

Ergänzt und herausgegeben

von

Heinrich Viehoff.

Erſter Theil.

Stuttgart,
Ad. Becher's Verlag.
1846.

Gift of
Mrs. N. S. Shaler
(1366)

Gedruckt auf Schnellpressen in der Guttenberg'schen Buchdruckerei
in Stuttgart.

Jugendgeſchichte

und

Periode der jugendlichen Naturpoeſie,

bis zur Vollendung des Don Carlos.

Erſtes Capitel.

Aeltern und Geſchwiſter. Häusliche Erziehung. Unterricht in Lorch.

Schiller's Mannsſtamm iſt mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit bis in's ſiebente Glied aufwärts und in die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts verfolgt worden. Die Vorfahren ſeines Vaters waren, wie es ſcheint, angeſehene und nicht unbemittelte Landleute, welche in dem württembergiſchen Dorfe Bittenfeld am Neckar, nördlich von Waiblingen, und früher ſüdlich von dieſer Ghibellinenſtadt im Remsthale, in dem Dorfe Großheppach wohnten. Des Dichters Großvater war Bäcker und Schultheiß des Dorfes, ſein Urgroßvater Mitglied des Gerichts und ebenfalls Bäcker. Aus dem Bauern- und Handwerkerſtande ging der deutſche Dichter hervor. Uebrigens iſt der Name Schilcher oder Schiller ſchon von Alters her in Deutſchland weit verbreitet, wie denn ein Jörg Schilcher, ſpäter Schiller, unter den beſſeren Meiſterſängern des fünfzehnten Jahrhunderts genannt wird, und im ſechszehnten Jahrhundert Bernhard Schiller als Lehrer der Arzneikunſt zu Freiburg im Breisgau berühmt war. Der Name ſoll, gleich den römiſchen

Beinamen Strabo und Pätus, urſprünglich einen Schieler bezeichnet haben [1]).

Schiller's Vater, Johann Kaspar, war am 27. October 1723 in Bittenfeld geboren, wo ein Bruder deſſelben noch im Anfang unſeres Jahrhunderts ebenfalls Schultheiß war, und ſich auf den Ruhm ſeines Neffen nicht wenig einbildete. Da Johann Kaspar Schiller ſeinen Vater ſchon als Knabe verlor, ſo wurde er, nachdem er die Schule verlaſſen hatte, zu einem Chirurgen gebracht, bei dem er nach damaliger Weiſe Wundarzneikunſt lernte, zugleich aber die Verrichtungen eines Barbiers übernehmen mußte. Als zweiundzwanzigjähriger Jüngling ging er in dem öſterreichiſchen Erbfolgekriege als Feldſcheerer mit einem bayeriſchen Huſarenregiment in die Niederlande. Da er hier durch ſeine Kunſt nicht hinreichend beſchäftigt, aber thätigen Geiſtes war, ließ er ſich als Unterofficier in kleinen militäriſchen Unternehmungen gerne gebrauchen. Nach dem Aachener Frieden 1748 kehrte er in ſein Vaterland zurück, und ließ ſich in Marbach, einem fünf Stunden von Stuttgart und eine Meile von Ludwigsburg entfernten, an einem Rebhügel am Neckar freundlich gelegenen Landſtädtchen, nieder. Er heirathete hier die Mutter des Dichters. Aber ſein Geſchäft ernährte ihn mit ſeiner Frau nur kümmerlich, und lag unter ſeiner Kraft und Strebſamkeit. Als daher der ſiebenjährige Krieg ausgebrochen war, ließ er ſich 1757

1) G. Schwab's Leben Schiller's S. 2 ff. u. S. XIV.

als Fähndrich und Adjutant in dem württembergischen Regiment Prinz Louis anwerben, welches mit anderen Regimentern in mehreren Feldzügen des siebenjährigen Kriegs einen Theil der österreichischen Armee ausmachte. In Böhmen erlitt dieses Corps durch Seuche einen bedeutenden Verlust, und Schiller fand in dieser schlimmen Lage Gelegenheit, seine große Thätigkeit zu entwickeln. Er übernahm bereitwillig jeden Auftrag, und, da Wundärzte und Geistliche fehlten, vertrat er zugleich beider Stellen. Sich selbst hielt er durch viele Bewegung und Mäßigkeit gesund. Als er darauf in ein anderes württembergisches Corps versetzt wurde, welches in Hessen und Thüringen stand, benutzte er die freie Muße, um seine mangelhafte Jugendbildung möglichst zu vervollständigen. Sein Eifer wurde belohnt. Am Ende des siebenjährigen Kriegs hatte er es bis zum Hauptmann gebracht.

Seine Frau scheint während dieser Feldzüge, von ihrem Manne unterstützt, bei ihren Aeltern in Marbach gelebt und ihr Gatte sie nur zuweilen zur Zeit der Winterquartiere besucht zu haben. Sie hieß Elisabetha Dorothea, und war die Tochter eines Bürgers und Bäckers, Georg Friedrich Kodweiß, zu Marbach, dessen Vater und Großvater ebenfalls Bäcker, der letztere aber zugleich auch Bürgermeister von Marbach gewesen war. Weiter aufwärts läßt sich das Geschlecht der „Kodweißin," der Mutter unseres Dichters, nicht verfolgen, und nur eine Familiensage leitet es von einem verarmten adeligen Geschlechte

von Kottwitz ab, welches aus Norddeutschland in Schwaben eingewandert sey. Georg Friedrich Kodweiß hatte sich als Wirth und Holzmesser ein kleines Vermögen erworben, dasselbe aber durch eine große Neckarüberschwemmung wieder eingebüßt. Der Mann kam hiedurch so sehr herunter, daß er zuletzt seine Zuflucht zu einer Thorwartsstelle nehmen und in einem Hause wohnen mußte, welches damals eine armselige Hütte war [1]).

Von solchen Aeltern entstammte Schiller. Ihre Ehe war die ersten acht Jahre kinderlos, bis sie endlich durch sechs Sprößlinge beglückt wurde, von denen aber zwei bald nach der Geburt starben. Elisabetha Christophine Friederike wurde am 4. September 1757, zwei Jahre vor ihrem großen Bruder, geboren, und lebt allein von ihren Geschwistern noch jetzt im glücklichen Greisenalter in Meiningen. Auch die zweite Schwester, das dritte Kind der Aeltern, Dorothea Luise, 1767 geboren, überlebte den Bruder; der Jüngsten, Nanette, aber war nur ein kurzes Erdenloos beschieden. Diese Schwestern werden wir dem liebenden Bruder, durch unsere ganze Darstellung, zeitlebens innigst verbunden sehen.

Johann Christoph Friedrich Schiller erblickte am 11. November [2]) 1759 in dem Geburtsstädtchen seiner

---

1) G. Schwab a. a. O., S. 96.

2) So G. Schwab nach einer „Notiz des Oberamtsrichters Rooschütz zu Marbach" oder, wie Schwab sonst wo sagt, nach

Mutter, in Marbach, das Licht der Welt. Die Mutter hatte ihren Gatten, der damals Lieutenant im Infanterieregiment des Generalmajors Romann war, in dem Lager besucht, wo er bei den gewöhnlichen Herbstübungen des württembergischen Militairs sich aufhielt, und in seinem Zelte fühlte sie die ersten Anzeichen ihrer nahen Niederkunft. So wäre Schiller beinahe in einem Lager geboren worden; doch gelang es der Mutter noch, nach Marbach in das Haus ihrer Aeltern (diese wohnten damals noch

---

„dem Marbacher Taufregister und nach drei verschiedenen, zu verschiedener Zeit aus demselben genommenen Abschriften." Dagegen gibt der musterhaft genaue Petersen (dessen sämmtliche handschriftliche Schilleriana in meinen Händen sind) den 10. November als Geburtstag an „nach des Obersten Faber zuverlässigen Urkunden," die ihm von einem gewissen Glaser ausgezogen worden waren. Frau von Wolzogen nennt ebenfalls den 10. November, wodurch Schiller's und seiner Gemahlin Meinung zugleich hinlänglich ausgesprochen ist. Aber in einem Briefe Luisens an Schiller steht in der Ueberschrift: „Den 11. November, als am Geburtstage des lieben Bruders, wozu ich in Gedanken alles Glück und Segen wünsche." Diese Angabe aus dem Aelternhause überwiegt die des lang entfernten Sohnes, welche wahrscheinlich mit der des Obersten Faber aus der Karlsschule eine gemeinschaftliche irrige Quelle hat, und ich trete daher um so mehr den Ermittlungen Schwab's bei, zumal da auch Petersen auf einem Zettel die Zahl „11" ursprünglich geschrieben hatte, nachher aber wieder auslöschte.

nicht in dem Thorwartshause, sondern in ihrem frühern Hause an dem Marktplatze, in der Nähe eines großen Brunnens) zu kommen, wo sie von dem Knaben entbunden wurde. Der fromme Vater empfing, wie er selbst schreibt, das große Geschenk des Himmels mit dem Gebete, daß Gott ihm an Geistesstärke zulegen möge, was er selbst aus Mangel an Unterricht nicht habe erreichen können. Hatte Kaspar Schiller sich im Verlauf der Jahre auch mancherlei, namentlich medicinische, militairwissenschaftliche und landwirthliche Kenntnisse angeeignet, so empfand er doch das Ungenügende seines Wirkens um so bestimmter, je tüchtiger er von Charakter war.

Zur Taufe in der Pfarrkirche zu Marbach wurde der Knabe gehoben, unter Anderen, von dem Gönner des Schiller'schen Hauses, einem Kammerherrn und Obersten, Christoph Friedrich von Gabelenz, und von einem weitläufigen Vetter, Johann Friedrich Schiller, der im Marbacher Taufbuche als Studiosus philosophiae aufgeführt ist. Von beiden Pathen erhielt der Täufling seine Vornamen Johann Christoph Friedrich. Jener damals schon ziemlich bejahrte Student der Philosophie ist uns deßwegen merkwürdig, weil er bald für einen väterlichen Oheim, bald für einen Bruder des Dichters gehalten wurde, der doch der einzige Sohn seiner Aeltern war. Er scheint ein abenteuerlicher Mensch gewesen zu seyn, der sich bald nachher in Aufträgen eines Ministers des Herzogs Carl von Württemberg in Holland aufhielt, dann als Uebersetzer namhafter

englischer Werke in London lebte, und zuletzt, um 1790, eine Buchdruckerei in der ehemaligen Karthause bei Mainz besaß. Seine (zuerst im Jahr 1777 erschienene) Uebersetzung von Robertson's Geschichte von Amerika ist fälschlich für eine Arbeit des Dichters Schiller ausgegeben worden [1]). So beschränkt sich die Verwandtschaft und Einerleiheit dieses Doppelgängers von Schiller auf eine ferne Vetterschaft, und auf große Uebereinstimmung des Namens.

Bis zum Abschluß des Hubertsburger Friedens, 1763, wo der Vater wieder bleibend in seine Heimath zurückkehrte, also über drei Jahre lang, blieb der kleine Friedrich im großväterlichen Hause unter der ausschließlichen, sanften Pflege der Mutter. Sie war von Gestalt wohlgebaut und schlank, ohne eben groß zu seyn, der Hals lang, die Haare sehr blond, beinahe roth, die Augen etwas kränklich, das Gesicht ziemlich sommerfleckig, aber die Züge von Milde und Güte belebt. Und, wie Kant, so wuchs auch Schiller in allem diesem als das Ebenbild seiner Mutter heran, während er mit der kurzgedrungenen Statur, den lebhaften Augen und der hochgewölbten Stirne seines Vaters nichts gemein hatte. Auch er war blauaugig, langhalsig, sommersprossig und rothlockig, und dazu noch leberfleckig. Was ihr an Ausbildung und

---

[1]) Siehe die Broschüre: „Schiller's Bruder, ein Curiosum," von G. Schwab.

vielleicht auch an Anlagen des Verſtandes abging, erſetzte ſie reichlich durch Innigkeit des Gefühls. Sie war, wie Schiller's Jugendfreund Peterſen ſagt, ein ſanftes, pflichtgetreues Weib, und wie alle ihre Briefe bezeugen [1]), das frömmſte, zärtlichſte Mutterherz. Die Gedichte von Uz und Gellert waren ihr lieb, beſonders als geiſtliche Dichtungen, und, wenn die Nachricht wahr iſt, verſtand ſie es auch, die Harfe zu ſpielen, und ihre Empfindungen in Verſen auszuſprechen.

In der Wärme einer ſolchen Mutterliebe entfalteten ſich in dem anmuthigen Marbach die Gemüthskeime des Kindes friedlich und harmoniſch. Er war mit einem zarten Körper geboren, welcher von den gewöhnlichen Kinderkrankheiten hart angegriffen wurde, und krampfhaften Zufällen ausgeſetzt war.

Mit dem aus dem Kriege heimkehrenden Vater kam ein neues Element in die Familie. Der Hauptmann Schiller war ein Mann von militairiſcher Ordnungsliebe und feſter Strenge, die ſich auch ſchon in ſeiner klaren, beſtimmten und ſcharf verſtändigen Sprache ausdrückte. In Thätigkeit, Pflichttreue und Rechtlichkeit konnte er als Muſter gelten. Ein ſonſt bewährter Zeuge ſagt, Schiller's

---

1) Dieſe Briefe der Mutter, des Vaters, der Geſchwiſter ꝛc., ſo wie der meiſten Freunde an Schiller, ſind in meinen Händen, und ich werde ſie benutzen, ohne ſie immer namhaft zu machen.

Vater sey ohne hervorstechende Geistesvorzüge, vielmehr ein etwas schiefer, abenteuerlicher, meistens mit seltsamen Gedanken und Entwürfen beschäftigter Kopf gewesen. Dieß Letztere soll vielleicht von früheren Jahren gemeint seyn. In seinen Briefen erscheint er durchaus als verständiger, umsichtiger Mann, dem zu abenteuerlichen Entwürfen die Phantasie fehlte, und der es wahrlich nicht nöthig hatte, sich seine für den Druck bestimmten Manuscripte über Baumzucht corrigiren zu lassen. Denn seine Briefe sind orthographisch geschrieben, und verrathen überhaupt einen beträchtlichen Grad von Bildung. Mit den genannten Eigenschaften verband er eine altgläubige Frömmigkeit, in welcher sein Charakter der Seele seiner Gattin begegnete, so daß Gottesfurcht und der aus ihr hervorgehende Geist eines ehrbaren, sittlichen Wandels der Lebensathem der Familie war. Er hatte selbst ein sehr langes, freilich etwas geschmackloses Gebet gemacht, welches er, wenigstens in späteren Jahren, jeden Morgen an Gott richtete, und das so anfing:

„Treuer Wächter Israel's!
Dir sey Preis und Dank und Ehren;
Laut betend lob' ich Dich,
Daß es Erd' und Himmel hören" ꝛc.

Gleich dem Körper war auch die Seele des kleinen Fritz leicht empfänglich und zart organisirt. Wenn der Vater im Kreise der Seinen dieß Morgengebet sprach, oder wenn er aus der Bibel vorlas, so hatte er an dem

vielleicht auch an Anlagen des Verstandes abging, ersetzte sie reichlich durch Innigkeit des Gefühls. Sie war, wie Schiller's Jugendfreund Petersen sagt, ein sanftes, pflichtgetreues Weib, und wie alle ihre Briefe bezeugen [1]), das frömmste, zärtlichste Mutterherz. Die Gedichte von Uz und Gellert waren ihr lieb, besonders als geistliche Dichtungen, und, wenn die Nachricht wahr ist, verstand sie es auch, die Harfe zu spielen, und ihre Empfindungen in Versen auszusprechen.

In der Wärme einer solchen Mutterliebe entfalteten sich in dem anmuthigen Marbach die Gemüthskeime des Kindes friedlich und harmonisch. Er war mit einem zarten Körper geboren, welcher von den gewöhnlichen Kinderkrankheiten hart angegriffen wurde, und krampfhaften Zufällen ausgesetzt war.

Mit dem aus dem Kriege heimkehrenden Vater kam ein neues Element in die Familie. Der Hauptmann Schiller war ein Mann von militairischer Ordnungsliebe und fester Strenge, die sich auch schon in seiner klaren, bestimmten und scharf verständigen Sprache ausdrückte. In Thätigkeit, Pflichttreue und Rechtlichkeit konnte er als Muster gelten. Ein sonst bewährter Zeuge sagt, Schiller's

---

1) Diese Briefe der Mutter, des Vaters, der Geschwister ꝛc., so wie der meisten Freunde an Schiller, sind in meinen Händen, und ich werde sie benutzen, ohne sie immer namhaft zu machen.

Vater ſey ohne hervorſtechende Geiſtesvorzüge, vielmehr ein etwas ſchiefer, abenteuerlicher, meiſtens mit ſeltſamen Gedanken und Entwürfen beſchäftigter Kopf geweſen. Dieß Letztere ſoll vielleicht von früheren Jahren gemeint ſeyn. In ſeinen Briefen erſcheint er durchaus als verſtändiger, umſichtiger Mann, dem zu abenteuerlichen Entwürfen die Phantaſie fehlte, und der es wahrlich nicht nöthig hatte, ſich ſeine für den Druck beſtimmten Manuſcripte über Baumzucht corrigiren zu laſſen. Denn ſeine Briefe ſind orthographiſch geſchrieben, und verrathen überhaupt einen beträchtlichen Grad von Bildung. Mit den genannten Eigenſchaften verband er eine altgläubige Frömmigkeit, in welcher ſein Charakter der Seele ſeiner Gattin begegnete, ſo daß Gottesfurcht und der aus ihr hervorgehende Geiſt eines ehrbaren, ſittlichen Wandels der Lebensathem der Familie war. Er hatte ſelbſt ein ſehr langes, freilich etwas geſchmackloſes Gebet gemacht, welches er, wenigſtens in ſpäteren Jahren, jeden Morgen an Gott richtete, und das ſo anfing:

„Treuer Wächter Israel's!
Dir ſey Preis und Dank und Ehren;
Laut betend lob' ich Dich,
Daß es Erd' und Himmel hören" ꝛc.

Gleich dem Körper war auch die Seele des kleinen Fritz leicht empfänglich und zart organiſirt. Wenn der Vater im Kreiſe der Seinen dieß Morgengebet ſprach, oder wenn er aus der Bibel vorlas, ſo hatte er an dem

vier- bis fünfjährigen Sohne den aufmerksamsten Zuhörer. Die gefalteten Händchen, die fromm emporgerichteten Augen, und die Andacht in dem ausdrucksvollen, von langen Haaren umwallten Kindesgesichte, gewährten dann einen anziehenden Anblick. Schon frühe war der Knabe auf Alles aufmerksam und unerschöpflich im Fragen, bis er den Inhalt dessen, was man ihm sagte oder vorlas, verstanden hatte. Die Mutter pflegte an Sonntagsnachmittagen ihrem Sohne und ihrer ältesten Tochter Christophine auf Spaziergängen das Evangelium auszulegen, über welches an dem Tage gepredigt worden war. Als sie einst an einem Ostermontage über Christus sprach, wie er in Begleitung zweier Jünger nach Emaus wanderte, vergossen die beiden Geschwister heiße Thränen. Auch für die Schönheiten der Natur erweckte die Mutter den Sinn ihrer Kinder.

An diese älteste Schwester schloß sich der kleine Fritz auf's engste an, und es ist begreiflich, daß sie ihm schon durch die Macht des Umgangs näher trat, als die später geborenen Schwestern. Sie hatte aber auch an Gestalt und Charakter eine große Aehnlichkeit mit dem Bruder, und war auch von den Aeltern hochgeschätzt und geliebt. Ein schönes Talent für das Zeichnen entwickelte sich schon frühe in ihr, und wurde von ihr noch im höchsten Alter ausgeübt.

Im Jahre 1765 [1]) erzählt uns Schiller's Schwägerin,

---

[1]) In einem Notizenbuche von 1799 schreibt Schiller eigenhändig: „im Jahr 1760 nach Gmünd und Lorch." Irrt sich

Frau von Wolzogen, welcher wir die meiſten dieſer Nachrichten über Schiller's Kinderjahre verdanken, ſchickte der regierende Herzog Carl von Württemberg den Vater als Werbeofficier nach der Reichsſtadt Schwäbiſch Gmünd und befahl ihm, mit ſeiner Familie im Dorf und Kloſter Lorch, als nächſtem württembergiſchen Gränzorte, zu wohnen. „Dadurch", fügt Schwab bei, „wurde der Knabe im ſechsten Jahre aus dem lachenden Neckarthale in die ernſte Stille eines von Nadelhölzern umſtellten Wieſengrundes verſetzt. Das Dorf Lorch liegt am Fuße des Hügels, den ſchon auf der Staffel eines Tannengebirges die Kloſtergebäude krönen, vor deren Mauern auf einem Vorſprunge eine uralte Linde Wache hält; der Hohenſtaufen mit einem Gefolge von Bergen blickt nach dem Kloſter herüber, das zahlreiche Gräber jenes erlauchten Geſchlechtes umſchließt; in der Tiefe ſchlängelt ſich der Remsfluß freundlicheren Gegenden und ſegensreichen Rebenpflanzungen zu." In dieſer anziehenden Gegend wurden von dem jungen Schiller

---

nun Schiller vielleicht in der Jahreszahl, ſo kann er doch nicht bis in ſein ſechstes Jahr in Marbach gewohnt haben, weil er ſonſt noch Erinnerungen von dieſer Zeit hätte haben müſſen, die ihn verhinderten, 1760 ſich ſchon nach Lorch zu verſetzen. Nach einer andern Nachricht hatte der Hauptmann Schiller vor ſeinem Aufenthalt in Lorch zwei Jahre Quartier in Ludwigsburg (oder Cannſtadt), wovon aber jenes Notizenbuch nichts ſagt. Hat vielleicht Schiller gegen Frau von Wolzogen Recht?

in Geſellſchaft der Schulgenoſſen, der geliebten Schweſter und auch wohl der Aeltern, häufige Spaziergänge gemacht. Der Vater deutete ihm die ehrwürdigen Trümmer des Stammſchloſſes der Hohenſtaufen, und mit einer bedeutenden Anſchauung zogen die erſten großen hiſtoriſchen Vorſtellungen in ſein Gemüth ein; Friedrich durfte den Vater in die Uebungslager, zu den Förſtern im Walde und weiter auf das ſchöne Luſtſchloß Hohenheim begleiten. Begierig hörte er ihn von ſeinen Feldzügen erzählen. Jenes Kloſter, welches die Gräber der Hohenſtaufen bewahrt, ward von beiden Geſchwiſtern häufig beſucht, gewiß nicht ohne ernſte Eindrücke und ahnungsvolle Schauer in den empfänglichen Kinderherzen zurückzulaſſen. Er ging gern in Kirche und Schule, bisweilen jedoch verſäumte er ſie, um einen Ausflug in die nahen Berge zu machen. Auch auf eine Capelle des Kalvarienberges bei dem nahe gelegenen Gmünd, zu welcher der Weg durch die Leidensſtationen führte, wandelten ſie gern.

Schiller bewahrte für die Gegend von Lorch immer eine große Anhänglichkeit, und als er die Carlsakademie verlaſſen hatte, war es einer ſeiner erſten Ausflüge mit ſeiner älteſten Schweſter, um ſich hier wieder in die glücklichen Tage ſeiner Kindheit zu verſetzen. Ohne Zweifel hat der dreijährige Aufenthalt an dieſem Orte und ein ununterbrochener Verkehr mit der freien Natur in ihm die Neigung zum Landleben, das Gefühl für Naturſchönheiten

und den Hang zur Einſamkeit, ſo wie den Sinn für Unabhängigkeit zuerſt erweckt und begründet.

In dieſer ländlichen Stille erhielt der junge Friedrich den erſten regelmäßigen Unterricht im Leſen, Schreiben und in den Anfängen des Lateiniſchen, ja auch ſchon des Griechiſchen. Der Ortsdiakon Moſer, ein Freund des Schiller'ſchen Hauſes, unterrichtete ihn zugleich mit ſeinen eigenen Söhnen. Dieſem würdigen Geiſtlichen hat Schiller durch die wohlwollende Charakterſchilderung des Paſtors Moſer, in den Räubern, ein bleibendes Denkmal geſtiftet. In einem der Söhne des Pfarrers, Chriſtoph Ferdinand (nicht Carl) [1]) Moſer, fand Schiller ſeinen erſten Jugendfreund, welcher auch ſpäter mit ihm in Ludwigsburg die lateiniſche Schule beſuchte.

Die Anhänglichkeit an den ſanften, redlichen Geiſtlichen und ſeine Familie ſteigerte Friedrich's religiöſen Sinn, der ihm längſt durch die häusliche Erziehung eingeflößt worden war, und in ſeiner idealen Gemüthsrichtung Anklang fand, zu dem Vorſatze, ſelbſt einmal Prediger zu werden. Dieſen Traum der Neigung verwob der lebhafte Knabe ſogleich in ſeine Spiele. Er ſtieg auf einen Stuhl, und fing mit vielem Nachdruck an zu predigen. Welche Sprüche er gelernt, welche Stellen er aus der Bibel, aus Gellert und Uz, die ihm von Vater und Mutter vorgeleſen

---

1) S. Schillers Leben von G. Schwab, Vorerinnerung zum zweiten Druck, S. XVI.

wurden, oder was er aus dem Unterricht und den Predigten seines Lehrers behalten hatte, reihte er zusammen und ließ es auch nicht an einer Eintheilung fehlen. Mutter oder Schwester mußten ihm eine schwarze Schürze als Kirchenrock umbinden und ein Käppchen aufsetzen, und er sah dabei sehr ernsthaft aus. Wenn Jemand lachte oder unaufmerksam war, lief er unwillig davon, oder er ging wohl auch in seinem Vortrage zu einer Strafpredigt über. [1]) „Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel." Der Kindestraum hat ihn nicht getäuscht. Schiller ist wirklich dem Wesen nach ein Prediger geworden, aber nicht von der Kanzel, sondern von der Schaubühne herab; nicht vor einer confessionellen Gemeinde, sondern ein Prediger vor der großen Menschenfamilie.

Milde, Liebe, Güte, Frömmigkeit waren die hervorstechenden Eigenschaften des jungen Schiller während seiner ersten acht Lebensjahre. Diese Humanität des Gemüths war ihm gleichsam angeboren, und wurde durch die Religiosität im Hause der Aeltern, der Geistlichen, ja damals wohl im ganzen Lande, durch die Liebe der Mutter und Schwester, so wie auch durch die Einflüsse einer schönen Natur weiter ausgebildet. Sein Gemüth war biegsam, gefühlvoll, verträglich, mittheilend. Von einem ihm allein bestimmten Gerichte mochte er nicht essen, ohne seinen

[1]) Doch bemerkt Petersen, daß Schiller's Geschwister von diesen Kinderpredigten zwar erzählten, aber seine Jugendfreunde nicht das Mindeste davon wissen.

beiden Schwestern etwas davon mitzutheilen. Einen begangenen Fehler zu läugnen, war er nicht im Stande. Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit lagen schon in seiner fein organisirten Natur. Hülfreich zu seyn, war seine unwiderstehliche Neigung, und da er vom Eigenthum keinen Begriff hatte, so schenkte er an seine Kameraden und an Arme, was er konnte und um was er angesprochen wurde, Bücher, Kleider, Schuhschnallen. Er setzte hierdurch die sparsamen und unbemittelten Aeltern oft in nicht geringe Verlegenheit, und der Vater verfuhr deßwegen oft streng und hart mit ihm. Die Schwester Christophine nannte sich in solchen Fällen, auch wenn sie ganz unschuldig war, wohl als Mitwisserin oder Theilnehmerin, und lenkte die Scheltworte und fühlbaren Züchtigungen des Vaters vom Bruder auf sich ab. Auch suchten die Geschwister durch eine gewisse List sich der Strenge des Vaters zu entziehen. Wenn sie gefehlt hatten, daß sie von ihm Schläge befürchten mußten, so bekannten sie ihrer sanften Mutter zum Voraus ihr Vergehen und baten, um nicht von dem zornigen Vater bestraft zu werden, daß *sie* die Strafe vollziehen möchte. So mußte der Conflict mit dem Vater, wie sehr er auch des Sohnes gute Eigenschaften schätzte, in diesem doch allmälig andere Kräfte, als jene milden Eigenschaften des Herzens entwickeln, Kräfte, welche unter hartem Druck und in der Schule der Widerwärtigkeiten bald gestärkt werden sollten.

Zweites Capitel.

Schiller in der lateiniſchen Schule zu Ludwigsburg, und in der militairiſchen Pflanzſchule auf der Solitude. Bericht an den Herzog über ſich und ſeine Mitſchüler.

Schiller's Aeltern lebten in Lorch in beengten Umſtänden, da der Hauptmann während dieſer ganzen Zeit keinen Sold erhielt, ſondern im Dienſte ſeines Fürſten ſein in den Feldzügen erſpartes kleines Vermögen zuſetzte. Erſt auf eine nachdrückliche Vorſtellung an den Herzog wurde er in die Garniſon von Ludwigsburg verſetzt, wo er den rückſtändigen Sold nach und nach in Terminen ausbezahlt erhielt.

Dieſe Ueberſiedelung fällt in das Jahr 1768. [1]) Da ſich Schiller ganz im Sinne der Aeltern für den geiſtlichen Stand beſtimmt hatte, ſo wurde der neunjährige Fritz in Ludwigsburg ſogleich auf die lateiniſche Schule geſchickt, wo er außer dem Lateiniſchen auch, obgleich ziemlich ſpärlich, im Griechiſchen und Hebräiſchen unterrichtet wurde. Sein Lehrer wurde der Profeſſor Johann Friedrich Jahn, der noch bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts die Ludwigsburger Schule regierte. Er war ein fermer Lateiner, aber, nach Peterſen's Ausſpruch, ein kalter, rauher, murrſinniger Polterer, wie es freilich die meiſten

---

[1]) Nach Schiller's eigenhändigem Notizenbuch „in den December des Jahres 1766."

Präceptoren jener Zeit seyn mochten. In einem Gedicht vom Jahr 1775, Schilderung des menschlichen Lebens, scheint sich Schiller auf ihn zu beziehen:

„Trägt der Knabe seine ersten Hosen,
Steht schon ein Pedant im Hinterhalt,
Der ihn hudelt, ach! und ihm der großen
Römer Weisheit auf den Rücken malt."

Ovid's Tristien, Virgil's Aeneide und einige Oden des Horaz wurden übersetzt. Aber der Lehrer entwickelte diese Schriftsteller nicht, sondern gebrauchte sie nur als Fundgruben von Redeblumen, zierlichen Ausdrücken und Wendungen. Bei einem solchen stockphilologischen Unterricht konnten diese lateinischen Dichter unmöglich einen besondern Eindruck auf ihn machen, und die in ihm schlummernden seltenen Anlagen sich nicht glänzend zeigen. Doch war Schiller immer unter den Ersten seiner Abtheilung und erhielt bei dem jährlichen Landesexamen, welchem er sich vorschriftsmäßig, um nachher als Theologie-Studirender in eine Klosterschule eintreten zu können, auf dem Gymnasium zu Stuttgart viermal unterwarf, jedesmal als das günstigste Zeugniß ein doppeltes A. [1])

Doch nur die Furcht vor dem Lehrer, vor dem Vater, dem er nur schwer zu genügen vermochte, hielt ihn zum Fleiß an. So oft er es konnte, suchte er, dem Schulzwang entronnen, das Freie auf, und spielte mit

[1]) Siehe meine größere Biographie Th. I. S. 15.

seinen Kameraden. In diesen Spielen, bei denen es oft ziemlich wild herging, gab er meistens den Ton an. Er setzte sich bei jüngeren Gespielen in Furcht, imponirte den älteren und jüngeren und wagte sich sogar unverzagt an Erwachsene, wenn er sich von ihnen beleidigt glaubte. In seiner muthwilligen Laune neckte er gern, ohne jedoch seine natürliche Gutmüthigkeit zu verläugnen. So hob sich sein Selbstgefühl nicht allein trotz der harten Schulzucht, sondern sogar durch sie. Als Schüler der obersten Abtheilung wurde er einst von einem Lehrer unschuldiger Weise so gezüchtigt, daß noch nach mehreren Tagen blaue Flecken auf dem Rücken zu sehen waren. Allein er duldete diese Mißhandlung, und klagte sie weder seiner Mutter, noch seinem Vater. [1]) Aber Erwachsenen gegenüber erschien er noch lange als ein eingeschüchterter, ungewandter Knabe, der, wie Petersen sagt, wegen seines linkischen Wesens vom Vater und den Lehrern Püffe und Ohrfeigen in Menge bekam.

Auf der lateinischen Schule zu Ludwigsburg mußten die Zöglinge Glückwünsche zum Neujahr schreiben. Schiller brachte seinen lateinischen prosaischen Glückwunsch für das neue Jahr 1769 zugleich in deutsche Verse und dieses ist sein erstes Gedicht, welches sich noch erhalten hat. [2]) Es

1) So Petersen nach Reinwald im N. Literar. Anzeiger. 1807. Nr. 49, S. 780 f.

2) Siehe meine Nachlese zu Schiller's Werken bei Cotta Bd. 1, S. 5.

ist ganz im frommen Styl eines Kirchenliedes. Daß er fleißig geübt wurde, lateinische Verse zu machen, konnte als Vorübung zum Dichten in der Muttersprache angesehen werden. Sein Lehrer Jahn war ein gewandter Versificator.

Erst gegen das eilfte Lebensjahr trat allmälig, von gewissen Seiten, das Ungewöhnliche seiner Natur hervor. Schon in diesem Alter verlor er den Geschmack an den herrschenden Knabenspielen, am Ballspiel, Springen, an Possen und Thorheiten. In den Freistunden schlenderte er mit einem ausgewählten Freunde in Ludwigsburgs reizenden Baumpflanzungen oder in den schönen naheliegenden Gegenden umher. Kindisch-chimärische Plane für das zukünftige Leben, Klagen über das harte Schicksal, Gespräche übet die tiefumnachtete Zukunft waren dann seine gewöhnliche, liebste Unterhaltung. Den leidigen Schulzwang, dessen er sich früher durch tolles Knabenspiel entledigt hatte, überflog er jetzt mit den Fittigen des Gedankens. Unter peinlicher Einschränkung erwachte die tragische Stimmung, der Beruf seines Lebens.

Diese freien Phantasiespiele zeigten sich bei einer Veranlassung, an welche der Dichter selbst seinen ehemaligen Schulkameraden, den Hofmedicus Elwert in Cannstadt, nach mehr als zwanzig Jahren mit der lebendigsten Erzählung aller Umstände wieder erinnerte. Er hatte mit diesem als Secundaner den Katechismus in der Kirche aufzusagen. Ihr Religionslehrer, wie Petersen sagt, ein beschränkter, bösartiger Frömmling, drohte ihnen, sie

durch und durch zu peitschen, wenn sie auch nur ein Wörtchen fehlen sollten. Die Knaben fingen nach ergangener Frage mit zitternder Beklemmung an, brachten jedoch ihre Aufgabe ohne Anstoß zu Ende. Dafür erhielt jeder eine Belohnung von zwei Kreuzern. Sie beschlossen dafür auf dem Hartenecker Schlößchen saure Milch zu essen. Allein diese war hier nicht zu haben, und der Preis von Käse und Brod ging über ihre Baarschaft. Mit leerem Magen wanderten sie daher nach Neckarweihingen, wo sie endlich für drei Kreuzer eine Milch erhielten, in einer reinlichen Schüssel und sogar mit silbernen Löffeln, und sich für den noch übrigen Kreuzer Johannistrauben kauften. Ueber dieses köstliche Mahl gerieth Schiller in eine poetische Begeisterung. Als die Knaben das Dorf verlassen hatten, stieg er auf den Hügel, von welchem man Harteneck und Neckarweihingen überschauen kann, und sprach in einer gereimten pathetischen Ergießung über den Ort, der sie hungrig entlassen, seinen Fluch, über den andern, der ihnen Labung gegeben, seinen Segen. Billig, sagt Petersen, sollte diese Anhöhe Schillershügel heißen.

Da Schiller'n die christliche Lehre unter einer solchen Form beigebracht wurde, konnte sie in Gemüth und Gesinnung keine Wurzel schlagen. Frau von Wolzogen sagt, es scheine ihr, als sey er mit harten Dogmen in frühestem Jugendunterricht gequält worden. Schwab

versichert: [1]) Der Superintendent Zilling in Ludwigsburg, der Religionslehrer seiner Kabenjahre, ist noch jetzt im Munde des Volkes als ein „lutherischer Pfaffe“ verschrieen. Ein und dieselbe Sache wurde ihm durch häusliche Einflüsse werth und durch den Unterricht widerwärtig. Doch jene überwogen und er blieb seiner Neigung zum geistlichen Stande treu.

Als neunjähriger Knabe sah er zum ersten Male in Ludwigsburg das Theater. Ungeachtet nur pomphafte Opern und Ballete gegeben wurden, machte die Bühne doch Eindruck auf ihn. Er vergnügte sich geraume Zeit, mit ausgeschnittenen Papierdocken dramatische Scenen darzustellen, und soll auch, wie Ariost in seiner Kindheit, mit seinen Schwestern kleine Schauspiele aufgeführt haben.

Im Jahr 1770 zog die Schiller'sche Familie nach der Solitude bei Stuttgart, und der Knabe, welcher in Ludwigsburg zurückblieb, mußte von dieser Zeit an, zwei Jahre lang, Kost und Wohnung bei dem lateinischen Magister nehmen. Der Hauptmann Schiller nämlich, von jeher ein Liebhaber des Gartenbaues und der Baumzucht, hatte in Ludwigsburg eine Baumschule angelegt, die guten Erfolg hatte. Der regierende Herzog Carl übertrug ihm nun die Oberaufsicht über alle Gartenanlagen und Baumpflanzungen, welche bei dem damals eben aufgebauten Lustschloß der Solitude angelegt werden sollten. Jetzt eröffnete sich dem

[1]) Ueber den Cultus des Genius S. 122.

Manne ein erwünschter Spielraum für seinen Geschäftsgeist. Er befriedigte in diesem Posten des Herzogs Erwartungen so sehr, daß ihm endlich der Rang eines Majors ertheilt wurde. Er soll hier über sechszigtausend Baumstämme gepflanzt haben.

Die Confirmation des jungen Schiller fiel in das Jahr 1772, als er seinen Cursus in der lateinischen Schule vollendet hatte. Seine Mutter, welche, vermuthlich um dieser kirchlichen Feier beizuwohnen, den Tag vorher mit ihrem Gatten nach Ludwigsburg hinübergekommen war, sah ihren Sohn auf der Straße herumschlendernd, und machte ihm über seine Gleichgültigkeit gegen die wichtige Handlung des folgenden Tages Vorwürfe. Betroffen zog sich der Knabe zurück und überreichte nach wenigen Stunden seinem Vater ein deutsches Gedicht, welches seinen Tauferneuerungsbund zum Gegenstand hatte. Der Vater empfing ihn scherzend mit der Frage: „Bist Du närrisch geworden, Fritz?“ [1]) Wir müssen es aber nach früher Bemerktem in Abrede stellen, daß dieses verloren gegangene Gedicht das erste gewesen sey, welches Schiller zu Papier gebracht habe.

Da Friedrich Schiller die lateinische Schule zu Ludwigsburg nun durchlaufen hatte, so stand er, mit ganzer Beistimmung seiner unbemittelten Aeltern, nun im Begriff, in eine grobe,

---

1) Petersen erinnerte sich bestimmt, diesen letzten Umstand von Schiller's Vater vernommen zu haben.

ſchwarze Kutte gehüllt, ſich der mönchiſchen Zucht in einer der vier Kloſterſchulen des Landes zu unterwerfen, um die neunjährige Laufbahn eines württembergiſchen Seminariſten zu durchlaufen. Wie hätte ſich ſein angeregter Dichtergeiſt innerhalb dieſer dumpfen Mauern entwickeln können, wo alle deutſche Literatur in die Acht erklärt war, und Sprachwiſſerei und die Glaubenslehre des ächten Lutherthums beinahe ausſchließlich gelehrt wurden? Doch die Vorſehung hatte es anders über ihn verhängt.

Der Herzog Carl, welcher im reifern Alter durch edlere Zwecke und höheres Streben die Selbſtbefriedigung zu erlangen ſuchte, welche ſeiner ungeſättigten Leidenſchaft bisher Sinnenluſt, ausländiſche Kunſtgenüſſe, Glanz und Luxus nicht hatten gewähren können, war, unter anderen löblichen Unternehmungen, auch auf die Idee gekommen, auf ſeiner Solitude ein weitläufiges Lehr- und Erziehungsinſtitut zu errichten. Der Herzog hatte nämlich ſeine bisher wandelbare Liebe für das ſchöne Geſchlecht im Jahr 1772 einer einzigen Frau zugewendet, der geſchiedenen Baroneſſe Franziſca von Leutrum, die er ſchnell zur Reichsgräfin von Hohenheim, und ſpäter, nachdem Schiller ſein Geburtsland bereits verlaſſen hatte, zu ſeiner rechtmäßigen Gemahlin erhob. Die anmuthige, gütige Franziſca, welche Wiſſenſchaft und Kunſt liebte, feſſelte nicht allein die Sinnlichkeit des Herzogs, ſondern erweckte auch edlere Triebe und Beſtrebungen in ſeiner Seele, ſo daß ſich von ihr hauptſächlich die Umwandlung des in ſeiner erſten

Regierungsperiode verhaßten, dagegen in seiner zweiten, trotz seines autokratischen Regiments, gefeierten, und auch jetzt noch nicht vergessenen Herzogs Carl herschreibt. So bestärkte sie ihn auch in dem Gedanken jenes Instituts, und als dasselbe ins Leben getreten war, begünstigte sie es fortwährend. Ursprünglich war auf der Solitude nur ein militairisches Waisenhaus für vierzehn Soldatenkinder, aber schon im zweiten Jahre, 1771, wurde die Anstalt erweitert, und erhielt den Namen militairische Pflanzschule, weil alles nach milltairischer Regel eingerichtet wurde, und die Zöglinge meistens Söhne von Officieren oder von gemeinen Soldaten waren, mit Ausnahme einiger Söhne von „rechtschaffenen Bürgern." Die Anstalt umfaßte bald gegen dreihundert Knaben und Jünglinge von zehn bis sechszehn Jahren, auch aus dem Auslande. Die Emporbringung und Organisation dieser Schule ward schnell ein Lieblingsgeschäft des Herzogs, und wie sein Eigenwille sich auf das Speciellste erstreckte und alles selbst reguliren wollte, so gab er jetzt Schulvorstehern auf, ihm geeignete Zöglinge für seine Pflanzschule namhaft zu machen. Da wurde ihm durch den Lehrer Jahn auch der Sohn des Hauptmanns Schiller empfohlen, und sogleich machte der Herzog diesem das Anerbieten, den jungen Friedrich in der Pflanzschule kostenfrei unterrichten und erziehen zu lassen. Dieser Antrag verursachte in der Familie große Bestürzung, weil er den langgehegten Plan, daß Schiller sich dem geistlichen Stande widmen sollte, vereitelte, zu

welchem man auf der Pflanzschule sich nicht vorbereiten konnte. Der Vater machte eine freimüthige Gegenvorstellung an den Landesherrn. Dieser aber wiederholte sein Begehren noch zweimal, und da er gewohnt war, jeden seiner Wünsche als Befehl befolgt zu sehen, so durfte die Gnade nicht länger abgelehnt werden. Es war auch Vieles, was die Aeltern, besonders den Vater, beruhigen, und mit dem Willen des Herzogs versöhnen konnte. Schiller selbst aber fühlte sich mit Schmerz gewaltsam aus seiner Neigung gerissen, und eine Stimme erhob sich in seinem Innern gegen den eigenmächtigen Eingriff des Gebieters in seinen Lebensplan.

Im vierzehnten Lebensjahre, am 17. Januar 1773, trat Schiller in die militairische Pflanzschule an dem Wohnorte seiner Aeltern, auf der Solitude, mit dem Vorsatz, Jurisprudenz zu studiren, denn die Wahl des Berufsstudiums war ihm vom Herzog freigestellt worden. Doch im ersten Jahre setzte er die Beschäftigung mit den alten Sprachen fort, lernte Französisch, und wurde in den Lehren des Christenthums, in Geographie, Geschichte und den Anfangsgründen der Mathematik unterrichtet.

Diese Bildungsanstalt erhielt erst allmälig mit ihrer größern Ausdehnung eine festere Organisation. Die Zöglinge waren in adlige und bürgerliche getheilt, jene Classe hieß Cavaliere, diese Eleven. Als ihre Gesammtzahl dreihundert zählte, war jede Classe in drei Abtheilungen rangirt, von denen jede ihren besondern Schlafsaal hatte;

jede Abtheilung aber unter einen Hauptmann mit zwei Unterofficieren, jede Classe unter einen Major, und das Ganze damals unter den Obersten von Seeger gestellt. Anfänglich standen den Abtheilungen als Oberaufseher Sergeanten vor, die ein solches Commando führten, daß man in ihrer Nähe nicht zu athmen wagte. Harte Strafen züchtigten Nachlässige und Widerspenstige, und einmal wollten Zöglinge beim Befehl körperlicher Züchtigung das Schreckenswort vernommen haben: „Bis Blut kommt!“ Die Eleven waren meistens zu Malern, Bildhauern, Architekten, Stuccatoren, Gärtnern, ja sogar zu Schneidern und Schuhmachern, die Cavaliere hingegen vorläufig für den Militairdienst bestimmt. Bald aber wurden mit Ausnahme der Theologie, für welche die älteren mönchischen Klosterschulen und das Stift zu Tübingen in seltsamem Contrast mit diesem prunkenden Erziehungshaus der modernen Cultur fortbestanden, alle Wissenschaften in das Institut aufgenommen, zuletzt noch die Medicin. Jetzt stellte man allmälig fünfzig Professoren und Lehrer an, und theilte die Zöglinge nach den Lehrgegenständen in vierundzwanzig Divisionen. Dieß geschah schon im Jahr 1774, wo die Anstalt auch den Namen „Militairakademie“ erhielt.

Die strengste militairische Form herrschte in diesem künstlich zusammengesetzten Staate. Das Commando führte die Schüler in den Speisesaal, in das Schlafgemach, in die Lehrzimmer, zum Gebet. Ein gleichmäßiges Tempo regelte

jede Bewegung. Den Ehrgeiz der Zöglinge ſuchte man durch Preismedaillen und einen Orden zu erwecken. Ueber den Anzug hat uns Scharffenſtein aus dem Elſaß, ein Eleve der Militairſchule, nachher Generallieutenant in würtembergiſchen Dienſten, folgende Zeichnung gegeben: „Die Officiersſöhne hatten gewöhnlich hellblaue, commißtuchene Weſten mit Aermeln; der Kragen- und Aermelaufſchlag war von ſchwarzem Plüſch, die Beinkleider von weißem Tuche, der Kopfputz, ein kleiner Hut, zwei Papilloten an jeder Seite, ohne Puder. Alles trug ſehr lange falſche Zöpfe, nach einem beſtimmten Maße. Der Paradeanzug hatte mehrere Gradationen, und zum größten Putze trug Alles Uniformen. Es gab z. B. eine Parade von geringerem Grade, wo zwar der gewöhnliche Anzug ſtatt fand, aber mit vier Papilloten an jeder Seite in zwei Etagen und Puder. Da ſah unſer Schiller komiſch aus. Er war für ſein Alter lang, hatte Beine, beinahe durchaus mit den Schenkeln von einem Caliber, ſehr langhalſig, blaß, mit kleinen, rothumgränzten Augen. Er war einer der unreinlichſten Burſchen der Anſtalt. Und nun dieſer ungeleckte Kopf voll Papilloten mit einem enormen Zopfe. Ich könnt' ihn noch malen!" — Wegen dieſer Unreinlichkeit mußte ſich der Eleve Schiller auch von dem Oberaufſeher, dem Sergeanten Nies, der die Zucht mit fürchterlicher Strenge handhabte, einen „Schweinpelz" ſchelten laſſen.

Bei einer ſolchen Dreſſur des Körpers wie des Geiſtes konnte es am allerwenigſten unſerm jungen Freunde wohl

werden. Nach einem halben Jahre, am 12. Juli 1773, hören wir ihn in einem Briefe an seinen Freund, den jungen Moser in Ludwigsburg, klagen: „Dein Friedrich ist nie sich selbst überlassen; den einmal festgesetzten Unterricht muß er anhören, prüfen und repetiren, und Briefe an Freunde zu schreiben (setzt er sich entschuldigend hinzu) steht nicht in unserm Schulreglement. Säheſt Du mich, wie ich neben mir Kirsch's Lexikon liegen habe und vor mir das Dir bestimmte Blatt beschreibe, Du würdest auf den ersten Blick den ängstlichen Briefsteller entdecken, der für dieses geliebte Blatt einen nie gesehenen Schlupfwinkel in einem geistesarmen Wörterbuche sucht."

In Betreff der wissenschaftlichen Fortschritte Schiller's bis zu der Zeit, wo er das Rechtsstudium anfing, weichen die Urtheile zweier Schulgenossen von einander ab. Der bewährte, streng urtheilende Petersen sagt, Schiller habe außer dem Lateinischen, worin er aber Meister gewesen sey, in allen übrigen schon in Ludwigsburg begonnenen Disciplinen beinahe nichts gelernt. Der andere Schulfreund, von Hoven, den er schon von Ludwigsburg her kannte, erzählt uns: er habe in den gelehrten Sprachen bedeutende Fortschritte gemacht, habe die französische Sprache bald bis zum geläufigen Verständniß ihrer Schriftsteller kennen lernen, und sey auch in den sogenannten Vorbereitungswissenschaften nicht zurückgeblieben. Diese letztere Angabe wird auch durch die Nachricht bestätigt, daß, wie in den Listen noch zu finden ist, „Johann Christoph Friedrich Schiller

von Marbach", am 14. December 1773, in Gegenwart des Herzogs, welcher Alles selbst beaufsichtigend den Schulfeierlichkeiten, und häufig auch den Lehrstunden beizuwohnen pflegte, den ersten Preis im Griechischen erhielt. „Um jedoch seine Stärke in dieser herrlichen Sprache nicht zu überschätzen", fügt Petersen bei, „muß man wissen, daß er eigentlich nur weniger schwach darin war, als seine Mitbewerber, und daß die ganze Aufgabe bloß in Erklärung äsopischer Fabeln bestand. Ueber Hippokrates' Aphorismen brachte Schiller es auch späterhin nicht hinaus, und den Plutarch las er nicht in der Ursprache." Aber in der Rechtswissenschaft, die er sich seit dem Jahr 1774 (also im fünfzehnten Lebensjahre!) zum Studium machen sollte, wollte es ihm nicht gelingen. Hier blieb er offenbar hinter seinen Mitschülern zurück. Seine Lehrer hielten ihn sogar für talentlos. Nur der scharfe Blick des Herzogs durchschaute seine Anlagen, und nahm seinen Zögling gegen die Lehrer in Schutz: „Laßt mir diesen nur gewähren", sprach er, „aus dem wird etwas."

Schiller's Fortschritte konnten nicht alle Anforderungen erfüllen, denn sein Sinn war ausschließlich auf das Studium poetischer Werke gerichtet. Er hatte Klopstock's Werke kennen lernen, die gleichsam seine ganze Seele verschlang. In Klopstock's Oden und der Messiade fand er die willkommenste Nahrung für sein liebendes Herz, seinen frommen Sinn, sein poetisches Talent. Seine Beschäftigung mit Klopstock war kein flüchtiges, gleichsam naschendes Genießen, sondern

werden. Nach einem halben Jahre, am 12. Juli 1773, hören wir ihn in einem Briefe an seinen Freund, den jungen Moser in Ludwigsburg, klagen: „Dein Friedrich ist nie sich selbst überlassen; den einmal festgesetzten Unterricht muß er anhören, prüfen und repetiren, und Briefe an Freunde zu schreiben (setzt er sich entschuldigend hinzu) steht nicht in unserm Schulreglement. Säheſt Du mich, wie ich neben mir Kirsch's Lexikon liegen habe und vor mir das Dir bestimmte Blatt beschreibe, Du würdeſt auf den ersten Blick den ängstlichen Briefsteller entdecken, der für dieses geliebte Blatt einen nie gesehenen Schlupfwinkel in einem geistesarmen Wörterbuche sucht."

In Betreff der wissenschaftlichen Fortschritte Schiller's bis zu der Zeit, wo er das Rechtsstudium anfing, weichen die Urtheile zweier Schulgenossen von einander ab. Der bewährte, streng urtheilende Petersen sagt, Schiller habe außer dem Lateinischen, worin er aber Meister gewesen sey, in allen übrigen schon in Ludwigsburg begonnenen Disciplinen beinahe nichts gelernt. Der andere Schulfreund, von Hoven, den er schon von Ludwigsburg her kannte, erzählt uns: er habe in den gelehrten Sprachen bedeutende Fortschritte gemacht, habe die französische Sprache bald bis zum geläufigen Verständniß ihrer Schriftsteller kennen lernen, und sey auch in den sogenannten Vorbereitungswissenschaften nicht zurückgeblieben. Diese letztere Angabe wird auch durch die Nachricht bestätigt, daß, wie in den Listen noch zu finden ist, „Johann Christoph Friedrich Schiller

von Marbach", am 14. December 1773, in Gegenwart des Herzogs, welcher Alles selbst beaufsichtigend den Schulfeierlichkeiten, und häufig auch den Lehrstunden beizuwohnen pflegte, den ersten Preis im Griechischen erhielt. „Um jedoch seine Stärke in dieser herrlichen Sprache nicht zu überschätzen", fügt Petersen bei, „muß man wissen, daß er eigentlich nur weniger schwach darin war, als seine Mitbewerber, und daß die ganze Aufgabe bloß in Erklärung äsopischer Fabeln bestand. Ueber Hippokrates' Aphorismen brachte Schiller es auch späterhin nicht hinaus, und den Plutarch las er nicht in der Ursprache." Aber in der Rechtswissenschaft, die er sich seit dem Jahr 1774 (also im fünfzehnten Lebensjahre!) zum Studium machen sollte, wollte es ihm nicht gelingen. Hier blieb er offenbar hinter seinen Mitschülern zurück. Seine Lehrer hielten ihn sogar für talentlos. Nur der scharfe Blick des Herzogs durchschaute seine Anlagen, und nahm seinen Zögling gegen die Lehrer in Schutz: „Laßt mir diesen nur gewähren", sprach er, „aus dem wird etwas."

Schiller's Fortschritte konnten nicht alle Anforderungen erfüllen, denn sein Sinn war ausschließlich auf das Studium poetischer Werke gerichtet. Er hatte Klopstock's Werke kennen lernen, die gleichsam seine ganze Seele verschlang. In Klopstock's Oden und der Messiade fand er die willkommenste Nahrung für sein liebendes Herz, seinen frommen Sinn, sein poetisches Talent. Seine Beschäftigung mit Klopstock war kein flüchtiges, gleichsam naschendes Genießen, sondern

ein ernſtes, tagtäglich fortgeſetztes Aufmerken, Empfinden, Beobachten, Vergleichen, Forſchen, Aneignen. Alles Große und Erhabene, Zarte und Weiche, Innige und Geiſtige der Klopſtock'ſchen Gedanken, Gefühle, Anſchauungen, Bilder ſaugte er voll und warm in ſeine Seele ein. Die mächtig erweckten religiöſen Gefühle regten ſogar das Verlangen wieder an, ſich dem geiſtlichen Stande widmen zu dürfen. Nicht ſelten wandelten ihn heilige Schauer und gottesdienſtliches Entzücken an; er ergoß ſich oft in Gebete, und hielt auch in Geſellſchaft Anderer Andachtsübungen, aber nie, ſetzt Peterſen hinzu, geſellte er ſich zu den ſchwärmeriſchen Betbrüdern und verſchrobenen Kopfhängern, die unter dem Namen Pietiſten ebenfalls in der Militairſchule einige Jahre hindurch ihr Weſen trieben. In dieſem religiös-äſthetiſchen Drange griff er zur Bibel in der Luther'ſchen Kernſprache, und ſuchte, und fand hier den Stoff zu einem Epos. Er verſuchte ſchon im Jahr 1773 freilich mehr mit angeſtrengtem Nachſtreben und mühevollem Nachbilden, als mit eigenem Reichthum und ſelbſtſchaffender Kraft, den iſraelitiſchen Geſetzgeber, Moſes, epiſch zu verherrlichen, wie ſein Vorgänger den Welterlöſer beſungen hatte. Außer Klopſtock las er nur noch Virgil's Aeneide, und die Lieder und Hochgeſänge des alten Teſtaments in Luther's Ueberſetzung.

Welchen neuen Reiz erhielt die Lectüre deutſcher Dichter durch das Verbot des Inſtituts, ſie zu leſen! „Daß Du", ſchrieb er an ſeinen Freund Moſer, „eher zum Zwecke kommen würdeſt, das ahnete ich jetzt erſt, da ich durch die

Erfahrung einsehen lernte, daß Dir, einem freien Menschen, ein freies Feld der Wissenschaften geöffnet war. Dem Himmel sey es gedankt, daß in unseren Criminalgesetzbüchern, neben der Strafe des Felddiebstahls, nicht auch eine Pön auf die Diebstähle in entlegenen wissenschaftlichen Feldern gesetzt ist; denn sonst würde ich Armer, der ganz heterogene Wissenschaften treibt, und im Garten der Pieriden manche verbotene Frucht naſcht, längst mit Pranger und Halseisen belohnt worden seyn."

Zu Ende des Jahres 1773 oder zu Anfang des folgenden lernte er, durch einen Freund, Gerstenberg's Ugolino kennen, welches Trauerspiel durch seine rührenden, erhabenen und tief erschütternden Scenen einen fortwirkenden, entscheidenden Eindruck auf sein ideal gestimmtes Gemüth machte; und noch im reifen Mannesalter, wie man aus einem Briefe an Goethe sieht, hielt er dieses Stück in Ehren. Zu seinen Lieblingen gehörten ferner Lessing's Schauspiele, des vielversprechenden Malers Friedrich Müller Gedichte, und seit 1776 Leisewitz's Julius von Tarent. Lessing und Leisewitz halfen seine ganze Darstellungsweise bestimmen. Besonders aber bezauberte ihn Goethe's Götz von Berlichingen, dessen Werther er schon früher verschlungen hatte.

Schiller bekam durch diese Dramen allmälig eine andere Richtung. Sein Geist wurde dem Lyrischen, dem Epischen und Klopstock's religiöser Dichtung mehr und mehr entzogen, und gleichsam unwillkürlich in die tragische.

Laufbahn hinübergehoben. Die Tragödie ſtellt den Menſchen im Kampfe mit ſeiner äußern Lage, dem Schickſal dar, und Schiller fand ſich, je länger je mehr, in einem ſolchen Widerſtreit begriffen. Er lebte ſich in den Tragiker hinein. Der harte Druck erweckte allmälig neben den ſanften, frommen Gefühlen der Humanität, in der erſtarkenden Seele die heroiſchen Stimmungen der Freiheit und Geiſtesſelbſtſtändigkeit.

Sein Lehrer Abel gibt in höchſt wichtigen, bisher unbenutzten handſchriftlichen Nachrichten über Schiller [1]) als Grund, warum dieſer von Schüchternheit ſchnell zum Selbſtgefühl überging, auch den guten Erfolg in ſeinen Studien an. „Daher," ſagt er, „entſtand bald Gefühl ſeiner überwiegenden Kraft, Vertrauen zu ſich ſelbſt und Muth, welches Alles überdieß durch den Beifall ſeiner Vorgeſetzten und Lehrer, durch die Achtung ſeiner Mitſchüler ſehr erhöht wurde. Der vorhin ſo ſchüchterne Jüngling fing nun an, eine Rolle neben ſeinen Cameraden zu ſpielen, und ſelbſt mit den Vorgeſetzten und Lehrern ging er auf viel freierm Fuße um. Auch ſein Aeußeres kündigte die große Veränderung an." So kam es denn, daß er im Verlauf des achtjährigen Aufenthalts in dieſer Anſtalt gleichſam ein anderer Menſch wurde. Ehemals einſam, verſchloſſen, eingeſchüchtert; jetzt im Gefühle der treibenden Kraft muthwillig, neckend, foppend und zwar

[1]) Ich werde ſie im Morgenblatt vollſtändig abdrucken laſſen.

oft ſehr derb und ſtechend. Einem ſeiner Mitzöglinge, einem ausgezeichneten Eſſer, der ihn um ein Andenken in das Stammbuch bat, ſchrieb er die Worte hinein: „Wenn Du gegeſſen und getrunken haſt, und NB. ſatt biſt, ſo ſollſt Du den Herrn, Deinen Gott, loben.“

Schiller's erſte poetiſche Producte waren daher nicht weicher, ſentimentaler Art, ſondern verkündeten ein bereits mit den Conventionen der Geſellſchaft in Fehde begriffenes Gemüth. Kraftäußerungen begeiſterten ihn vorzüglich. Als Scharffenſtein einem Oberaufſeher mit Feſtigkeit entgegentrat, beſang er dieſes Aufſehen machende Benehmen in einer Ode, die er für ſein Meiſterſtück hielt. Dieſer Vorfall veranlaßte den innigen Anſchluß beider Freunde und den völligen Austauſch ihres Innern. Zu ihnen geſellten ſich als Gleichgeſinnte der mehrerwähnte Peterſen, von Bergzabern in der Rheinpfalz, ſpäter Bibliothekar in Stuttgart, und von Hoven der Aeltere, zuletzt Medicinalrath in bayeriſchen Dienſten, und Andere. Sie ſtifteten einen Bund, deſſen Stamm, ſittlich und deſſen Blumenkrone poetiſch war. Wir werden ihm ſpäter wieder begegnen.

Schon vor Stiftung dieſes Bundes, aber in demſelben Jahre, 1774, gerieth der Herzog Carl auf den, vermuthlich von den Jeſuiten erborgten Gedanken, jeden der älteren Zöglinge von ſich, und von allen Genoſſen derſelben Abtheilung, eine Schilderung für den Herzog zu Papier bringen zu laſſen. Es war vermuthlich auf's Controliren abgeſehen. Gewiſſe Geſichtspunkte, z. B. Chriſtenthum,

Gesinnung gegen den Herzog, Betragen gegen Lehrer und sonstige Vorgesetzte, Reinlichkeit, waren für die Beurtheilungen festgesetzt. Urtheile der Mitschüler über Schiller, und auch dessen eigener vollständiger Bericht an den Herzog haben sich erhalten, und ich habe letztern in meiner Nachlese zu Schiller's Werken aus dem Manuscript mitgetheilt. [1]) Er ist ein unschätzbares Document der ringenden, noch unbehülflichen Sprache, der hervorblitzenden Gedankentiefe, der feinen Beobachtungsgabe, der redlichen, wohlwollenden, aufrichtigen und freimüthigen Sinnesart des talentvollen fünfzehnjährigen Jünglings. Das einförmige Thema ist trefflich im Ausdruck variirt, und gleichsam künstlerisch behandelt. Von einem Mitschüler heißt es, er habe sich durch eine kriechende Demuth verächtlich gemacht, die eben so zu fliehen sey, als Hochmuth; von einem andern wird gesagt, er verderbe sich durch Auswendiglernen. Sich selbst spricht er nicht frei von Eigensinn, Hitze und Ungeduld, doch beruft er sich auf seine Aufrichtigkeit, Treue und sein gutes Herz. Daß er „die schönen Gaben, die er besitze," bisher nicht nach Pflicht angewendet habe, entschuldigt er durch die Leiden seines Körpers. Mit Munterkeit habe er die Wissenschaft der Rechte angenommen, und werde sich glücklich schätzen, durch dieselbe seinem Vaterlande dereinst dienen zu können, aber weit glücklicher würde er sich halten, wenn er solches als Gottesgelehrter ausführen könnte.

---

[1]) B. 4, S. 4 ff.

So kehrte Schiller'n der Schmerz, der Laufbahn eines Geistlichen entrissen worden zu seyn, immer zurück. Noch in späteren Jahren äußerte er gegen seinen Jugendfreund Conz: vor einer versammelten Gemeinde über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens und der Menschheit zu reden, stelle er sich als etwas Großes, Erhabenes vor. „Seine Neigungen waren warm und ewig." Die Vorliebe für die Theologie mochte in der Militairschule durch den wachsenden Widerwillen gegen die Jurisprudenz noch mehr gesteigert werden. Doch sollte er der letztern Berufswissenschaft damals los werden. Am Ende des Jahres 1775 wurde nämlich das Institut, welches später den Namen Carlsakademie (oder Carlsschule) erhielt, und von dem Kaiser Joseph sogar zu einer Universität erhoben wurde, in den großen, schönen Kasernenbau hinter dem Schloß in Stuttgart verlegt, welcher noch jetzt den Namen Carlsakademie führt. Das Institut, welches jetzt erst seine volle Ausbildung erhielt, ward unter Anderm auch dadurch erweitert, daß die Medicin unter die Lehrfächer aufgenommen wurde. Schiller bestimmte sich, entweder freiwillig in Folge eines Aufrufs an die Zöglinge: sich zu erklären, wer Lust zur Heilkunde hätte, oder, nach einer weniger glaublichen Nachricht, auf Befehl des Herzogs für das Studium der Medicin. [1]) Nach Scharffenstein war es nicht Neigung,

---

1) Petersen sagt, die Erzählung Reinwald's im Neuen literar. Anzeiger 1807, Nr. 26: daß Schiller einen Schrecken bekommen

was ihn zu diesem Schritt bestimmte, sondern es war ein „Raptus," oder weil er die Arzneikunde für liberaler und freier hielt. Einige Vertraute redeten ihm zu, und er hatte auch die Meinung, daß Seelenlehre, Menschenkunde und Naturforschung, auf die er sich jetzt legen müsse, ihm bei seinen poetischen Beschäftigungen von bedeutendem Nutzen seyn würden.

Drittes Capitel.

Aufenthalt in der Carlsakademie in Stuttgart.

Der Professor Abel, in der oben erwähnten handschriftlichen Mittheilung über Schiller, bemerkt, daß die ganze Lehrlaufbahn in der Carlsakademie in drei Cursus eingetheilt gewesen sey, einen philologischen, einen philosophischen und einen Berufscursus. Mit philosophischen Wissenschaften hatte sich Schiller auf der Solitude nur oberflächlich beschäftigen können, weil er schon vom zweiten Jahre an Jurisprudenz trieb, und im ersten noch Schuldisciplinen fortsetzte. Deßwegen machte er nun erst im ersten Jahre seines Aufenthalts in Stuttgart, 1776, vor seinem Studium

---

habe, als er hörte, er müsse Medicin studiren, sey ganz irrig. Er sey besonders auf von Hoven's Rath zur Arzneikunst übergegangen.

der Medicin, den philoſophiſchen Curſus durch. Letzteres begann er erſt 1777, und ſetzte es bis zu ſeinem Austritt aus der Carlsſchule am Ende 1780, alſo vier Jahre, fort [1]).

Schiller hörte bei dem Profeſſor Schwab (dem bekannten Gegner Kant's und Reinhold's, und Verfaſſer mehrerer Preisſchriften, dem Vater des wackern Dichters und Literarhiſtorikers G. Schwab) Logik, Metaphyſik und Geſchichte der Philoſophie; bei dem Profeſſor Abel („nachmaligem Prälaten von Abel, einem edlen, liebreichen Manne, deſſen Andenken im Herzen vieler Schüler lebt, die binnen fünfundſechzig Jahren in Stuttgart, Tübingen und im Kloſter Schönthal zu ſeinen Füßen ſaßen") Pſychologie, Aeſthetik, Geſchichte der Menſchheit und Moral.

Ein neuer Geiſt bemächtigte ſich Schiller's, ſeit er Philoſophie trieb. „Alle dieſe Wiſſenſchaften," erzählt ſein letztgenannter geliebter Lehrer, „intereſſirten ihn, denn er

---

1) So vermuthe ich. Am 18. November 1775 bezog die Militairakademie das Erziehungshaus in Stuttgart; nach dem 14. December deſſelben Jahres beſtimmte er ſich (nach Peterſen) für die Medicin, aber er fing ſie wohl erſt im December 1776 wirklich zu ſtudiren an, und dieſem Fachſtudium ging der im Text angegebene philoſophiſche Vorbereitungscurſus unmittelbar vorher. Dieſen konnte er *vor* ſeinem Studium der Rechte, alſo vor dem Jahr 1774, weil er damals noch ein Knabe und mit Schulwiſſenſchaften beſchäftigt war, unmöglich durchnehmen. Es iſt auch nicht wahrſcheinlich, daß Schiller *fünf* Jahre lang Medicin ſtudirt habe! *Vier* Jahre ſind dazu eine hinreichend lange Zeit.

hörte nicht nur mit Aufmerksamkeit zu, und las nicht nur die besten Schriften in allen diesen Fächern, die er erhalten konnte, sondern er unterredete sich auch über dieselben, so oft er nur konnte. Es geschah häufig, daß einzelne Zöglinge der Akademie ihren Lehrer an dem Akademiethore, bis wohin ihnen zu gehen gestattet war, erwarteten, ihn dann in den Saal, in dem er die Vorlesung hielt, begleiteten, und eben so nach vollendeter Vorlesung wieder mit ihm bis an jene Stelle gingen. Während dieser Zeit wurde dann bald über die Gegenstände der Vorlesungen, bald über andere, besonders politische Gegenstände oder auch über Privatangelegenheiten Einzelner, über welche sie ihren Lehrer als Freund zu Rathe zogen, gesprochen. Manchmal wurde ein, vor Anfang der Vorlesungen angefangener Discurs, besonders wenn er einen wissenschaftlichen oder politischen Gegenstand hatte, auch noch im Vorlesungssaal fortgesetzt und daher die Vorlesung öfters, nicht zum Nachtheil der Zöglinge, später angefangen. Solche Gelegenheiten benutzte Schiller emsig, besonders unterhielt er sich mit großer Theilnahme über Menschenkenntniß, ein Studium, das er auch nachher, als er schon in den dritten Cursus, in dem das Berufsfach gelehrt wurde, folglich zur Medicin übergangen war, eifrig fortsetzte. Vorzüglich bemühte er sich, die psychologischen und medicinischen Kenntnisse zu Einem Zweck zu verbinden, so wie die eine Art durch die andere zu erweitern und zu erhöhen. Sogar hörte er nach Vollendung des medicinischen Studiums die psychologischen Vorlesungen zum zweiten Male.

Auch hatte seine erste Disputation einen psychologischen Gegenstand. Noch erfreulicher für jeden, den Schiller interessirte, war die Bemerkung, daß die Moral vorzügliche Wichtigkeit für ihn hatte. Ferguson's Moralphilosophie war es, die ihn am meisten anzog. Ich kenne einen Mann von ausgezeichnetem Charakter, einst Mitschüler und durch das ganze Leben innigen Freund Schiller's, der überzeugt ist, daß er die Bildung seines Charakters vorzüglich dem häufigen Lesen Ferguson's schuldig sey. Des trefflichen Garve Erläuterungen Ferguson's wußte er beinahe auswendig, und auch die anderen Schriftsteller, die er vermuthlich besonders durch Abel erhielt, Mendelssohn, Sulzer, Lessing brachten den Feuerkopf allmälig zur Klarheit und Besonnenheit.

Durch diese Unterweisung und Lectüre wurde sein Denkvermögen auf philosophische Interessen gezogen, die auch von allen wissenschaftlichen den poetischen und sittlich-religiösen, von denen er durchdrungen war, am meisten verwandt sind, und sein philosophisches Talent mußte viel früher reifen, als in der Abgeschlossenheit und in dem Widerstreben gegen äußern Druck selbst seine dichterischen Anlagen. Seine ersten wissenschaftlichen Aufsätze sind weit vollendeter, als seine ersten Gedichte. So kam es denn, daß diese frühe gewonnene wissenschaftliche Ausbildung, welche schon *vor* der Reife des Dichtergeistes selbstständig geworden war, sich diesem letztern bei Schiller zeitlebens nicht als dienendes Mittel unterordnete, und daß Poesie

und Philoſophie bei ihm in einem gewiſſen ſich nur allmälig ausgleichenden Conflicte ſtanden, welcher ſowohl ſein Dichten als auch ſein Denken durchaus eigenthümlich färbte und geſtaltete. Ihr wünſcht den großen Dichter in Schiller kennen zu lernen? Wohlan, er iſt nur in ſeinem Wechſelbunde mit dem großen Denker zu erfaſſen.

Doch konnte die Wiſſenſchaft Schiller'n der Poeſie nicht mehr entziehen. Sie, welche ſein innerſter Beruf war, und zugleich durch religiös-humane Stimmungen des Herzens, wie durch den heroiſchen Drang der Seele, genährt wurde, war in ſeinem Seelenleben durch Lectüre und eigene Verſuche bereits eine unbeſiegbare Macht geworden. Sie wuchs aber zu einem Alles überfluthenden Strom an, als Schiller, (wohl Ende 1775 oder im Anfang des folgenden Jahres) Shakſpeare kennen lernte.

Dieſe Bekanntſchaft kann uns nur ihr eigener Urheber, Abel, erzählen. „Noch erinnere ich mich mit Vergnügen einer Scene", ſagt derſelbe, „deren auch ſchon im Morgenblatte und in einer kurzen Lebensgeſchichte Schiller's Erwähnung geſchehen iſt. Ich war gewohnt, bei Erklärung pſychologiſcher Begriffe Stellen aus Dichtern vorzuleſen, um das Vorgetragene anſchaulicher und intereſſanter zu machen. Dieſes that ich insbeſondere auch, als ich den Kampf der Pflicht mit der Leidenſchaft, oder einer Leidenſchaft mit einer andern erklärte, welchen anſchaulicher zu machen ich einige der ſchönſten hierher paſſenden Stellen aus Shakſpeare's Othello, nach der Wieland'ſchen Ueberſetzung,

vorlas. Schiller war ganz Ohr, alle Züge ſeines Geſichts drückten die Gefühle aus, von denen er durchdrungen war; er richtete ſich auf, und horchte wie bezaubert. Kaum war die Vorleſung vollendet, ſo begehrte er das Buch von mir, und von nun an las und ſtudirte er daſſelbe mit ununterbrochenem Eifer. Goethe ſchildert in Meiſter's Lehrjahren den Einfluß, den das Leſen Shakſpeare's auf Meiſter's Bildung äußerte. Gewiß war der Einfluß dieſes unbegreiflichen Genies noch größer auf einen Jüngling, der mit dem Geiſte des Engländers ungleich mehr Verwandtſchaft hatte. Shakſpeare verdrängte ſchnell auf eine geraume Zeit hin alle anderen Dichter aus Schiller's Geiſte. Das Studium deſſelben war lange ſeine alleinige Beſchäftigung, Erreichung dieſes Vorbildes ganze Jahre hindurch ſein einziges Sinnen und Trachten. Sein Freund von Hoven ſchenkte ihm in ſpäteren Jahren (als ſich Schiller 1793 in Ludwigsburg aufhielt) die Wieland'ſche Ueberſetzung,[1]) und er ſagte dankend, er könnte ſein Lieblingsgericht abtreten, um in den Beſitz dieſer köſtlichen Bände zu kommen. Er fühlte ſich zwar, wie er ſpäter ſagt, bei dieſer erſten Bekanntſchaft empört durch Shakſpeare's Kälte und Unempfindlichkeit, die ihm erlaube, im höchſten Pathos zu ſcherzen. Doch dieſer ungeheure Abſtand von der eigenen ſittlich ſentimentalen Gemüthsſtimmung riß

---

[1]) So erzählt Peterſen in ſeinem Nachlaß, und beruft ſich auf einen Brief von Hoven's.

ihn nur um so mächtiger hin, und nach jahrelangem Studium hatte er auch das Individuum des englischen Dichters liebgewonnen, und war fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen.

Die poetische Verbrüderung, von welcher oben geredet wurde, wollte nicht nur genießen, sondern auch selbst produciren. Jeder wählte sich einen Stoff von einer andern Gattung, Schiller natürlich eine Tragödie. Er war Anfangs um einen tauglichen dramatischen Stoff so verlegen, daß er, um mit seinen eigenen Worten zu reden, um einen solchen seinen letzten Rock und sein letztes Hemd mit Freuden würde hingegeben haben. Da las er in der Zeitung von der Selbstentleibung eines Studirenden, und es wurde nun der Student von Nassau begonnen, aber nicht ausgeführt. Bald gerieth er auf eine andere Geschichte, auf Kosmus von Medici, welche eine auffallende Aehnlichkeit mit Julius von Tarent, von Leisewitz, hatte, und woran er lange mit angestrengtesten Kräften arbeitete. Später verwarf und vernichtete er das Ganze, und nur einzelne Züge, Gedanken und Situationen nahm er in die Räuber auf.

Gleichzeitig sprach sich sein poetischer Trieb in lyrischen Versuchen aus, von denen Petersen sagt, sie seyen beinahe noch unvollkommener, als seine dramatischen. In dem Gedicht: Schilderung des menschlichen Lebens,[1])

---

[1]) Meine Nachlese zu Sch., Bd. 3, S. 351 f. Petersen weiß von

dem zweiten, welches sich erhalten hat, blickt schon die trübe Lebensansicht eines zerrissenen Gemüthes durch. Die zweite Strophe heißt:

„Schlüpfen wir kaum erst aus unsrer Tonne
In dies große, weite Narrenhaus:
Grüßen wir schon mit Geheul die Sonne,
Alles Elend fühlen wir voraus."

Ein folgendes Gedicht, der Abend,[1]) erschien im Sommer 1776 im schwäbischen Magazin, dessen Herausgeber, Balthasar Haug, Professor an der Carlsschule, es mit den Worten begleitete, der Verfasser, ein sechzehnjähriger Jüngling, scheine schon gute Muster gelesen zu haben, und mit der Zeit os magna sonaturum zu bekommen — ein erstes öffentliches Lob, welches auf den jungen Schiller einen weit stärkern Eindruck machte, als man hätte erwarten sollen, da es aus dem Munde eines höchst unbefugten Kunstrichters kam. Der Abend enthält viele Erinnerungen aus Uz, Klopstock und den Psalmen. Folgende Zeilen aber zeigen, worauf damals Schiller's ganzes Sehnen und Streben ging. Er spricht vom Gefühl für die Reize der Natur, und bricht dann in die Worte aus:

„Für Könige, für Große ist's geringe,
Die Niederen besucht es nur —
O Gott, du gabest mir Natur,
Theil' Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge!"

---

diesem Gedichte nichts. Seine Aechtheit scheint noch unerwiesen.

1) Ebendaselbst, B. 1, S. 8 f.

Auch der nächste Versuch vom folgenden Jahre, der Eroberer,[1]) zeigt, daß damals Schiller, wie er selbst sagte, noch ein Sklave Klopstock's war. Es ist ein rohes Verwünschungslied voll Feuer, aber auch voll Schwulst, dessen Sujet entlehnt und verkünstelt ist. Was ging ihn in seinem Gefängniß — der Eroberer an? Dagegen sind zwei Hofgedichte, Empfindungen der Dankbarkeit beim Namensfeste der Reichsgräfin von Hohenheim, die ich zuerst in meiner Nachlese bekannt machte,[2]) wie es sich erwarten läßt, von besserer Form, aber von schwächerm Inhalt. „Der ungestüme Vulkan, der rohe, unförmliche Schlacken auswarf", um mit Scharffenstein zu reden, verstand es doch also zugleich, in eleganter, zarter Weise Empfindungen auszusprechen. Uebrigens spielt die Freundin des Herzogs, die liebreiche Franzisca, in der Jugendgeschichte des Dichters eine große Rolle.

Petersen sagt bei Anführung obiger Erstlingsversuche: Schiller's Dichtkunst sey nur dadurch zur Dichtungskraft geworden, daß er sein ganzes Nachsinnen in den Kern seiner Fähigkeiten auf die Poesie unverrückt gerichtet habe. Die Meisterwerke, die ein glücklicher Zufall ihm in die Hände gab, habe er vielleicht zwölf-, ja zwanzigmal gelesen. Man solle nicht wähnen, daß Schiller's frühere Dichtungen leichte Ergießungen einer immer reichen, immer strömenden Einbildungskraft oder gleichsam Einlispelungen

1) Ebendas. S. 12.
2) Ebendas. S. 17.

einer Kunstgöttin gewesen seyen. Keineswegs! Erst nach Anlegung eines Schatzes von erhaltenen Eindrücken, erworbenen Vorstellungen, gemachten Beobachtungen; nach vielen angestellten Bilderjagden und den mannigfaltigsten Befruchtungen seiner Phantasie und seines Geistes; nach vielen mißlungenen und vernichteten Versuchen, nach Anstrengungen, die nicht selten einem wahren Pressen und Herauspumpen glichen, habe er sich im Jahre 1777 mit vielverkündender Kraft so weit erhoben, daß scharfsichtige Prüfer aus einzelnen kleinen Aeußerungen den künftigen großen Dichter prophezeien konnten. — Das Dichten war ihm auch später nicht ein leichtes Spiel, sondern eine anstrengende Arbeit. Er hatte ja aus der Tiefe einen schweren Gehalt zu Tage zu fördern, und dichtete im Kampfe mit mißgünstigen äußeren Verhältnissen, mit seiner Kränklichkeit, mit einer der Poesie feindlichen Geisteskraft, der Reflexion. Nach der Schilderung Abel's war die Organisation der Carlsschule der wissenschaftlichen und sittlichen Bildung der Zöglinge bei weitem so ungünstig nicht, als man es bisher gewöhnlich gemeint hat. Wie hätten auch sonst große Künstler, Gelehrte, Krieger, Geschäftsmänner, ja einige der ersten Köpfe Europa's — außer Schiller, Cuvier und Kielmeyer aus ihr hervorgehen können? Unter den Augen des begeisterten Fürsten, welcher Alles selbst beaufsichtigte, dem Unterrichte tagtäglich beiwohnte, sich mit den Zöglingen häufig unterhielt, bei Festlichkeiten ihnen Gelegenheit gab, ihr Talent zu zeigen — mußte wohl

etwas geleistet werden. Wie die Schüler ihren Lehrern bis an das Akademiethor entgegen gingen (heute klingt uns das wie ein Wunder!), haben wir schon oben von Abel gehört, und wir vernehmen gern sein ferneres Zeugniß über die Bildungsanstalt Schiller's, die wir bisher nur von der Schattenseite kannten.

„Offenbar wirkte auf Schiller's Charakter das Studium der Wissenschaften, so wie das Lesen besserer Schriften sehr wohlthätig. Außerdem war der Einfluß seiner Mitschüler und Vorgesetzten, besonders einiger Lehrer bedeutend. Schon die Entfernung von anderen Menschen und öfters auch der Druck der militairischen Disciplin bewirkte, daß sich die Herzen der Zöglinge mehr an einander anschlossen. Alsdann war es eine sehr gute Idee des Herzogs Carl, daß er das Lehramt von der Aufsicht trennte. Dieses hatte die Folge, daß die Zöglinge selten in den Fall kamen, die Lehrer gegen sich aufzubringen. Vielmehr wurde ihre Zuneigung zu den Lehrern um so größer, je mehr sie von ihren militairischen Vorgesetzten gedrückt zu werden glaubten. Auf der Solitude, wo die Zöglinge, außer ihren Vorgesetzten und Lehrern, beinahe gar Niemanden sahen, mußte diese Verbindung noch inniger werden. Endlich ward sie auch dadurch befördert, daß der größere Theil der Lehrer mit den ältesten der Zöglinge fast von gleichem Alter war. Aus allen diesen Gründen sah man in der Akademie, was man nicht leicht auf irgend einer Universität findet: Lehrer und Lernende lebten zum Theil in

der innigsten, herzlichsten Freundschaft, die auch nachher durch das ganze Leben fortdauerte. Der Schüler theilte dem Lehrer seine wichtigsten Geheimnisse mit, und fragte ihn in Gegenständen um Rath, die gewöhnlich vor Niemandem mehr, als vor Lehrern und Vorgesetzten verborgen gehalten werden. Besonders auffallend war mir eine Folge der oben genannten Verhältnisse. Statt daß in ähnlichen Instituten Jeder von allen Mitschülern als ein Verräther angesehen wird, der einen Vorgesetzten von einem Fehler oder von dem strafbaren Verhalten eines Mitschülers Nachricht gibt, gaben hier gerade einige der vorzüglichsten Zöglinge ihre strafbar handelnden Cameraden, und zwar mit Wissen der letzteren, bei einigen Lehrern an, oder drohten ihnen damit, ohne sich dadurch nur im geringsten einer Verachtung auszusetzen. Doch mußten freilich, sowohl die Zöglinge, die dieses zu thun sich erkühnten, als die Lehrer, denen man solche Eröffnungen machte, in entschieden gutem Credit stehen, so daß man sicher seyn konnte, die Handlungsweise Beider habe keinen andern Grund, als den Eifer für das Gute."

„Schon früh entstand sogar eine Art geheimer Verbindung zwischen einigen wenigen Lehrern und mehreren der besseren Zöglinge, die keinen andern Zweck hatte, als die Bildung der Zöglinge, theils durch die auf diese Weise verstärkte Einwirkung der Lehrer auf ihre jungen Freunde, theils den wohlthätigen, unter Leitung jener Lehrer stehenden Einfluß der Zöglinge unter einander zu befördern.

Da solche Jünglinge in bedeutendem Ansehen bei ihren Mitschülern, besonders den jungen, standen, so bemühten sich die letzteren, mit den ersteren in Verbindung zu treten, und da die Bedingung Fleiß und Bildung des sittlichen Charakters war, so war dadurch den Besseren der Weg eröffnet, auf Andere, besonders die Jüngeren, höchst wohlthätig einzuwirken. Diese Verbindung war bald mehr bald minder ausgebildet und wirksam, aber ganz hat sie, wenigstens so lange ich noch Glied der Akademie war, und als solches Kenntniß davon haben konnte, nicht aufgehört."

„In einer Anstalt, in welcher neben Manchem, was die moralische Bildung beförderte, auch Vieles statt fand, was sie hinderte, waren solche Mittel sehr nöthig, und noch erinnere ich mich Mancher, die durch Hülfe derselben, besonders durch ältere Zöglinge, vom Verderben gerettet oder zu höherer Bildung erhoben wurden. Auch Schiller hatte an allem Diesen Antheil, und lebte mit einigen, obwohl wenigen Lehrern in inniger Freundschaft; er war Vertrauter vieler vortrefflichen Jünglinge, und besonders auch Glied jener engen Verbindung, und durch dieses ward seine Moralität nicht wenig befördert. Er verließ die Akademie als ein junger Mann, der nichts Höheres kennt, als Moralität; nur mangelte ihm allerdings noch jene Stärke, durch die man allein fähig wird, auch die heftigsten Leidenschaften, sobald ihre Befriedigung gegen Pflicht und Klugheit anstößt, zu besiegen."

Dieſe Schilderung Abel's, des „engelgleichen Mannes", macht das beſonders begreiflich, wie Liebe und Freundſchaft, und alle anderen Knospen des Gemüthes, die Schiller vom Mutterhauſe und von Lorch her mitbrachte, in dem rauhen Klima der Carlsſchule nicht allein nicht erſtarben, ſondern reicher emporblühten und tiefere Wurzeln ſchlugen. Je rauher die Behandlung der Aufſeher, deſto liebreicher war die der Lehrer, und aus dem langen Zuſammenleben der Zöglinge erwuchſen die feſteſten Freundſchaften. Hätte ſich in dem veränderlichen, lärmenden Treiben des die Jugend verflachenden Welttreibens eine gleiche Treue, Innigkeit, Wärme in ihm entwickeln können? — Zu ſeinen Akademiefreunden gehörten außer den drei ſchon oft Genannten, Peterſen, Scharffenſtein und von Hoven (Letzterer war ſein Vertrauter von Kindesbeinen an), auch die ſich zu Künſtlern ausbildenden Dannecker und Zumſteeg. Der Letztere, „einer ſeiner Vergötterer", componirte manche ſeiner gelungenen Gedichte. Mit beiden Künſtlern und mit von Hoven blieb er auch ſpäter fortwährend in freundſchaftlichen Verhältniſſen. Durch die Freundſchaft Schiller's iſt auch das Andenken Lempp's [1]) geadelt, der Ideentiefe mit Gemüthstiefe vereinigte. Später (1784) wollte er Schiller bewegen, Maurer zu werden. Deſſen Freundſchaft, ſchrieb er damals, nach London reiſend von Cöln aus, ſey das einzige Kleinod, welches er auf der Welt beſitze. In ſeinem

[1]) Er ſtarb 1819 als württembergiſcher Geheimerath.

letzten Briefe an Schiller (1802) sagt er, in den Worten des Glaubens und in den Worten des Wahns seyen die Resultate der menschlichen Weisheit enthalten, die hier, wenn nicht Beruhigung, doch Beendigung ihres Nachforschens finde. „Nur laß mir in Zukunft die Astronomie unangefochten", fügt er hinzu. „Wie die Spinne den Faden aus sich ziehet, und sich an demselben in freier Luft bewegt, so hat hier der Verstand durch den Calcul sich einen Faden gesponnen, an dem er bis ans Ende des Weltalls sich fortbewegt." — Schiller's vertrauteste Freunde waren feurige Musenverehrer, oder hatten einen Hang zur Speculation, oder mußten sich wenigstens durch imponirende Kraftäußerungen hervorthun. Er sah bei ihrer Wahl aber auch vorzüglich auf Güte des Herzens.

Die Akademie gehörte gleichsam zum Hofstaate des Herzogs, den eine Gallerie vom Schloß leicht jede Stunde in die Mitte der Zöglinge führen konnte. Er selbst, mit der Gräfin von Hohenheim und anwesenden fürstlichen Personen oder eingeladenen Gästen war häufig zugegen, wenn sie in dem hundert neunzig Fuß langen und acht und dreißig Fuß breiten prachtvollen Saal speis'ten, [1]) ja er selbst pflegte in einem angrenzenden runden Tempel, und nur äußerst selten im Schlosse, Tafel zu halten. Auch

---

[1]) Eine vortreffliche Schilderung einer solchen Mahlzeit findet man in dem historischen Romane: Schiller's Heimathjahre von H. Kurz B. 1. S. 337. ff.

auf Redouten wurden die Zöglinge bisweilen commandirt, wo sich die Demoiselles von der Ecole der Gräfin einfanden. Eine andere Zerstreuung waren Theaterstücke, welche den Zöglingen, die Lust dazu hatten, jährlich einige Male vor dem Herzog und seiner Geliebten aufzuführen erlaubt war; die weiblichen Rollen mußten gleichfalls durch Zöglinge des Instituts gegeben werden. Uriot, der französische Sprachlehrer, [1]) leitete die Einübung der Schauspiele auf der Solitude, wo z. B. der Geizige von Molière, und der Deserteur von Mercier in französischer Sprache aufgeführt wurden. In Stuttgart wurden deutsche Stücke beliebt. Unser junger Freund ließ es sich am 11. Februar des Jahres 1780, am Geburtsfeste des Herzogs, ankommen, als Schauspieler sich zu versuchen. Was Wunder, daß ihn, der, heimlich mit seinen Räubern beschäftigt, ganz in der Schauspielerkunst lebte, die Lust anwandelte, die Kunst des Roscius zu üben! Die Wahl des Stückes, die Vertheilung der Rollen und andere Anordnungen wurden dieses Mal Schiller'n überlassen. Er wählte Goethe's Clavigo und für sich die Hauptrolle des Trauerspiels, durch einen Mißgriff, denn in der Rolle des Beaumarchais hätte er mehr sich selbst spielen können. Die Ouvertüre hatte Zumsteeg componirt. Aber wie spielte Schiller? Ohne alle Uebertreibung darf man sagen: abscheulich. Was rührend und feierlich seyn sollte, war kreischend, oder strotzend und

[1]) Ueber ihn, ebendaselbst B. 1. 374 ff.

pochend; Innigkeit und Leidenſchaft drückte er durch Brüllen, Schnauben und Stampfen aus; kurz, ſein Spiel war die vollkommenſte Ungeberdigkeit, bald zurückſtoßend, bald Lachen erregend. Bei der Stelle, wo es heißt: „Clavigo bewegt ſich in höchſter Verwirrung auf dem Seſſel“, [1]) warf ſich Schiller in ſo wilden Zuckungen auf dem Stuhle herum, daß die Zuſchauer lachend erwarteten, er würde herunterpurzeln. Die näſelnde Stimme und das beſtändige Blinzeln der krankhaft gerötheten Augen verſtärkte den üblen Eindruck des Spiels, welches den Freunden für lange Zeit unendlichen Stoff zum Lachen und zu Scherzen gab. [2]) Peterſen bemerkt hierbei, daß unter Anderen auch Shakſpeare und Alfieri mittelmäßige, wo nicht ſchlechte Schauſpieler geweſen ſeyen, und auch Voltaire, der ſich ebenfalls, und zwar meiſtens in ſeinen eigenen Tragödien, als Schauſpieler verſucht habe, ſey nichts weniger als glücklich geweſen. — Goethe war längſt und fortwährend der Abgott des Bundes; für ſeinen Werther, Götz von Berlichingen ſchwärmten, glühten ſie. Da kam der Angebetete ſelbſt mit dem Herzog von Weimar auf einer Reiſe durch Stuttgart, am 14. December 1779, in die Anſtalt, und die Freunde ſahen den noch jungen Dichter in beneidenswerther, glücklicher Freiheit, an der Seite eines Für-

---

1) Dieſe Notiz iſt von Peterſen.

2) Vergleiche die Zeichnung in „Schiller's Heimathjahre“, B. 1. S. 321 ff.

sten, der sein Freund war! „Nicht gering war das Aufsehen", sagt Petersen, „das der schöngestaltete, mit genialischer Kraft auftretende und um sich blickende Mann in der Akademie erregte." Hätte Goethe es ahnen können, daß hier seinem reifern Alter der theuerste Freund aufwuchs, auch er würde die Bewegung der Jünglinge getheilt haben.

Da Schiller in dem Rufe eines ausgezeichneten Kopfes stand, so wurde er zweimal am Geburtstage der Gräfin von Hohenheim, am 10. Februar, als Redner hervorgezogen, zumal da er dem Herzog in Unterredungen durch Geistesgegenwart und Witz längst bekannt und werth war. Solche Reden gehörten zum Prunk und Glanz des Hofes. Die Frage, welche Schiller im Jahr 1779 vor einer großen Versammlung zu beantworten hatte, war, wie alle, welche dieser Fürst selbst aufgab, etwas seltsam, schief und wunderlich. Sie lautete nämlich: Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstande zum Begriff der Tugend? Ich kann in das ungünstige Urtheil Petersen's nicht einstimmen, welcher der Rede auch ihre sechs und vierzig Ausrufzeichen und ungefähr hundert und vierzig Gedankenstriche zum Vorwurf macht [1]) — woran freilich alle Schriften des

---

1) Ich habe die Rede in meiner Nachlese, B. 4. S. 432, aus einem Manuscript des alten Schiller zuerst abdrucken lassen. Hier steht auch Petersen's Urtheil vollständig.

jugendlichen Schiller überaus reich sind. Ist auch die Sprache zuweilen platt und allzu Schubartisch, und im Inhalt und Ausdruck das Meiste maßlos und unbändig, so zeigt sich im Ganzen doch ein außerordentliches Rednertalent, und Schiller machte dadurch gewiß einen bessern Eindruck, als durch seine Rolle des Clavigo. Deßwegen wurde ihm auch für den nächsten Geburtstag, im Jahr 1780, dieses Amt abermals übergeben, und er sprach über die Tugend, in ihren Folgen betrachtet. Schiller übergab der Gefeierten das eigenhändig geschriebene und mit allegorischer Zeichnung verzierte Manuscript dieses Vortrags in Sammeteinband, und Franzisca hielt es zeitlebens in Ehren. Beide Reden sind unschätzbare Zeugnisse des groß hervorbrechenden, mächtig ausgreifenden Charakters des hochherzigen, feurigen Jünglings. [1])

Dieser Freiheitsdrang, dieses Selbstständigkeitsgefühl hatte in ihm seit Jahren im Sittlichen, im Politischen, im Religiösen, im Philosophischen, im Poetischen entschieden die Oberhand bekommen. Durch den fortdauernden Druck erstarkte die Seele zum muthigen Gegendrucke, und gewahrte erstaunt in sich selbst neue, wunderbare Kräfte. Die Sonne der ewigen Geistesselbstständigkeit ging ihm leuchtend und erwärmend im Bewußtseyn auf, um nie mehr unterzugehen. Schon frühe, am 20. Februar 1775, schrieb er an seinen Freund Moser: „Du wähnst, ich soll mich

[1]) Die zweite Rede steht in meiner Nachlese, B. 4, S. 69.

gefangen gehen dem albernen, obgleich im Sinne der Inspectoren ehrwürdigen Schlendrian? So lange ich meinen Geist frei erheben kann, wird er sich in keine Fesseln schmiegen. Dem freien Mann ist schon der Anblick der Sklaverei verhaßt, — und er sollte geduldig die Fesseln tragen, die man ihm schmiedet? O Carl! [1]) Wir haben eine ganz andere Welt in unseren Herzen, als die wirkliche Welt ist! — Empörend kommt es mir oft vor, wenn ich einer Strafe entgegen gehen soll, wo mein Bewußtseyn für die Rechtlichkeit meiner Handlungen spricht. Die Lectüre einiger Schriften von Voltaire hat mir noch gestern sehr vielen Verdruß gemacht." — Schon in demselben Jahre hatte er einmal mit einigen Cameraden den unausgeführten Plan gefaßt, sich durch die Flucht für immer in Freiheit zu setzen — sagte aber später lächelnd, mit Anspielung auf Muhamed: „Die Inspectoren würden nach dieser Flucht keine neue Zeitrechnung festgesetzt haben." In den letzten Jahren seines Aufenthalts in der Carlsschule, entschlüpfte er öfters Abends, oder in anderen Freistunden, mit einigen Vertrauten, aus seinem Kerker, um der Menschen Thun und Treiben zu sehen. Er war von einer unbeschreiblichen Begierde erfüllt, in die wirkliche Welt überzutreten, deren Handel und Wandel, wie er in einem Briefe sagt, er

---

1) Schwab vermuthet, daß Schiller seinem Jugendgespielen den poetischern Namen Carl geliehen, weil ihm schon frühe sein Carl Moor im Kopfe gesteckt habe.

bisher nur aus der Geschichte gefolgert habe. Oefter auch entzog er sich ganz allein, als die Anstalt noch auf der Solitude war, der Aufsicht, und schweifte einsam um Mitternacht durch den nahe gelegenen, Stunden langen Wald.

Was seine religiösen Ansichten betrifft, so hatte er schon, wenn auch dem eigenen Bewußtseyn verhüllt, eine getheilte Gesinnung mit in das Institut gebracht: innige, warme Anhänglichkeit an den positiven Kirchenglauben durch häusliche Einflüsse, und eine gewisse Abneigung gegen denselben, durch einen abstrusen Dogmenunterricht. Nun kam durch philosophische Studien und schnell erstarkende Denkkraft auch das schmerzliche Bewußtseyn dieser getheilten, schwankenden religiösen Ueberzeugungen hinzu, welches Schiller in dem Morgengebet am Sonntag (1776 oder 1777) so rührend und schön ausgesprochen hat. [1]) „Oft," ruft er aus, „hüllte banger Zweifel meine Seele in Nacht ein; oft ängstigte sich mein Herz, Gott! du weißt es, und rang nach himmlischer Erleuchtung von Dir. Du hast mich zu trüben Tagen aufbehalten, mein Schöpfer! zu Tagen, wo der Aberglaube zu meiner Rechten ras't und der Unglaube zu meiner Linken spottet. Da stehe ich und schwanke oft im Sturme, und ach! das schwankende Rohr würde knicken, wenn Du es nicht emporhieltest, mächtiger Erhalter Deiner Geschöpfe, Vater derer, die Dich suchen. Ach, mein Gott! so erhalte

1) Siehe meine Nachlese Bd. 4, S. 28 ff.

mein Herz in Ruhe, daß es fähig sey, Dich, o Gott! und den Du gesandt hast, Jesum Christum, zu erkennen; denn nur dies ist Wahrheit, die das Herz stärkt, und die Seele erhebt. Die Glocke schallt, mich in den Tempel zu rufen. Ich eile, dort mein Bekenntniß zu befestigen" ꝛc. — Aber die einmal erregten „Zweifel, Ungewißheit, Unglaube, Qual" ließen sich in einem Geiste, wie der seinige, nicht durch Gebete beruhigen und versöhnen. Voltaire und besonders Rousseau, der gewaltig in sein Wesen einschlug, beförderten die Krisis. In Kurzem war ihm aller fester Boden der Ueberlieferung entzogen, und er klammerte sich jetzt krampfhaft an die Philosophie an, die ihm allein seine heiligsten, sittlich-religiösen Ueberzeugungen und den Frieden seiner Seele retten und begründen konnte. Er konnte sich nur denkend restituiren. Das Selbstvertrauen des freien Gedankens führte ihn nun zu einem schwindelnden pantheistischen Ideenbaue, zu welchem er Gott, Unsterblichkeit, Freiheit, Liebe, Glückseligkeit und alle anderen höchsten Güter der Menschheit keck zusammenfügte, und er träumte sich einen Augenblick glücklich in seiner Schöpfung. Aber bald — wohl erst nach seinem Austritte aus der Akademie, gewahrte er, daß seinem kühnen Gebäude nur — die Grundlage fehle. „Mein Herz suchte sich eine Philosophie," rief er zagend aus, „und die Phantasie unterschob mir Träume: die wärmste war mir die wahre." Wie er früher eine Zeit des Zweifelns an dem Ueberlieferungsglauben durchlebt hatte, so trat jetzt eine neue

Periode des Zweifelns ein, daß die menschliche Vernunft der Erkenntniß der Wahrheit gewachsen sey, und diese zweite Skepsis fand nicht eher ihr Ende, als bis er durch Kant auf eine in ihren Ansprüchen gemäßigte, auf wissenschaftliche Kenntniß der Organisation der Menschenvernunft gegründete Philosophie gelangt war, welche ihm die Wahrheit und den Seelenfrieden geläutert für immer zurückgab.

Diesen Entwickelungsgang der Philosophie seiner sittlich-religiösen Ueberzeugungen nach den angedeuteten Perioden hat uns Schiller selbst, in den etwa neun Jahre später ausgearbeiteten philosophischen Briefen, die er aber schon in Stuttgart entwarf, auf das Glänzendste und Hinreißendste dargestellt. Diese Briefe stellen Selbsterlebtes dar, und sind deßwegen so unendlich bezaubernd. Jener Julius ist der gläubig vertrauende, der schwankende, der Phantasiesysteme bauende, der verzweifelnde, und endlich der sich weise zurechtfindende Schiller selbst. Aber er spricht gleichsam nur scheinbar von sich selbst: sein individueller Gang ist der Gang der Menschheit.

Diese Emancipation des Geistes von der Ueberlieferung und allem Angelernten, die größte Revolution im menschlichen Denksystem, fällt zwischen die Jahre 1776 und 1778, von welchem Jahre allmälig die Räuber entstanden. Er lebte damals im ersten Vollgenuß jenes Luftgebäudes des Julius, welches sein Herz ihm dictirt und seine Phantasie, statt der Vernunft, eilfertig aufgeführt hatte, und selbst das Hochgefühl dieses Wahnes mußte den Heroismus seiner

Seele steigern, welchen das Widerstreben gegen Druck und Zwang geboren hatte. Zwei Schriftsteller besonders bestärkten ihn in diesem Heldengange des Geistes: Plutarch und Rousseau. Von Geschichtswerken las Schiller nur solche, in welchen er Stoff zu Schauspielen zu finden hoffte, dem Plutarch aber hing er deßwegen an, weil er ihm hohe Charaktere entgegenführte. Als er die Akademie verlassen hatte, waren Plutarch's Biographieen (acht Bände) in der Uebersetzung von Schirach und der Wieland'sche Shakspeare (zwölf Bände) die beiden größeren Werke, die sich der Unbemittelte kaufte.[1]) „Es ist brav, daß Sie dem Plutarch getreu bleiben," schreibt er noch 1788 an eine Freundin. „Das erhebt über diese platte Generation, und macht uns zu Zeitgenossen einer bessern, kraftvollern Menschheit." Rousseau aber, freidenkend, hochgesinnt, wie Schiller, von ähnlichem Schicksale und sogar, wenn wir wahr berichtet sind, von ähnlicher Körperform,[2]) „Rousseau, der aus Christen Menschen wirbt," war ein Abgott

---

1) Nach einer Buchhändlersrechnung von Metzler in Petersen's Nachlaß. Diesen Shakspeare mit seinen anderen Büchern vermachte er bei seiner Flucht aus Stuttgart seinem Freunde Scharffenstein, daß von Hoven ihm 1793 das Buch zum zweiten Male schenkte. Die Angabe Schleicher's (S. 77) ist unrichtig.

2) Julie Bondeli „Ueber Rousseau", übersetzt von Schädelin, Bern 1838: „Rousseau's Gestalt ist gemein, so wie auch seine Physiognomie, ob er gleich schöne, schwarze Augen und gute

seiner Jugend. An seinen Räubern dichtend, befestigte sich Schiller in diesen Hochgefühlen der Menschenwürde und des Seelenadels. Auf die Vernunft sollte Alles gebaut, durch eigene Kraft Alles errungen, jedem Schicksal getrotzt werden. „Nein! nein! Ein Mann muß nicht straucheln. — Sey, wie du willst, namenloses Jenseits — bleibt mir nur dieses mein Selbst getreu. — Sey, wie du willst, wenn ich nur mich selbst mit hinübernehme. — Außendinge sind nur der Anstrich des Mannes. — Ich bin mein Himmel und meine Hölle.“ Scharffenstein charakterisirt diese Seelenfassung durch folgende Worte: „Schiller's Philosophie bekam ein stoisches Gepräge; man findet es in seinen Werken deutlich genug ausgesprochen, weß

Farbe hat. Seine gewöhnliche Stellung ist, daß er bei gekrümmtem Rücken den Kopf auf die Brust senkt. Sobald er aber spricht, richtet er sich auf, und seine Gesten, wie seine Augen löschen alle Hinfälligkeit aus. Er ist drei und fünfzig Jahre alt, und wenn er spricht nur dreißig, und achtzig, wenn er schweigt. Seine Sprache ist, wie sein Styl, hinreißend, zierlich und bestimmt, immer im Tone des Enthusiasmus. Er schreit oder er schweigt. Uebrigens ist er sanft, selbst verbindlich. Mit seiner Gesundheit steht es schlecht, wenn er gleich nicht immer heftig leidet. Er hat gar keinen Schlaf, und es läßt sich kaum begreifen, wie er noch lebt. Er ist genöthigt, den ganzen Tag Holz zu spalten, wenn er eine erträgliche Nacht haben will.“ — In dieser Persönlichkeit schien die Natur, wie sich später zeigen wird, unsern Schiller zum Theil vorgebildet zu haben.

Geiſtes Kind er war. Den für's Leben ſo ſtählenden Satz: Glückſeligkeit ſey mehr eine perſönliche Eigenſchaft, urgirte er mit ſchwellender Bruſt und pfropfte er in die meinige. Wäre Schiller kein großer Dichter geworden, ſo war für ihn keine Alternative, als ein großer Menſch im activen, öffentlichen Leben zu werden, aber leicht hätte die Feſtung ſein unglückliches, doch gewiß ehrenvolles Loos werden können."

Uebrigens theilten Schiller und ſeine Freunde unter der drückendſten Subordination nur geſteigert die Stimmung, die allgemein durch die Zeit verbreitet war, und ſich beſonders im Württembergiſchen ausſprach. Unwillig ertrug man die Willkür der weltlichen und geiſtlichen Macht, ſchwer empfand man das Beengende ſpießbürgerlicher Formen in Haus, Kirche und Staat, und ſehnte ſich überall nach natürlicheren, freieren und zeitgemäßeren Verhältniſſen. Wir haben oben ſchon einen Canal kennen lernen, durch welchen dieſer unzufriedene Zeitgeiſt in's Inſtitut drang: die Lehrer ſelbſt unterhielten ſich mit den Zöglingen über Politik. Natürlich mußte von ihnen beſonders der revolutionaire Pfaffen- und Jeſuitenfeind, der leidenſchaftliche und unglückliche Chr. Fr. Daniel Schubart geſchätzt werden, der ſich in ſeiner „Chronik" zum Organ dieſer Volksſtimmung aufwarf. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſich die Jünglinge dieſe freiſinnige, literariſch-politiſche Zeitſchrift zu verſchaffen wußten. Wie mußte ſich ihr Antheil ſteigern, als Schubart vom Jahr

1777 an, ohne Verhör und Rechtsspruch, auf dem Asperg schmachten mußte, und zu derselben Zeit sein Sohn Ludwig durch die Gnade des Herzogs in der Akademie ein Unterkommen fand. Schiller schloß sich an den Sohn an, und aus dessen späteren Briefen geht deutlich hervor, daß Schiller an dem Vater ein sehr großes Interesse nahm. Einige kräftige Gedichte Schubart's, sagt Scharffenstein, vorzüglich die Fürstengruft, machten in der Carlsschule auf Schiller einen großen Eindruck. Später wallfahrtete er einige Mal auf den Asperg, um den damals noch scharf Ueberwachten persönlich kennen zu lernen. Aber bei der Gegenwart eines steifen, aufpassenden Sergeanten oder des Festungs-Commandanten konnte die Mittheilung nur oberflächlich seyn. Er nahm nachher eine Ankündigung der gesammelten Gedichte Schubart's in seine Thalia auf. Schubart selbst war für den Dichter der Räuber mit Bewunderung erfüllt. „Außer Schiller," schrieb der Gefangene, „wüßt' ich kaum Einen jungen deutschen Mann, dem heilige Geniusfunken aus der Seele, wie Lohe vom Opferaltar, emporsteigen. Und in einer, wie es scheint, wenig gekannten, begeisterten Ode besingt er den jungen Titanen — „seinen trauten Schiller, den er so heiß und brüderlich liebe, an dessen Feuerbusen er jüngst lag und weinte," und dankt ihm,

„Daß er muthig zürnt
Dem gekrönten Laster!
Daß er's köstlicher hält,

Menſchen zu lieben,
Als zu überfliegen!“ [1])

Mit dieſer Verehrung Schubart's ſtimmt, was Peterſen erzählt: Schiller habe, neben der Ausarbeitung der Räuber, gleichzeitig verſchiedene kleine lyriſche Stücke, unter Anderen auch die Fürſtengruft gedichtet, welche ſo anfing: „Jüngſthin ging ich mit dem Geiſt der Grüfte.“ Aus dem Schiller'ſchen Product, fährt Peterſen, im Widerſpruche mit Scharffenſtein, wohl unrichtig zu erzählen fort, habe Schubart ſein berühmtes Gedicht großentheils genommen. Uebrigens wuchs Schiller's Freiheitsſinn gleichſam organiſch aus ſeiner eigenen Seele, nicht aus äußeren Weltverhältniſſen, die vielleicht noch über ſeinem Horizonte lagen. Um die Zeit des nordamerikaniſchen Freiheitskrieges waren beinahe alle beſſeren Köpfe der Akademie in politiſche Parteien getheilt: Einige waren Anhänger der Engländer, die Meiſten dagegen Freunde der Amerikaner. Schiller bekümmerte ſich um dieſe Völkerſache damals nicht im geringſten, der Gang der Freiheit beſchäftigte ſeine Theilnahme gar nicht Er las wahrſcheinlich keine Zeitung. [2])

Durch die bisher eingeflochtene Geiſtesgeſchichte Schiller's haben ſich uns die Grundkräfte von ſelbſt herausgeſtellt, die ſein inneres Leben und deſſen Producte, ſeine Werke

---

1) Schubart's Gedichte (Stuttgart bei Scheible, 1842), Bd. 1, S. 400.

2) So erzählt Peterſen.

organisirend gestalten. In der Tiefe walteten, innigst verbunden, sich ergänzend oder mäßigend, ein humanes Princip der Liebe und ein heroisches der Freiheit, und seine Weltanschauung, die ihm auf diesen Säulen gegründet war, faßte er auf und sprach er aus, bald philosophisch, bald poetisch. Nur aus der Verbindung dieser Elemente kann Schiller, wie es seit dem Erscheinen meiner größern Schrift auch anerkannt ist, begriffen werden; wer nur ein Element auffaßt, besitzt Schiller nur verstümmelt. Er ist zusammen ein liebenswürdiger Mensch, ein gewaltiger Held, ein Denker und ein Dichter. Er hat eine dreifache Bedeutsamkeit, eine persönliche, eine speculative und eine poetische, und jede bedingt die andere, keine aber folgt aus der andern. In dieser Verbindung dessen, was in anderen Individuen sich gewöhnlich nur vereinzelt findet, besteht seine in sich reiche und tiefe Natur. Wie wir bisher durch diese Elementarkräfte unter bestimmten äußeren Einflüssen die geistige Grundform Schiller's sich haben bilden sehen, so werden wir einzig und allein, wenn wir diesen vierfach verschlungenen Faden festhalten, Schiller's Seelenkämpfe und innere Entwickelungen und den einigen Geist seiner verschiedenartigen Werke wirklich verstehen können. Denn die Einheit dieser das Geistesleben Schiller's organisirenden Grundtriebe, ihre gemeinschaftliche Quelle, ist, wie ich in meinem größern Werke [1]) hinreichend

---

[1]) Bd. 5, S. 356 ff.

nachgewieſen habe, der Menſchengeiſt, theils in ſeiner reinmenſchlichen zeitlichen Entfaltung, theils in ſeiner freien ewigen Selbſtſtändigkeit, welchen allein nach jener humanen und nach dieſer dämoniſchen Seite hin Schiller denkend durchforſchte, oder dichtend ausprägte. Denn die Gottheit einerſeits, und die Körperwelt andererſeits, bildeten gleichſam nur die Grenze ſeiner Weltbetrachtung. In den zwei erſten Perioden ſeines Lebens bekämpften ſich häufig das humane und das dämoniſche Princip, die Poeſie und die Speculation, oder dieſe ſcheinbar unverträglichen Elemente traten nach einander an den Tag, oder ſie waren auch oft, ſich beeinträchtigend, in einem Werke zuſammen. Erſt beim Eintritt in die dritte Periode ſind die humanen Anſprüche der Liebe und die heroiſchen der Freiheit vollkommen verſöhnt, und die poetiſche Form iſt die allein herrſchende, die Speculation die freiwillige Dienerin derſelben geworden. Goethe ſagte einmal im Geſpräch: „die Freiheit gehe durch alle Werke Schiller's," was jener Meiſter, der den größten Sinn für das Mannigfaltige hatte, nimmermehr ſo verſtand, als herrſche die Freiheit einzig und ausſchließend bei ihm, oder als könne Alles, etwa auch das Sentimentale, Elegiſche, von dem — Freiheitsprincipe abgeleitet werden. Nach dieſem allein hätte Schiller auch ein gefühlloſer, unmenſchlicher Stoiker ſeyn können, und brauchte weder Dichter noch Denker zu ſeyn.

Der ganze Schiller vereinigt in allen ſeinen Werken dieſe verſchiedenartigen Elemente, ſelbſt da, wo eines

vorherrscht. Auf jedem Blatte seines Lebens werden wir diese Viereinigkeit schaffen und gestalten sehen. Auch sein Aeußeres hatte zugleich einen humanen und heroischen Ausdruck. „Alles Uebrige an ihm," sagt Goethe, [1]) „seine Haltung, sein Gang auf der Straße, jede seiner Bewegungen, war stolz und großartig; aber seine Augen waren sanft." Aus seinem Auge sprach die Menschlichkeit des Herzens, aus allem Uebrigen der Heroismus. Petersen erzählt: „Schiller liebte auch im Lyrischen das Große, Starkergreifende, Tiefererschütternde, selbst wenn es sich dem Gräßlichen und Grausenhaften näherte. Aber deßwegen war er nicht unempfänglich für das Rührende und Sanftmüthige. Oft las er mit gerührtestem Gefühl die kleinen Lieder Ossian's, z. B. „Selma! dich hüllet Schweigen ein! Morven's Gebüsche weckt kein Laut; Einsamkeit herrscht am Strande, wo sich die Woge bricht." Auch verdient angeführt zu werden, daß er im Jahre 1784 an Dalberg in Mannheim schrieb, seine Phantasie habe von seinen Kinderjahren her die schöne Stelle aus Werther's Leiden aufbewahrt: „O, es ist mit der Ferne, wie mit der Zukunft! Ein großes Dämmern des Lichts ruht vor unserer Seele." Eine wehmüthige, trübe Gemüthsstimmung spricht sich in einem Trostschreiben vom 15. Januar 1780 an den Hauptmann von Hoven aus, als dieser seinen jüngern Sohn verloren hatte: „Ich bin noch nicht einundzwanzig Jahre alt, aber

---

[1]) Eckermann's Gespräche mit Goethe. Th. I. S. 196.

ich darf es Ihnen frei ſagen, die Welt hat für mich keinen Reiz mehr, ich freue mich nicht auf den Tag meines Austritts aus der Akademie in die Welt. Mit jedem Schritte, den ich an Jahren gewinne, verliere ich immer mehr von meiner Zufriedenheit; je mehr ich mich dem reifen Alter nähere, deſto mehr wünſchte ich als Kind geſtorben zu ſeyn.“ Wie man vor der Julirevolution gemeinhin nur dieſe weiche, ſentimentale Seite Schiller's anerkannte, ſo wäre es eben ſo einſeitig, in unſeren rüſtigeren Tagen nur die ſtarke, heroiſche gelten zu laſſen. Das Herz ſpielte in ſeinem Leben eine eben ſo große Rolle, als die Freiheit. Er ſelbſt erzählte, daß er in der Akademie über ſeinen ſelbſt gezogenen Lilien am einſamen, vergitterten Fenſter oft ſtundenlang in den Gefühlen geſchwelgt habe, die durch den Roman „Siegwart“ in ihm erregt worden ſeyen. Als Scharffenſtein einſt durch eine unglückliche, aber argloſe Kritik der Gedichte, welche durch die Freundſchaft für ihn Schiller'n inſpirirt worden waren, ſein Herz gekränkt hatte — „da,“ erzählt Scharffenſtein, „wurde Schiller nicht kalt, denn kalt konnte er nicht ſeyn, aber er zog ſich mit einer zerknirſchten Empfindung von mir ab, an die ich noch jetzt mit einer ſehr ſchmerzhaften denke. Er ſchrieb mir einen ſehr langen Brief, worin ſeine ganze Seele in Aufruhr war; nie iſt eine totale Brouillerie zwiſchen Verliebten ſo affectvoll geſchrieben worden.“

Ueber Schiller's Geſundheitszuſtand, Aufführung, Strafen und Preiſe, Naturgaben und Anwendung dieſer Gaben

in der Akademie kann ich nach den Urtheilen der Aufseher und Lehrer zuverläſſigen Bericht erſtatten. Denn ich beſitze über dieſe und andere Punkte die ausführlichen Tabellen der Carlsſchule von vier Jahren im Originale.[1]) Seine Geſundheit iſt für das Jahr 1774 als ziemlich gut, für die folgenden als gut angegeben, ſo daß ſich ſeine anfänglich ſchwankende Geſundheit wohl befeſtigte. Deſſen ungeachtet war er auch ſpäter jedes Jahr einige Male krank, vielleicht aber nur angeblich und nicht ſo häufig, als in der erſten Zeit. Sein Betragen gegen „Vorgeſetzte, Cameraden und ſich ſelbſt" iſt durchweg mit den Ausdrücken „aufmerkſam, gefällig, zufrieden" bezeichnet. Er zog ſich aber in jedem der vier Jahre, über welche ich berichten kann, immer fünf „Strafen wegen übler Aufführung" zu, was eine mittlere Anzahl iſt, indem manchen Zöglingen über zwanzig ſolcher Strafen angeſchrieben ſind, anderen hingegen weniger oder häufiger, beſonders im letzten Jahre, auch gar keine. Schiller's Gedächtniß und „die Anwendung ſeiner Gaben" ſind in allen vier Jahren als „gut" bezeichnet (nicht „als recht gut", wie bei vielen Schülern). Sein „Witz" iſt in den erſten zwei Jahren als „gut," und in den beiden letzten als „recht gut" angegeben, welches höchſte Lob nur noch einem oder zwei der fünfzig Eleven dieſer erſten Abtheilung ertheilt wird. Sein

1) Ich werde ſie in einer neuen Auflage meines größern Werkes, ſofern ſie Schiller betreffen, vollſtändig mittheilen.

„Scharfſinn“ endlich iſt für 1774, wo er Jurisprudenz ſtudirte, und 1776, wo er die Medicin begann, nur als „mittelmäßig,“ in den beiden anderen Jahren als „gut“ angegeben. Das Prädicat „ſehr gut“ hat in dieſer Zeit aber auch nur ein Einziger, der Lieutenant Kapff, der in beiden Liſten obenan ſteht, während Schiller 1778 nur die fünfte, und 1779 die zweite Stelle einnimmt. Ueber dieſe Fortſchritte und dieſen Rang wird man ſich wundern, ja vielleicht ſtaunen, wenn man bedenkt, daß Schiller ſeine Hauptkraft der hier, wie im Stifte zu Tübingen, geächteten Poeſie zugewandt hatte; einen Andern würde die Ausarbeitung der Räuber allein ganz erſchöpft haben. Preiſe aber erhielt Schiller bis zum erſten Januar 1780 zuſammen vier, nämlich im Jahr 1773 einen, und im Jahre 1779 drei; leider iſt auf der Tabelle vom „Jahrestag 1781“ Schiller nicht mehr aufgeführt, ſo daß über das letzte Jahr, welches er in der Carlsſchule zubrachte, nichts erhellt. Von allen fünfzig Cameraden hatten bis dahin nur drei mehr Preiſe erhalten, nämlich zwei Zöglinge je ſechs und jener Lieutenant Kapff ihrer acht. Von jenem erſten Preis auf der Solitude iſt ſchon früher die Rede geweſen, und auch über die anderen belehrt uns Peterſen des Nähern, nachdem er bemerkt hat, daß Schiller vor 1777 in der Wiſſenſchaft nur wenig leiſtete, indem er einzelne Zweige der Heilkunde zwar mit wahrem Feuereifer, jedoch immer nur ſtoßweiſe, nie anhaltend, betrieben habe; ſeit jenem Jahre aber habe er, trotz ſeiner Hauptbeſchäftigung, der

Poeſie, ſeine ſogenannte Brodwiſſenſchaft keineswegs verſäumt. „Nie ermüdendes Fortſtreben," fährt dann Peterſen fort, „und ſichtbares Vorſchreiten in allen Fächern, deren Bearbeitung oder Erforſchung er ſich zum Ziel geſetzt hatte, zeichneten ihn in dieſem ganzen Zeitraume aus. Bei den öffentlichen Prüfungen, im Jahr 1778, zeigte er in der Anatomie ſo viele Kenntniſſe, als der Erſte, welchem der Preis nur durch das Loos zufiel, und das Jahr darauf, am 14. December, erhielt er drei Preiſe zumal, einen in der Arzneimittellehre, einen in der äußern und einen in der innern Heilkunſt; in der deutſchen Sprache und Schreibart aber that er ſich mit dem Preiserringer gleich gut hervor. Von allen Zweigen der ſo viel umfaſſenden Geſundheitskunde war die Phyſiologie der anziehendſte für ihn. Haller war darin ſein bewunderter Führer, doch huldigte er deſſen Behauptungen nicht unbedingt. Vielmehr beſtritt er mehrere derſelben in einer eigenen Abhandlung. In der eigentlichen Krankheitslehre (Pathologie) gab er Brendel'n den Vorzug. [1]) Brendel, ein bedachtvoller Beobachter ganz im hippokratiſchen Geiſte, ward von Schiller ungemein geſchätzt, aber deßwegen nicht auch befolgt. Statt den Gang der Natur mit Sorgfalt und Bedachtſamkeit zu belauſchen, die Erſcheinungen darin prüfend zu

[1]) Von dieſem Profeſſor in Göttingen, der 1758 ſtarb, hatte ſich Schiller die Abſchrift von deſſen Vorleſungen (Praelectiones academicae de cognoscendis et curandis morbis), die erſt im J. 1792 im Druck erſchienen, zu verſchaffen gewußt.

vergleichen, und mit Scharfſinn Folgerungen daraus zu ziehen, trug des Dichters Einbildungskraft (wie Julius, in den philoſophiſchen Briefen) Geſetze in Schöpfung und Geſchöpfe hinein. Er ſchrieb der Natur a priori Geſetze vor. Schiller war in der That eine Zeit lang ſo ziemlich auf demſelben Irrwege, auf welchem unſere neueren Naturphiloſophaſter herumtaumeln. [1]) Die Fortſchritte, die er übrigens in den Jahren 79 und 80 machte, und zwar im Denken überhaupt, in einer erweiterten Naturanſicht, in Sprache, Darſtellung und Geſchmacksbildung, ſind wirklich merkwürdig. Mit Vergnügen und Belehrung vergleicht man die noch übrigen Denkmäler und Zeugen hievon." Dieß Urtheil fällte auch Scharffenſtein, der anderthalb Jahre früher die Akademie verließ, als er nach dieſer Zeit wieder das erſte Mal mit ihm zuſammentraf. „Ich erſtaunte," ruft er, „und mein Geiſt beugte ſich vor der imponirenden Superiorität und den Fortſchritten, die Schiller mittlerweile gemacht hatte!" — Schiller brachte es alſo durch den Ueberſchuß ſeines eminenten Talents ſo weit, als die beſten ſeiner Mitſchüler durch ihre ungetheilte Kraft. Wie ſchwer es ihm aber wurde, ſich in die ſtrenge militairiſche Regel zu fügen, beweiſen die regelmäßig jedes Jahr wiederkehrenden Disciplinarſtrafen, deren ich oben erwähnte.

Ueber jene Abhandlung, in welcher er Haller beſtritt,

---

1) Peterſen, der dieß 1806 oder 1807 ſchrieb, meint wohl die Schelling'ſchen Naturphiloſophen.

gibt uns das unschätzbare Manuscript Abel's die erste erwünschte Auskunft. Als nämlich Schiller's Laufbahn in der Akademie vollendet war, schrieb er, der Gewohnheit gemäß, eine, öffentlich in Gegenwart des Herzogs zu vertheidigende Dissertation, und zwar seiner Neigung nach, über Physiologie, jedoch so, daß neben dem Thierleben des Menschen immer dessen Seelenleben in Betrachtung gezogen wurde. Allein diese Abhandlung enthielt so starke Stellen gegen Haller, daß der Herzog, der, Alles überwachend, hievon Kunde erhielt, den Druck verbot, weil er es durchaus unschicklich fand, daß ein junger Mensch, auch von noch so großen Talenten, einen Mann von Haller's Verdiensten herunterzusetzen sich erkühnte. Schiller hatte die damals neueste Psychologie kennen lernen, und unterwarf aus dem Gesichtspunkte des geistigen Lebens Haller's Körperlehre des Menschen seiner Kritik. Die Abhandlung war Philosophie der Physiologie überschrieben, und verbreitete sich in fünf Capiteln sehr ausführlich über das geistige Leben, das nährende Leben, die Zeugung, den Zusammenhang dieser drei Systeme, und über den Schlaf und natürlichen Tod. Nicht ganz das erste Capitel hat sich erhalten. Ich habe es in meiner Nachlese [1]) aus dem äußerst zierlich geschriebenen Original-Manuscript, welches plötzlich mit einem Komma abbricht, veröffentlicht. Vermuthlich war Schiller durch jenes Verbot des Herzogs an der Vollendung

1) Band 4, S. 43 ff.

der Abſchrift geſtört worden. Das Bruchſtück iſt ein merkwürdiges Denkmal des großen Scharfſinnes und der frühen Reife des Verfaſſers. Nun mußte in aller Eile, wie Abel ſagt, eine andere Abhandlung geſchrieben werden, und da er ſich ſeiner pſychologiſchen Kenntniſſe bewußt war, und zugleich auch ſeine Kenntniſſe in der Medicin zeigen wollte, ſo ſchrieb er (1780) ſeinen Verſuch über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen. Sie erſchien in Stuttgart gedruckt, mit einer Zueignung an den Herzog Carl, [1]) worin er unter Anderm ſagt: „Philoſophie und Arzneiwiſſenſchaft ſtehen unter ſich in der vollkommenſten Harmonie. Dieſe leihet jener von ihrem Reichthume und Lichte, jene theilt dieſer ihr Intereſſe, ihre Würde, ihre Reize mit.“ Dieſes Schriftchen iſt, wie das vorhergehende, ſorgfältig disponirt, ſo daß man in ihm ſchon den überſchauenden und ordnenden Geiſt ſieht, den Goethe ſpäter an Schiller rühmt. Dieſe Abhandlung, die Frucht ſeiner Berufsſtudien in der Carlsſchule, iſt eine Fortſetzung der frühern unterdrückten; Manches iſt aus dieſer herübergenommen und darauf weiter gebaut. Schiller gerirt ſich hier ganz als Mediciner, indem er durch alle Erſcheinungen des Lebens die Behauptung durchführt, wie der Geiſt abhängig vom Körper ſey. Der Satz: „Der Menſch iſt

---

[1]) Dieſe „Widmung“ in meiner Nachleſe, B. 4, S. 83 ff.; die Abhandlung ſelbſt in Schiller's Werken.

nicht Seele und Körper, der Mensch ist die innigste Vermischung dieser beiden Substanzen — der Mensch ist seiner Natur nach ein gemischtes Wesen," war die Idee, von welcher er ausging, und auf welche er später seine Lehre des Schönen und Erhabenen, der Anmuth und Würde gründete. Petersen urtheilt: „Hier trifft man überall auf eigenthümliche Ansichten, überraschende Zusammenstellungen, tiefe Blicke; und Sprache und Einkleidung sind meisterhaft. Zur Erklärung dieses auffallenden Fortschreitens muß man indessen auch in Anschlag bringen, daß Schiller in jenem Zeitpunkte Search's (Tuker's) Licht der Natur, Herder's „Auch eine Philosophie der Geschichte der Menschheit," Schlözer's Vorstellung der Universal-Geschichte und mehrere Schriften von Sturz und Zimmermann fleißig gelesen und erwogen hatte." Im Wissenschaftlichen kam der junge Schriftsteller durch Unterricht und Lectüre aus einer trefflichen Schule, während er im Poetischen und Rhetorischen wie ein ungebändigtes Füllen auslief, und sich seinen eigenen Weg suchte. Auch in diesem Aufsatze zeigte sich das Selbstgefühl des besonnen und scharf denkenden Jünglings. Durfte er auch den berühmten Haller nicht mehr bekämpfen, so konnte er sich doch nicht enthalten, dessen Landsmann Lavater als einen Schwärmer zu bezeichnen, und sogar in den Räubern, zu deren Verfassungsgeschichte und Charakteristik wir jetzt übergehen, bespöttelt er Lavater's Physiognomik.

Viertes Capitel.

Die Räuber. Austritt aus der Carlsschule. Körperliche Erscheinung. Beruf als Regimentsmedicus. Häusliche Einrichtung. Laura. Sitten und Sittlichkeit. Herausgabe der Räuber. Schwan. Dalberg. Umarbeitung der Räuber für's Theater. Die Anthologie. Redaction eines Unterhaltungsblattes.

Schiller's Räuber sind das glänzendste Denkmal seines innern Lebens und seiner poetischen Studien in der Carlsschule. Er widmete dem Schauspiele von dem Jahre 1777 an (welches Petersen überhaupt die „Durchbruchszeit der Apollo'schen Gnadenwirkungen" nennt) jeden Tag wenigstens einige Stunden, und doch wurde es, nach zehnfacher Abänderung, nicht früher, als im Jahr 1780 vollendet.

Gewöhnlich wird berichtet, daß ein Schubart'scher Aufsatz im Schwäbischen Magazin, die Erzählung eines durch seinen verstoßenen Sohn geretteten Vaters den Anlaß zu den Räubern gegeben habe. Dieß ist aber nach den bewährtesten Zeugen durchaus ungegründet. Die Geschichte des „ehrwürdigen" Räubers Roque im Don Quixote in Verbindung mit einem Ausspruche Rousseau's, der es an Plutarch rühmt, „daß er erhabene Verbrecher zum Vorwurf seiner Schilderung wählte," [1]) führten ihn auf das Sujet. Dieß sagt Schiller selbst; auch wußten es noch seine alten

[1]) Meine Nachlese zu Schiller's W. B. 4, S. 100.

Vertrauten. [1]) Schiller's eigenes ausdrücklicheres Zeugniß in der spätern Selbstrecension der Räuber heißt: „Wofern ich nicht irre, dankt dieser seltene Mensch (Carl Moor) seine Grundlage dem Plutarch und Cervantes, die durch den eigenen Geist des Dichters nach Shakspeare'scher Manier zu einem neuen, wahren und harmonischen Charakter unter sich amalgamirt sind." [2]) Als eine beiläufige, entferntere Anregung kam hiezu die Geschichte eines Räubers, Friedrich Schwan, von dem damals in ganz Württemberg viel gesprochen wurde, und dessen Schicksale er später unter dem Namen des Sonnenwirths mit manchen Abänderungen so anziehend darstellte. [3])

Unter Unterbrechungen und Hindernissen jeder Art, und unter der beständigen Angst, entdeckt zu werden, wurde das Stück geschrieben. Weil die Zöglinge des Abends nur bis zu einer bestimmten Stunde Licht brennen durften, ließ sich Schiller oft als unwohl angeben, um im Krankensaale der Begünstigung einer Lampe zu genießen. Wenn der Herzog bisweilen in eigener Person den Saal visitirte, fuhr das Manuscript schnell unter den Tisch, und flugs war irgend ein bereit gehaltenes medicinisches Buch aufgelegt, welches den Herzog von dem Fleiße des Zöglings überzeugen sollte. Auch Unterrichtsstunden wurden öfters

---

1) Worte Petersen's, welcher jener Zeuge ist.
2) Meine Nachlese zu Schiller's Werken. B. 4, S. 103.
3) Diese Nachricht gibt Abel.

unter dem Vorwande eines Uebelbefindens ausgesetzt. Das Stück ist keineswegs das Werk eines Gusses. Ehe er das Grundgewebe des Ganzen überdacht, ehe er Anlage, Verwickelung und Entwickelung bestimmt, arbeitete Schiller einzelne Selbstgespräche und Scenen aus, die dann ergänzt, verändert oder ausgeschieden wurden, bis sich aus einzelnen lebensvollen Massen das kolossale Ganze aufbaute. Jede der Beaufsichtigung erbeutete Scene declamirte der Dichter sogleich frisch, an welchen Orten des geräumigen Gebäudes man sich immer zusammenfand, den Freunden vor, und jede wurde mit um so größerm Jubel aufgenommen, je leidenschaftlicher sie die Indignation aussprach, in welcher man sich gegenseitig bestärkte. Auch von Anderen vorlesen ließ sich der Verfasser einzelne Auftritte, um Eindruck und Wirkung besser beurtheilen und empfinden zu können — wie überhaupt alle Gedichte Schiller's für's Hören oder laute Lesen geschrieben sind. Als er einst den Freunden die Worte vortrug, die Franz Moor im Anfange des fünften Acts zu Moser spricht: „Ha! was, du kennst keine Sünde drüber (über den Vatermord)? Besinne dich nochmals — Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß schwebt auf dem Laute deines Mundes! — keine einzige drüber?" — da öffnete sich die Thüre, und der hereintretende Aufseher sah Schiller'n halb in Verzweiflung die Stube auf- und abrennen. „Ei, so schäme man sich doch," sagte er, „wer wird denn so entrüstet seyn, und fluchen!" Als er den Rücken gekehrt, rief ihm Schiller, zu den lachenden Gesellen

gewandt, das Wort aus den Räubern nach: „Ein confiscirter Kerl!“

So floſſen Dichtung und Wirklichkeit in einander. „Einige Namen und Charaktere in den Räubern,“ ſagt Abel, „ſind aus Schiller's Umgebungen in der Akademie entlehnt. Selbſt der Plan Spiegelberg's, nach dem heiligen Lande zu wandern, iſt eine Idee, mit welcher einer ſeiner Cameraden, welchen Schiller als ſchlecht denkenden Menſchen verachtete, oft und lange geprahlt hatte. Daß er Graubündten das Paradies der Gauner nannte, bezog ſich auf einen der militairiſchen Aufſeher, welchem die Zöglinge abhold waren.“ Dieß iſt auch der Grund, warum dem Dichter, was Schwab mit Recht hervorhebt, beſonders ſeine Räubercharaktere trefflich gelungen ſind. „Es ſind Männer aus Einem Guſſe, welche conſequent in Geſinnung und Handlung durch's Gedicht ſchreiten.“ Schweizer, Roller, Grimm und Spiegelberg ſind nicht aus Büchern geſchöpft, wie Franz wohl durch Shakſpeare's Jago und Richard veranlaßt iſt; ihre Originale lebten bei Schiller in der Carlsſchule. Ein ſpäterer Ausſpruch Schiller's: die vierhundert Menſchen, die ihn in der Akademie umgaben, ſeyen ein einziges Geſchöpf geweſen, der getreue Abguß eines einzigen Modells, und es ſey von ihm eine Anmaßung geweſen, zwei Jahre vorher Menſchen zu ſchildern, ehe ihm noch ein einziger begegnet ſey [1]) — iſt, wie Peterſen ſagt, zuverläſſig

[1]) Meine Nachleſe zu Schiller's Werken. Bd. 4, S. 155 f.

ein einseitiges Urtheil, und Schiller opferte hier, wie auch sonst bisweilen, einem Spiele mit schön gesagten Gegensätzen, die Wahrheit auf. In der Carlsschule war eine große Mannigfaltigkeit von Köpfen und Charakteren, ganz gegen die Absicht und Veranstaltungen Herzog Carl's, des Intendanten Seeger und der anderen unpreiswürdigen Obergehülfen und Helfershelfer [1]) — und diese Mannigfaltigkeit zeigt sich besonders in den Räubergestalten des Drama's, dieses treuen Abbildes Schiller's und seiner Genossen in der Anstalt. Wenn man von der rohen Kraftsprache und dem revolutionairen Freiheitssturme dieser jungen Leute eine Vorstellung bekommen will, muß man die Räuber lesen, nur daß der Haß gegen den unleidlischen Zwang der militairischen Regel zur Erbitterung gegen die ganze bürgerliche Ordnung gesteigert, und Alles in Sprache, Empfindung und Gedanken ins Kolossale getrieben ist. Schiller selbst gibt zu verstehen, [2]) daß er sein Schauspiel ohne Kritik aus der Anschauung genommen, und der Dichter will nicht, wie Gervinus sagt, uns das Gemälde ungeheurer Leidenschaften geben, sondern er thut nur, was er nicht lassen kann. Das Freiwillige, Planmäßige, Angelegte hat in dieser einfachen Fabel das kleinste Geschäft, ist etwas bloß Nachfolgendes, was sich nur auf die äußere Form erstreckte, und ihre Quelle ist der nothwendig, bewußtlos

1) Dieß Alles wörtlich nach Petersen.
2) Meine Nachlese zu Schiller's Werken. Bd. 4, S. 118.

wirkende Aeußerungstrieb des thatenlechzenden Genius in den schwersten Fesseln der Subordination. Das Schauspiel ist die dramatische Uebersetzung der erträumten Naturwelt, in welche das erbitterte Herz der Jünglinge ausschweifte, um den folternden Culturverhältnissen zu entfliehen; es ist der durch Schmerz gewaltsam ausgepreßte Angstruf eines Gefangenen nach Freiheit, die letzte, einzige Zuflucht eines gequälten Geistes, in welcher er Rettung und Stärkung fand. Hieraus erklärt sich die lebendige Frische, die schwellende Lebenswärme, die unmittelbare, lyrische Wahrheit, welche alle Adern dieses riesenhaften Gebildes durchdringt. Diesen subjectiv lyrischen Charakter rügt Schiller selbst, indem er in der Selbstrecension sagt, man erwarte vom Dichter im nächsten Drama Besserung, sonst werde man ihn zu der Ode verweisen. Das Hinreißende dieser Alles durchdringenden Naturwirklichkeit wird wenigstens für einen uncultivirten, unbändigen, jugendlichen Sinn dadurch erhöht, daß alle Charaktere im ungestümen Affect, in heftiger Leidenschaft sprechen, rasen, handeln. Selbst der trockene, hölzerne Franz fällt aus seiner Rolle, um sentimental und weichherzig zu werden. Die Menschen sind beinahe nichts, als sinnliche Empfindung, und das Drama schwimmt in einem Meere mannigfacher, widerstreitender, stürmischer Gefühle. Carl Moor ist offenbar des Dichters eigenes, ganzes Bild, wie aus dem Spiegel geholt, von eben demselben hohen Freiheitssinne und derselben Weichheit des frommen Gemüths, von „langem

Gänsehals," wie Schiller selbst. „Frei muß Moor seyn, wenn er groß seyn will!" war auch die Moral des Dichters. Die materialistischen Grundsätze, aus denen die Raisonnements und die Handlungsweise des Franz Moor gebildet sind, nahm er aus seinen eigenen religiösen und sittlichen Zweifeln, in die er unmittelbar nach seinem Abfalle vom blinden Kirchenglauben gerathen war, und alle Sophismen des Franz stützen sich auf medicinische Gründe. Schiller nennt selbst dessen Raisonnements das Resultat des „aufgeklärten Denkens und liberalen Studiums" — eines Mediciners, müssen wir hinzusetzen. Der civilisirte Gesellschaftszustand mußte lasterhafter seyn, als die Räuberbande, welche nur aus seiner Verderbniß hervorgegangen war, und daher sind auch die Verbrechen des verstoßenen Franz durch die schwere Schuld seines begünstigten Bruders in's Licht gestellt. Das ganze Drama stellt sich uns in dieser Beziehung als eine Kriegserklärung gegen die sociale Ordnung, als eine poetische Revolution dar. Wie Rousseau seinen Idealmenschen zur thierischen Natur aus den Bedrängnissen der Civilisation zurückführte, so läßt Schiller gegen diese faule, morsche Culturwelt seine Räuber Sturm laufen. „Wir wollen ein Buch machen," sagte er zu seinem Freunde Scharffenstein, „das aber durch den Schinder absolut verbrannt werden muß." — Die Figur der Amalie mit ihrer Liebe ist offenbar die schwächste, sie ist schlechterdings „die tödtliche Seite" des Stücks. Hier fehlte dem Dichter, der nach seinem eigenen Ausspruche überhaupt

mehr zum Heroiſchen und Starken, als zum Weichen und Niedlichen neigte, die Anſchauung, denn die Thore des Inſtituts öffneten ſich, wie er ſelbſt ſagt, Frauenzimmern nur, ehe ſie anfingen, intereſſant zu werden, und wenn ſie aufgehört hatten, es zu ſeyn. Er ſetzte ſich alſo aus träumeriſchen Empfindungen und Dichterreminiscenzen eine weſenloſe weibliche Geſtalt zuſammen. Die Liebe, welche er damals allein kannte und zu ſchildern vermochte, war ein phantaſtiſcher Sinnenrauſch, ein glühendes Verlangen. Später (1782) änderte Schiller einige Amalien-Scenen, z. B. die Scene im Garten, [1]) und nannte ſelbſt in dem erſten Feuer die letztere „ein wahres Gemälde der weiblichen Natur.“ Aber ſie iſt auch in dieſer Umarbeitung, wenn auch vielleicht von großem theatraliſchen Effect, doch noch höchſt unnatürlich und unweiblich.

Man wird die affectvolle Sinnesglut, welche in dieſem Drama gleichſam verkörpert iſt, beſſer begreifen, wenn man weiß, wie Schiller damals dichtete. Dieß erzählt uns Peterſen: „In ihrer äußern Wirkung betrachtet, war die Begeiſterung in der That bei Schiller korybantiſcher Art. Wenn er dichtete, brachte er ſeine Gedanken unter Stampfen, Schnauben und Brauſen zu Papier, eine Gefühlsaufwallung, die man oft auch an Michel Angelo, während ſeiner Bildhauerarbeiten, bemerkt hat. Mehr als hundert Male haben Schiller's Bekannte dieſe Erſcheinung an ihm

[1]) Meine Nachleſe zu Schiller's Werken. Bd. 1, S. 95 f.

beobachtet, und völlig wahr ist folgende kleine Geschichte. Die ärztlichen Zöglinge der Akademie mußten am Ende ihrer Lehrjahre die Krankenzimmer besuchen, und über die gehörige Pflege der Leidenden die Aufsicht führen. Als Schiller'n einmal die Reihe traf, setzte er sich an das Bett eines Kranken, des noch lebenden Hofmusikus R. Statt diesen aber zu befragen und zu beobachten, gerieth er dichtend in solche brausende Bewegungen und heftige Zuckungen, daß dem Kranken angst und bange ward, sein zugegebener Arzt möchte in Wahnwitz und Tobsucht verfallen seyn." Was Schiller daher im Eroberer (1777) singt: — „fahr' ich da wüthend auf, stampfte gegen die Erd', schalle mit Sturmgeheul deinen Namen, Verworfener," [1]) ist wörtlich aus seiner eigenen Praxis genommen. Noch im spätern Mannesalter saß Schiller, wie mir sein Sohn Ernst erzählte, wenn er arbeitete, nicht ruhig sitzend am Tische, sondern stand über denselben hingebogen, und, seine linke Seite an dessen Rand drückend, schrieb er, sich auf den einen Arm stützend, in dieser unbequemen, stehenden Lage, und ging abwechselnd bewegt im Zimmer auf und ab. Eine solche Seelenbewegung theilte sich dann seinen Arbeiten mit, so daß es nicht zu verwundern ist, daß sie alle gewissermaßen eine hohe Temperatur des Gemüthes haben.

---

[1]) Meine Nachlese zu Schiller's Werken. Bd. 1, S. 12. Obige Bemerkung ist ebenfalls von Petersen.

mehr zum Heroiſchen und Starken, als zum Weichen und Niedlichen neigte, die Anſchauung, denn die Thore des Inſtituts öffneten ſich, wie er ſelbſt ſagt, Frauenzimmern nur, ehe ſie anfingen, intereſſant zu werden, und wenn ſie aufgehört hatten, es zu ſeyn. Er ſetzte ſich alſo aus träumeriſchen Empfindungen und Dichterreminiscenzen eine weſenloſe weibliche Geſtalt zuſammen. Die Liebe, welche er damals allein kannte und zu ſchildern vermochte, war ein phantaſtiſcher Sinnenrauſch, ein glühendes Verlangen. Später (1782) änderte Schiller einige Amalien-Scenen, z. B. die Scene im Garten, [1]) und nannte ſelbſt in dem erſten Feuer die letztere „ein wahres Gemälde der weiblichen Natur.“ Aber ſie iſt auch in dieſer Umarbeitung, wenn auch vielleicht von großem theatraliſchen Effect, doch noch höchſt unnatürlich und unweiblich.

Man wird die affectvolle Sinnesglut, welche in dieſem Drama gleichſam verkörpert iſt, beſſer begreifen, wenn man weiß, wie Schiller damals dichtete. Dieß erzählt uns Peterſen: „In ihrer äußern Wirkung betrachtet, war die Begeiſterung in der That bei Schiller korybantiſcher Art. Wenn er dichtete, brachte er ſeine Gedanken unter Stampfen, Schnauben und Brauſen zu Papier, eine Gefühlsaufwallung, die man oft auch an Michel Angelo, während ſeiner Bildhauerarbeiten, bemerkt hat. Mehr als hundert Male haben Schiller's Bekannte dieſe Erſcheinung an ihm

[1]) Meine Nachleſe zu Schiller's Werken. Bd. 1, S. 95 f.

beobachtet, und völlig wahr ist folgende kleine Geschichte. Die ärztlichen Zöglinge der Akademie mußten am Ende ihrer Lehrjahre die Krankenzimmer besuchen, und über die gehörige Pflege der Leidenden die Aufsicht führen. Als Schiller'n einmal die Reihe traf, setzte er sich an das Bett eines Kranken, des noch lebenden Hofmusikus R. Statt diesen aber zu befragen und zu beobachten, gerieth er dichtend in solche brausende Bewegungen und heftige Zuckungen, daß dem Kranken angst und bange ward, sein zugegebener Arzt möchte in Wahnwitz und Tobsucht verfallen seyn." Was Schiller daher im Eroberer (1777) singt: — „fahr' ich da wüthend auf, stampfte gegen die Erd', schalle mit Sturmgeheul deinen Namen, Verworfener," [1]) ist wörtlich aus seiner eigenen Praxis genommen. Noch im spätern Mannesalter saß Schiller, wie mir sein Sohn Ernst erzählte, wenn er arbeitete, nicht ruhig sitzend am Tische, sondern stand über denselben hingebogen, und, seine linke Seite an dessen Rand drückend, schrieb er, sich auf den einen Arm stützend, in dieser unbequemen, stehenden Lage, und ging abwechselnd bewegt im Zimmer auf und ab. Eine solche Seelenbewegung theilte sich dann seinen Arbeiten mit, so daß es nicht zu verwundern ist, daß sie alle gewissermaßen eine hohe Temperatur des Gemüthes haben.

---

[1]) Meine Nachlese zu Schiller's Werken. Bd. 1, S. 12. Obige Bemerkung ist ebenfalls von Petersen.

Der ungeheure Eindruck, den die Räuber bald in ganz Deutschland hervorbrachten, mag zum Theil der überwältigenden Naturkraft zuzuschreiben seyn, die sie entstehen ließ. Aber die unerhörte Kriegserklärung gegen alles Bestehende in den Räubern sprach zugleich mit Genialität den Krieg aus, in dem damals, still im Herzen, Alle mit der bürgerlichen Einrichtung begriffen waren. Wie die Jünglinge in dem Institut, glaubte damals die halbe Welt, in den gleichen Fesseln zu schmachten; alle Zeitgenossen fühlten sich durch kleinliche Eigenmacht gedrückt, und durch abgelebte Formen beschränkt. Der ganze Gesellschaftszustand war unterhöhlt und krankhaft. Seinen drohenden Einsturz, seine bevorstehende Auflösung weissagte das Drama. Diese Prophetenstimme ist die große Wahrheit des Stückes, durch die es sich mit diamantenen Banden in jeder jugendlichen, in jeder empfänglichen Seele festklammerte, und die Wucht dieses sittlich-politischen Eindrucks wurde durch alle Monstrositäten, Rohheiten und Ungeschlachtheiten der Dichtung nur sinnlich verstärkt, für welche das ästhetische Urtheil von vorn herein allen Maßstab verloren hatte. Es war eine Stimme des dunkel gährenden Unmuths der Zeit, ein Product und zugleich ein Spiegel der herben Wirklichkeit, und eigentlich gar keine Dichtung mehr im gemeinen, hergebrachten Sinne des Worts.

Mit diesem sittlich-poetischen Zeugnisse seines Genius, dessen wissenschaftliche Tiefe er durch die oben erörterte Abhandlung bereits öffentlich beglaubigt hatte, trat mit

dem Antritte des zwei und zwanzigsten Lebensjahres Schiller aus der Carlsschule. Der fünfzehnte December 1780 war der langersehnte Erlösungstag aus dem akademischen Kerker.

Indessen war die äußere Lage, in welche er in Stuttgart kam, nicht die erwünschteste. Zwar ward er dem Geschäft und der Benennung nach Regimentsarzt, aber er erhielt nur den Gehalt eines Regiments-Wundarztes, monatlich drei und zwanzig Gulden, durfte auch nicht die Officierskleidung, sondern mußte den Feldschererrock tragen. In dieser Kleidung sah ihn sein Freund Scharffenstein, der anderthalb Jahre vor ihm als Officier aus der Akademie getreten war, zum ersten Male auf der Parade wieder. „Wie gram war ich dem Decorum," erzählt er, „das mich hinderte, den lange Entbehrten zu umhalsen. Aber wie komisch sah mein Schiller aus! Eingepreßt in der Uniform, damalen noch nach dem alten preußischen Schnitte, und vorzüglich bei den Regiments-Feldscherern steif und abgeschmackt. An jeder Seite hatte er drei steife vergipste Rollen, der kleine militairische Hut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Gegend ein dicker, langer Zopf gepflanzt war; der lange Hals war in eine sehr schmale roßhärene Binde eingezwängt. Das Fußwerk vorzüglich war merkwürdig: durch den, den weißen Kamaschen untergelegten Filz waren seine Beine wie zwei Cylinder von einem größern Diameter, als die in knappen Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Kamaschen, die ohnehin mit Schuh-

wichse sehr befleckt waren, bewegte er sich, ohne die Kniee recht biegen zu können, wie ein Storch. Dieser ganze, mit der Idee von Schiller contrastirende Apparat war oft nachher der Stoff zu tollem Gelächter in unseren kleinen Kreisen." Und dann vom Anzuge zur Gestalt übergehend, setzt Scharffenstein, dessen Auge durch bildende Kunst geübt war, so seine lebendige Zeichnung fort: „Schiller war von langer, gerader Statur, lang gespalten, langarmig, seine Brust war heraus und gewölbt, sein Hals sehr lang: er hatte aber etwas Steifes und nicht die mindeste Eleganz in der Tournüre. Seine Stirne war breit, die Nase dünn, knorplig, weiß von Farbe, in einem merklich scharfen Winkel hervorspringend, sehr gebogen, auf Papageienart und spitzig. Die rothen Augenbrauen über den tiefliegenden, dunkelgrauen Augen inclinirten sich bei der Nasewurzel nahe zusammen. Diese Partie hatte viel Ausdruck und etwas Pathetisches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur hervor; es schien aber, wenn Schiller mit Gefühl sprach, als wenn die Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, und sie drückte sehr viel Energie aus. Das Kinn war stark, die Wangen blaß, eher eingefallen, als voll und ziemlich mit Sommerflecken besäet; die Augenlider waren meistens inflammirt. Das buschige Haupthaar war roth, von der dunkeln Art. Der ganze Kopf, der eher geistermäßig, als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energisches, auch in der Ruhe, und war ganz affectvolle

Sprache, wenn Schiller declamirte. Aber Schiller's Stimme war kreiſchend, unangenehm; er konnte ſie eben ſo wenig beherrſchen, als den Affect ſeiner Geſichtszüge. Dieſes hätte Schiller immer gehindert, ein erträglicher Schauſpieler zu werden." [1])

Schon früher hörten wir Goethe'n Schiller's Augen ſanft nennen, und dieß beſtätigt auch Peterſen, ſo daß man durchaus unrecht thut, ihm einen „tiefen, kühnen Adlerblick" zuzuſchreiben. Peterſen ſagt, die eben mitgetheilte Charakteriſtik gleichſam vervollſtändigend: „Den Ordensſtern des Genius, um mit Lavater zu reden, trug Schiller nicht im Auge. Sein Geiſt ſcheint aus dem Innern in den Körper herausgequollen zu ſeyn; er ergoß ſich in ſeine Geſichtszüge und veränderte die Wölbungen und Geſtalt des Körpers. Die Naſe, die im Jahre 1781 noch eingedrückt war, erhielt allmälig die Adlersform." Schiller ſelbſt pflegte ſpäter von ſeiner gebogenen, ziemlich großen Naſe zu ſagen, daß er ſie ſich ſelbſt gemacht; ſie ſey von Natur kurz geweſen, aber in der Akademie habe er ſo lange daran gezogen, bis ſie eine Spitze bekommen; es war wirklich ein etwas unſanfter Uebergang an ihr ſichtbar. [2]) Sein Geſicht verlor zur Zeit ſeines Austritts

---

[1]) Hiernach das zartere, vortreffliche Portrait von Kurz, in „Schiller's Heimathjahre", Th. 1, S. 352, und die Zeichnung ſeines Anzugs.

[2]) Leben Schiller's, von Frau von Wolzogen, B. 2, S. 292.

aus der Akademie die Leberflecken und Sommersproſſen, und verſchönerte ſich nach dem dreiundzwanzigſten Lebensjahre (1782) auffallend. [1]) Schon am 1. Januar 1780 war Schiller ſechs Fuß, drei Zoll groß, wuchs aber ſpäter nicht weiter. Am 1. Januar 1779, alſo in ſeinem zwanzigſten Jahre, hatte ſeine Höhe bereits ſechs Fuß, zwei Zoll, drei Linien betragen, und das Jahr zuvor war er gerade fünf Fuß groß geweſen. [2]) Er war wohl einer der größten Zöglinge der Carlsſchule, ſo wie ſpäter der größte Mann in der Stadt Weimar.

Daß er den Feldſchererrock, ohne Port-épée, tragen mußte, was er in gewiſſen Augenblicken als eine beſchämende Hintanſetzung betrachtete, verdroß ihn mehr, als man hätte glauben ſollen. In einer Anwandlung von Unmuth hierüber, und über manche andere Dinge, ſchrieb er damals einem Freunde: „Meine Knochen haben mir im Vertrauen geſagt, daß ſie in Schwaben nicht verfaulen wollen.“ Doch dauerte dieſer Verdruß nicht lange: er machte vielmehr der heiterſten Munterkeit und einer ſehr oft ausgelaſſenen Frohlaunigkeit Platz. Dem langen unnatürlichen Zwange entnommen, und endlich ſich ſelbſt überlaſſen, ließ er die unterdrückten Neigungen feſſellos walten, und gab ſeine Tage an ein wildes, tolles Treiben hin.

Seiner Kunſt und Fürſorge wurde das in Stuttgart

---

1) Auch dieß ſagt Peterſen in ſeinem Manuſcripte.
2) Nach den Originalliſten der Carlsſchule.

in Garniſon liegende Regiment Augé, welches aus ungefähr zweihundert und vierzig, meiſtens gebrechlichen und abgelebten Grenadieren beſtand, mit dem ausdrücklichen Befehle des Herzogs anvertraut, ſich in bedeutenden Fällen an den Leibarzt Elvert als an ſeinen Vorgeſetzten zu halten. Elvert, der übrigens Schiller's Talente ſchätzte, und ihm als Verwandten gewogen war, ſchärfte ihm dieſen Befehl noch beſonders ein. Vergeblich! Dazu konnte ſich Schiller nicht bequemen. Es kam daher Anfangs zwiſchen dem Unfügſamen und jenem nicht allein ſehr kenntnißreichen, ſondern auch höchſt praktiſchen Manne zu häufigem, jedoch nie erbittertem Widerſpruche. Endlich traf der Leibarzt, um ſich keiner Pflichtverſäumniß ſchuldig zu machen, und zugleich Schiller'n nicht zu demüthigen, eine feinſchonende Auskunft. Er befahl allen unter ihm ſtehenden Feldwundärzten, ihm ihre ärztlichen Verordnungen vor deren Anwendung einzuhändigen, und änderte dann ſtillſchweigend nach Befund der Umſtände Schiller's Recepte um. Wirklich war dieß auch oft höchſt nöthig. Er verordnete z. B. Mixturen, die, nach ſeiner Vorſchrift zubereitet, zu einem geräumigen Glaſe nicht hätten herausfließen können. Merkwürdig hierbei iſt, daß er ſeine Schwäche als ausübender Arzt gar wohl kannte, und über ſich als Heilkünſtler treffend ſcherzte. In der anonymen Selbſtrecenſion der Räuber ſchildert er ſich als Dichter und Arzt, ſehr bezeichnend und witzig.[1]) „Der

[1]) Meine Nachleſe zu Schiller, B. 4, S. 118.

Verfaſſer der Räuber ſoll ein Arzt bei einem württembergiſchen Grenadier-Bataillon ſeyn, und wenn das iſt, ſo macht es dem Scharfſinne ſeines Landesherrn Ehre. So gewiß ich ſein Werk verſtehe, ſo muß er ſtarke Doſen in Emeticis [in Brechmitteln] eben ſo lieben, als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehen Pferde, als meine Frau zur Cur übergeben." — Schiller trug ſich, ſchon früh, mit dem Gedanken, die ausübende Heilkunſt aufzugeben, und Profeſſor der Phyſiologie und anderer theoretiſcher Theile der Arzneiwiſſenſchaft zu werden. Doch hat er nie wirklich ernſtliche Vorbereitungsanſtalten dazu gemacht, hat ſich auch, während ſeines ganzen Aufenthalts in Stuttgart, nur eine einzige unbedeutende Schrift über ſein Berufsfach angeſchafft, nämlich den Almanach für Apotheker auf das Jahr 1781. [1]) Wie Schiller übrigens ſeiner Natur nach nichts als Nebenſache betreiben konnte, ſo faßte er auch ſeinen Beruf Anfangs mit vielem Ernſte an. „Da aber," um mit Scharffenſtein zu ſprechen, „die Kraftſtücke, die er auch hier liefern wollte, weder geriethen, noch zum beſten recenſirt wurden, ſo degoutirte ihn dieß völlig vom Handwerke."

Schiller bezog auf der jetzigen Eberhardsſtraße, oder wie ſie damals hieß, auf dem kleinen Graben, in einem Hauſe, welches am Enthüllungstage ſeines Standbildes mit einer Inſchrift geſchmückt war, ein Zimmerchen auf

[1]) Dieß Alles nach Peterſen, und, zum Theil, nach Abel.

dem Erdgeschoß. Sein Stubengenosse war einige Zeit der Lieutenant Kapff, den wir früher als den Ersten seiner Abtheilung kennen lernten, und welcher zugleich mit ihm aus der Akademie getreten war. Schiller hatte ihn 1774 als einen unverschämten, bösartigen, unzufriedenen, großsprecherischen Cameraden geschildert; daß er es aber besonders gewesen, der jetzt, „als ein verdorbener Mensch", Schiller'n in Sinnenlust hineinriß, ist unerwiesen. [1]) Schiller, der in seinen Räubern die Rechte der Natur proclamirt hatte, setzte sich jetzt über Alles hinweg, was ihm bloß die Convention zu Pflichten und Tugenden gestempelt zu haben schien, und wie alles Andere, so sollte er auch die sittliche Reinheit nicht ererben, sondern, nachdem er sie eingebüßt, im Verlaufe des Lebens wieder erringen. Vorerst wurden, was Petersen ausdrücklich geltend macht, seine sittlichen Gefühle durch die Lust am Schönen und Erhabenen gereinigt und gestärkt: dieß war seine Religion, die ihn auch im Sinnentaumel der himmlischen Mächte nicht vergessen ließ.

Uebrigens war die Wirthschaft in dem kleinen Parterre-Zimmer originell und toll genug. „Wir waren arm", erzählt Scharffenstein, „und hatten meistens gemeinschaftliche frugale, aber durch jugendliche, gute Laune sehr gewürzte

---

1) Wenigstens sagen „die ungedruckten, sehr glaubwürdigen Nachrichten" (Petersen's), auf die sich Schwab beruft (S. 79), von Kapff kein Wort. — Er starb später in Ostindien.

Abendmahlzeiten, die wir selbst bereiten konnten, denn eine Knackwurst und Kartoffelsalat war Alles. Der Wein war freilich ein schwieriger Artikel, und noch sehe ich des guten Schiller's Triumph, wenn er uns mit einigen Dreibätznern aus dem Erlöse seiner selbstverlegten Räuber überraschen und erfreuen konnte. Da war die Welt unser! — Ich erinnere mich, daß, als die Räuber am literarischen Himmel schon gezündet hatten, einige reisende Belesprits in schöner Equipage vor das Quartier angefahren kamen, z. B. Leuchsenring. [1]) So schmeichelhaft ein solcher Zuspruch nachher dünkte, war er doch im ersten Augenblicke nicht sehr erbaulich, denn man fand sich in dem größten, nichts weniger als eleganten Negligée, in einem nach Tabak und Allerhand stinkenden Loche, wo außer einem großen Tische, zwei Bänken und an der Wand hängender schmalen Garderobe, angestrichenen Hosen ꝛc. nichts anzutreffen war, als in einem Eck ganze Ballen der Räuber, in dem andern ein Haufen Kartoffeln mit leeren Tellern, Bouteillen und dergleichen unter einander. Eine schüchterne, stillschweigende Revue dieser Gegenstände ging jedesmal dem Gespräch voran." Dazu kam, daß der Aufwärter, den sich Schiller aus den zweihundert vierzig Grenadieren ausgesucht hatte, der Fourierschütz Kronenbitter, eine höchst seltsame, groteske Gestalt war.

Das Haus, in dem Schiller wohnte, gehörte der Wittwe

---

[1]) Ueber ihn s. Varnhagen's Memoiren, B. 4, S. 170 ff.

des im Jahre 1779 gestorbenen Hauptmanns und Regiments-quartiermeisters Vischer. Diese „Vischerin" wird in den ungedruckten Nachrichten Petersen's, „ein wie an Geist, so an Gestalt gänzlich verwahrlostes Weib, eine wahre Mumie" genannt. Und dessen ungeachtet wurde sie, in Ermangelung jedes andern weiblichen Wesens, — Schiller's Laura. Um dieses begreiflich zu finden, muß man eine andere handschriftliche Bemerkung dieses unschätzbaren Berichterstatters hinzunehmen, welche uns den tiefsten Blick in Schiller's Individualität thun läßt. „Schiller hatte keinen Sinn für das Auserwählte, Erlesene; im Sinnlichen war er ohne alles Feingefühl: kratzende Weine, schlechter Schnupftabak, garstige Weiber." Wie hätte sich während des achtjährigen akademischen Gefängnisses ein Sinn für körperliche Schönheit in ihm entwickeln können? Petersen fährt fort: „Die dichterische Beschreibung einer Gegend machte mehr Eindruck auf ihn, als ihr Anblick in der Natur selbst. Er lernte den Gesang der Nachtigall zuerst aus — Gedichten lieben und bewundern." Kurz, er war ein in Abgeschlossenheit, durch Lectüre, durchaus ideal gebildetes Gemüth, welches alles Wirkliche damals nur träumerisch auffassen konnte. Es kam dazu, daß er, wie Schwab sagt, jenen Trank im Leibe hatte, welcher den Goethe'schen Faust in jedem Weibe die Helena erblicken ließ. Schiller entbrannte, auf nicht lange Zeit, zu einem sinnlich platonischen Liebesfieber, welches er in den Laura-Oden verewigt hat. Scharffenstein heißt

übrigens, milder urtheilend, die Vischerin „ein gutes Weib, das, ohne im mindesten hübsch und sehr geistvoll zu seyn, doch etwas Gutmüthiges, Anziehendes und Piquantes hatte.“ Letzteres wenigstens für junge Leute. Denn im Jahre 1785 ging sie mit einem adeligen Juristen der Carlsschule aus Wien durch, und flüchtete sich gegen die Schweiz zu, wurde aber in Tuttlingen aufgefangen. „Ob sie in der Hoffnung ist,“ fügt der alte Schiller in dem Briefe an seinen Sohn bei, „das wird bald versichert, bald verneint.“ Die Schiller'sche Laura war auch mit der Familie auf der Solitude bekannt. Die Schwester Christophine schrieb, am 9. September 1783, an ihren Bruder: „Morgen, glaub' ich, kommt die Vischerin wieder zu uns. Schreib' ihr doch auch wieder; es ist nicht recht, daß Du so ganz mit ihr abbrichst. Sie ist noch immer so freundschaftlich gegen uns, wie ehemals, und fragt allemal mit so viel Theilnahme nach Dir. Es ist doch ein gutes Weib; sie mag auch sonst ihre Fehler haben, so hat sie Dir doch viele Freundschaft erwiesen.“ Diese späteren Worte der Schwester bestätigen wohl Abel's Nachricht: es sey zwischen Schiller und seiner freilich überschätzten Laura nichts vorgefallen, was Tadel verdient hätte.

Nach der Solitude, wo während seiner akademischen Gefangenschaft, im Jahre 1777, seine jüngste Schwester Nannette, geboren worden war, wallfahrtete Schiller jetzt häufig mit einem Freunde, wenn er einen guten Tag haben wollte. „Was wurde dort,“ ruft Scharffenstein,

„für das liebe Wunderthier von Sohn, und seine mitgebrachten Cameraden, von der lieben Mutter gebacken und gebraten! Nie habe ich ein besseres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt.“

Mit welchem Stolze mochten die Aeltern zu ihrem genialen Sohne aufblicken, obgleich in dem Vater manche Bedenklichkeiten aufstiegen. So hochfahrend und anspruchsvoll die Eleven waren, die mit Schiller in die Welt traten, so beugten sie sich doch, wie Scharffenstein sagt, vor der imponirenden Superiorität seines Geistes. Er war nicht allein in den theoretischen, philosophischen Wissenschaften professormäßig bewandert, sondern sein tiefer Sinn schien ihnen auch ihren Gehalt für das Leben gewürdigt zu haben. Dabei lebte er mit seinen Freunden in dem cordialsten, ungebundensten Verkehr, welcher jene Virtuosität des Gesprächs in ihm begründete, die nachher ein Humboldt, Gentz, Goethe an ihm bewunderten. Winters wurde beinahe alle Abende mit Manille, einem leichten Kartenspiele, Sommers mit Kegelspiel im „Ochsen“ in Stuttgart zugebracht, und es ist eine — unquittirte Rechnung von dem Ochsenwirth für „den Doctor Schiller und den Bibliothekarius Petersinn“ übrig, woraus hervorgeht, daß unser Freund gewöhnlich ein halbes, auch wohl ein ganzes „Maß“ Wein trank, und meistens Schinken und Salat dazu aß, auch seinen „Bruder Hoven“ redlich bewirthete. Welcher Ton unter den Genossen herrschte, mag aus folgendem Billet erhellen, welches, wie Petersen meint, Sievers

im Götz von Berlichingen geschrieben haben könnte: „Seyd mir schöne Kerls. Bin da gewesen, und kein Petersen, kein Reichenbach. Tausendsakerlot! Wo bleibt die Manille heut? Hol' Euch alle der Teufel! Bin zu Haus, wenn ihr mich haben wollt. Adies, Schiller.“ Wie in Allem, so liebte er auch leicht im Genusse das Extreme. „Einen Schnupfer, wie Schiller,“ sagt Petersen, „wird man nicht leicht finden. Hatte er bisweilen gerade keinen Tabak, so kitzelte er seine Geruchsnerven mit Staub.“

Die Extravaganzen, welche der losgebundene, unerfahrene junge Mann in dieser Zeit beging, waren einzelne, zum Theil rohe Kraftstücke, die aber noch weniger gut „recensirt“ wurden, als seine medicinischen. Abel erzählt, es habe sich damals in Stuttgart wirklich das Gerücht verbreitet, daß Schiller sich Ausschweifungen überlasse; da aber seine Verbindung mit dem akademischen Zöglinge auch jetzt noch fortdauerte, und einer der häufigsten Gesellschafter Schiller's, mit dessen Wissen, ihm von Allem, was in dieser Hinsicht vorfiel, Nachricht gab, so könne er mit Zuversicht sagen, daß ihm hierin nicht ganz, aber doch größtentheils Unrecht geschehen. Zwei oder drei Male habe der zutrauensvolle, des Weins gar nicht gewohnte Mann in einer lustigen Gesellschaft, die ihn dazu aufmunterte und sogar täuschte, zu viel getrunken. Hauptsächlich sey dieß geschehen, als der General seines Regiments den Officieren ein Essen gab, zu dem er auch eingeladen war, und welches so geendet habe, daß er von dem Hause des Generals in

ſein Logis getragen werden mußte. Von dieſem Tage ſey das Gerücht, daß er ſich zu betrinken pflege, allgemein geweſen. In Rückſicht einer zweiten Art von Ausſchweifung habe er nicht ein einziges zuverläſſiges Factum gehört; zwiſchen ihm und ſeiner Laura ſey nichts vorgefallen, was Tadel verdient hätte. Dagegen ſey es allerdings wahr, daß ſeine Ungewohnheit und Unfähigkeit, mit dem Gelde umzugehen, ihn in einige, wiewohl nicht bedeutende (?) Schulden ſtürzte." Freilich muß das Urtheil des „engelgleichen Mannes," wenn man Peterſen's Nachlaß glauben darf, in Betreff des zweiten Punktes zu milde ſeyn; aber das iſt unbezweifelt, daß die Sage ſeiner Landsleute gleichſam vereinzelte rohe Verſuchsſtücke, die nicht verborgen blieben, mit Unrecht auf das ganze damalige Leben Schiller's ausdehnten. Denn nachdem er ſeine Räuber und die Anthologie herausgegeben hatte, waren auf ihn Aller Augen in Stuttgart gerichtet. Eine Frau, an deren Hauſe Schiller nach ſeinem Austritte aus der Akademie öfters vorbeiging, pflegte zu ſagen: Der Regimentsarzt Schiller trete einher, als ob der Herzog der geringſte ſeiner Unterthanen wäre. [1])

Den Räubern wurde ſogleich nach Schiller's Austritte aus der Akademie die letzte Feile gegeben. Seinem poetiſchen Gewiſſensrathe Peterſen gab er eine Beurtheilung des Stücks auf „nach dramatiſcher Behandlung, Verwickelung, Ent-

[1]) Dieſen köſtlichen Ausſpruch der Frau verdanken wir Abel'n.

wickelung, Charakteren, Dialog, Interessen ꝛc.," und „wenn die Recension unter sechs Bogen ist," schrieb er ihm, „so muß ich schon das Maul krümmen." Abel erzählt: „Noch immer erinnere ich mich eines Spazierganges, den er mit seinem innigsten Freunde, Bibliothekar Petersen, und mir machte, und auf dem die Fehler des Stückes der Gegenstand der ganzen Unterredung waren. Mit Verläugnung aller Eigenliebe und mit großem Scharfsinne spürte er selbst allen Fehlern nach, und ohne allen Schein eines Mißvergnügens oder Unwillens hörte er den Tadel seiner Freunde." Aber wenn er solche Ausstellungen auch willig anhörte, so nahm er doch wenig Rücksicht auf sie.

Das Schauspiel sollte unter die Presse. Er selbst nennt als Gründe erstlich „jenen allgewaltigen Mammon, dem die Herberge unter seinem Dache nicht anstehe," dann die Begierde, das Urtheil der Welt kennen zu lernen, endlich wünsche er Poesie und Tragödie „hier schon wegzuräumen," damit sie ihm später bei einer Professur in der Physiologie und Medicin nicht hinderlich würden. Der Brief an Petersen schließt mit der Nachschrift: „Höre Kerl! wenn's reussirt. Ich will mir ein Paar Bouteillen Burgunder darauf schänken lassen." Da sich kein Buchhändler fand, der für das Ganze fünfzig Gulden geben wollte, so mußte es Schiller (wie Goethe seinen Götz von Berlichingen) auf eigene Kosten drucken lassen. Er borgte die erforderliche Summe, indem ein Freund bei dem Darleiher Bürgschaft leistete. Diese erste Ausgabe erschien anonym unter dem

Titel: „Die Räuber. Ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig, 1781.“ Die Beschreibung, welche Scharffenstein von dieser ersten Ausgabe gibt, und die sich jetzt überall aufgenommen findet, ist durchaus falsch: Scharffenstein verwechselte die erste Ausgabe mit der zweiten. [1]) Das Papier jener höchst seltenen editio princeps, von welcher ein Exemplar vor mir liegt, steht dem der Cotta'schen Sedez-Ausgabe von 1822 durchaus nicht nach, die Lettern sind zwar nicht scharf und rein, aber doch auch nicht stumpf und abgenutzt, und den Druck könnte man sogar splendid nennen. Die Titelvignette enthält in Medaillon die Scene, wo Carl Moor die an dem Vater verübten Grausamkeiten erfährt und seine Cameraden herbeiruft. Die Personen sind alle in idealem Costüm. Der alte Moor, in einem, Brust und Unterarme bloß lassenden Hemde, in einem nur bis über die Kniee reichenden Beinkleide, mit nackten Füßen und ohne Kopfbedeckung, liegt ohnmächtig vor der Pforte

[1]) Scharffenstein hat noch manche andere Unrichtigkeiten in seine lebensvolle Charakteristik aufgenommen, z. B. daß Schiller seinen Fiesco schon habe fertig aus der Akademie gebracht, und daß er an Goethe's Werther kein besonderes Behagen gefunden. Dieß widerstreitet allen Nachrichten in Petersen's Nachlasse, so wie bei Frau von Wolzogen, die sogar aus dem Munde Schiller's versichert (S. 34), daß er auch oft in den von „Siegwart“ erregten Gefühlen geschwelgt habe. Scharffenstein hebt, als Kriegsmann, allein die heroische Seite Schiller's hervor.

seines Kerkers in den Armen des auf der Erde sitzenden Hermann. Vor diesen beiden steht Carl Moor, auf dem Haupte eine Mütze mit einer Art Federbusch, in einem weitfaltigen Gewande, welches nur die rechte Hälfte des Oberleibes deckt, und die linke ganz entblößt läßt, in einem weiten, nur bis zu den Knieen reichenden Beinkleide und endlich in einer römischen Fußbekleidung. Er blickt zum Himmel, wohin er die linke Hand ausgebreitet emporstreckt, während er mit der etwas gesenkten rechten ein Schwert hält. Im Hintergrunde sieht man die aufgeschreckten Räuber als kaum kenntliche Figuren herbeieilen. Eine zweite Vignette, welche sich auf Carl Moor's Gesang „Brutus und Cäsar" bezieht, befindet sich auf der letzten Seite unter den Schlußworten des Schauspiels. Diese beiden Bilder wurden, wie Scharffenstein beifügt, von einem Cameraden aus der Classe der Kupferstecher unentgeldlich radirt, sie sind in Zeichnung und Ausführung nur mittelmäßig. Erst die zweite „verbesserte," aber ungleich schlechter gedruckte Auflage stellt auf dem Titel einen zornig aufsteigenden Löwen mit beigefügter Demonstration: „in Tyrannos" dar, und in der dritten zerreißt ein Löwe einen niedergehaltenen zweiten, mit demselben Motto. Schiller war damals (1782) schon kühner geworden, und nannte sich auch als Verfasser.

Unbeschreibliche Freude machten die ersten vollendeten Exemplare; da sie indessen im Anfange wenig Absatz hatten, sah Schiller den in seiner Wohnstube sich aufthürmenden

Bücherballen mit komisch bedenklichen Augen an. Doch bald strömten ihm Lob und Bewunderung von allen Seiten zu, und der höchste Lohn wurde ihm dadurch zu Theil, daß eine Umarbeitung des Stücks für die Mannheimer Bühne von ihm begehrt wurde.

Um seine Auslagen wieder zu gewinnen, und sein Werk auch außer Württemberg bekannt zu machen, schrieb er noch vor Beendigung des Drucks an den Buchhändler Schwan in Mannheim und überschickte ihm die fertigen sieben ersten Bogen, die Hälfte des Ganzen. „Dieser war ein zum ruhigen Gefühle der Schönheit und Wahrheit gestimmter Mann, dem für gute Bücher, Leseanstalten, Aufsätze, Errichtung gelehrter Gesellschaften, Förderung des deutschen Sing- und Schauspiels die Pfalz und Deutschland vielen Dank schuldig war.“ [1]) Dieser lief sogleich, wie er selbst am 11. August 1781 Schiller'n antwortete, mit den empfangenen Bogen zu dem vielvermögenden Reichsfreiherrn (und später sogar erstem Reichsritter) Wolfgang Heribert von Dalberg, welcher als Intendant des Mannheimer Theaters (er war es bis zum Jahr 1803) diese Bühne zu einer Pflanzschule der Schauspieler Deutschlands machte. Er las ihm das Bruchstück „brühwarm“ vor, und veranlaßte ihn, mit dem Verfasser wegen Umarbeitung des Schauspiels für das Mannheimer Theater in Unterhandlung zu treten. Das Exemplar der unvollendeten

[1]) So urtheilt Schubart bei Schwab, S. 83 ff.

Räuber schickte er mit seinen Bemerkungen Schiller'n nach dessen Wunsche wieder zurück. Diese Ausstellungen Schwan's, und die Aussicht, sein Stück auf die Bühne zu bringen, woran er bisher gar nicht gedacht hatte, vermochten ihn, am letzten Bogen manches Grelle zu mildern, und an die Stelle der schon gedruckten Vorrede eine beinahe ganz neue treten zu lassen. [1]) Die erste unterdrückte Vorrede zu den Räubern, [2]) welche sich vor der spätern durch Klarheit und Einfachheit auszeichnet, führt eigentlich nur den Satz durch, daß die Räuber nicht für die Bühne geschrieben seyen, welchen besonders und einzig hervorzuheben jetzt nicht mehr in Schiller's Interesse liegen konnte. Die dafür neu geschriebene Vorrede, welche jetzt noch vor den Räubern steht, sucht uns mehr mit der Intention des Stücks bekannt zu machen, und dasselbe, zunächst gegen die ihm zugekommenen Bedenken Schwan's und anderer Freunde, sittlich und ästhetisch zu rechtfertigen.

Dalberg bat den Dichter, sein Schauspiel für ein bestimmtes Honorar bühnenrecht zu machen, diese Umarbeitung werde dann die Mannheimer Theaterdirection,

---

1) Die Hauptquellen für diese und die meisten Nachrichten der nächstfolgenden Jahre sind: Schiller's Briefe an Dalberg, Carlsruhe. 2te Aufl., 1824, und Schiller's Flucht von Stuttgart (von Streicher), Stuttg. bei Cotta, 1836.

2) Ich habe sie in meiner Nachlese zu Schiller's W., B. 4, S. 861, aus Petersen's Nachlasse zuerst bekannt gemacht.

wie sie es auch bei anderen für sie eingerichteten Schauspielen zu thun pflegte, in eigenen Verlag nehmen. Schiller erklärte, „er werde es für ein ausnehmendes Glück schätzen, sich Seiner Excellenz wärmster Literatur-Liebe mit Allem, was er sey, zu eigen zu machen;“ er nannte es einen längst gehegten Lieblingsgedanken, sich dereinst in Mannheim, dem Paradiese der dramatischen Muse, niederzulassen, da er durch das mittelmäßige Stuttgarter Stadttheater niemals einen lebendigen Augenschein von der Theatermechanik bekommen werde. Er meinte mit der Arbeit in vierzehn Tagen fertig zu seyn, wurde aber durch vermehrte Lazarethbesuche, da eine Ruhrepidemie im Regimente ausgebrochen war, und durch das tägliche Erscheinen auf der Wachtparade unangenehm gestört, so daß er die in der zweiten Hälfte August begonnene „Theatralisirung“ erst am sechsten October 1781 abschicken konnte. Er hätte mit weit mehr Vergnügen ein ganz neues Stück schaffen mögen! Und nun eröffnete sich noch bis Ende des Jahres eine weitläufige Correspondenz über den umgeschmolzenen verlorenen Sohn (wie der Dichter sein Stück nach der Parabel der Bibel auch nannte), in welcher Dalberg Einwürfe machte und Veränderungen vorschlug, gegen die sich Schiller sträubte, bis er sie sich doch endlich alle gefallen lassen mußte. Von dieser theatralischen Form der Räuber (welche in Mannheim bei Schwan 1782 zuerst erschien) kann sich jetzt der Leser aus meiner Nachlese zu Schiller's Werken [1])

[1]) Band 1, S. 54 bis 124.

einen genauen und vollständigen Begriff machen; es ist aber zu bemerken, daß das Mannheimer Theatermanuscript der Räuber (von welchem ich eine genaue Abschrift besitze) von jener gedruckten Theaterausgabe an manchen Stellen bedeutend abweicht. So z. B. gab Schiller es Dalberg nur für die Aufführung, nicht für den Druck zu, daß Amalia sich selbst ermordet: er nannte das einen alltäglichen Behelf schlechter Dramatiker und meinte, daß es den Carl Moor zugleich als Banditenführer und feurigen Liebhaber trefflich charakterisire, wenn er seine Geliebte ersteche. Nur einige Abweichungen der Umarbeitung von dem ursprünglichen Texte mögen hier angeführt werden. In der Theaterausgabe wird Franz von der abgeschickten Räuberschaar in Ketten vor seinen Bruder in den Wald gebracht und verurtheilt, im Thurme zu verhungern. [1]) In den letzten Scenen schickt Carl die übrigen Räuber, außer Kosinsky und Schweizer, von sich fort, und entläßt dann auch diese mit rührender, versöhnender Anrede, um sich endlich allein selbst auszuliefern, welche Katastrophe Schiller selbst die Krone des Stücks nennt. Dann ist im vierten Acte eine Scene ganz neu gedichtet, in welcher sich Franz und sein Helfershelfer Hermann entzweien, und ein Monolog, der durch Iffland's und Fleck's meisterhaften Vortrag berühmt wurde und jetzt fast ganz vergessen ist. [2]) Der Pastor

---

[1]) Ebendas. B. 1, S. 111 ff.
[2]) Ebendas. B. 1, S. 88 ff.

Moſer fehlt in der Theaterausgabe ganz, und der Pater iſt, um in dem katholiſchen Mannheim kein Aergerniß zu geben, durch eine Magiſtratsperſon vertreten. Die fünf Acte ſind in ſieben zerlegt, welche beinahe vier und eine halbe Stunde ſpielten. Endlich war es dem Dichter unerträglich, ſein Schauſpiel, welches in dem Jahre der Prager Schlacht (1757) und in dem folgenden ſpielt, ganz aus der gegenwärtigen Welt herauszuheben, und es in die Zeit des von Maximilian geſtifteten Landfriedens zurückzuſetzen. Aber er mochte Triftiges ſagen, was er wollte, er mußte ſich endlich auch hierin dem Verlangen des „Kenners" fügen, doch machte er ſeinem Unwillen in der mehrerwähnten anonymen Selbſtkritik Luft:[1]) „Die Zeit wurde verändert, Fabel und Charaktere blieben. So entſtand ein buntfarbiges Ding, wie die Hoſen des Harlekin; alle Perſonen ſprechen zu ſtudirt, jetzt findet man Anſpielungen auf Sachen, die ein paar hundert Jahre nachher geſchehen oder geſtattet werden durften."

So ſah ſich Schiller durch dieſe auferlegte Umarbeitung, durch den Widerſpruch, den ſie erfuhr, und durch die Ausſichten, die ſich ihm eröffneten, plötzlich in eine höchſt fördernde Bildungsſchule verſetzt, und, was bisher bloß Nebenbeſchäftigung geweſen war, wuchs raſch auch äußerlich zur Beſtimmung ſeines Lebens an.

In demſelben Jahre, 1781, trat er auch als lyriſcher

---

1) Ebendaſ. B. 4, S. 117.

Dichter hervor in einem Musenalmanach, den er unter dem Titel: „Anthologie für das Jahr 1782, gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko," bei J. B. Metzler in Stuttgart herausgab. Anlaß zur Herausgabe dieser Sammlung war ein Zerwürfniß mit dem mittelmäßigen schwäbischen Poeten Gotthold Friedrich Stäudlin, mit dem er bisher in einiger Verbindung gestanden hatte, und in dessen farblosen Musenalmanach er vor jenem Zwist selbst die seligen Augenblicke an Laura hatte einrücken lassen. Seine Freunde, Petersen, Friedrich Pfeiffer, der Graf Zuccato und Andere lieferten Beiträge. Doch hatte er wenige Theilnehmer; das Meiste, so wie das Beste in der Anthologie, ist von ihm selbst. „Seine Fahne," sagt Scharffenstein, „hatte etwas Unheimliches, Energisches, was sentimentale, weichliche poetische Recruten eher abschreckte, als anzog."

Die Anthologie gehört, wie die erste Auflage der Räuber, jetzt zu den sehr seltenen Büchern. Auch sie erschien anonym, und die Dichter haben sich unter den einzelnen Bildern mit Buchstaben unterzeichnet, Schiller meistens mit Y, doch auch mit anderen Lettern. Das Titelblatt trägt einen sehr mittelmäßigen Apollokopf als Vignette. Der Almanach ist in einer geschmacklosen Rede dem Tode gewidmet, welche mit den Worten anhebt: „Großmächtigster Czar alles Fleisches, allezeit Verminderer des Reichs, Unergründlicher in der ganzen Natur!" Dann folgt ebenfalls in Prosa das auch von Schiller verfaßte Send-

schreiben von „Tobolsko am 2. Februar (1782)", worin die Sammlung als eine sibirische Blumenlese angekündigt wird, die für sich neben dem Stäudlin'schen Musenalmanach in dem weitentlegenen Deutschland um Einlaß bittet.[1]) Es sind im Ganzen etwa fünf und dreißig Schiller'sche Gedichte, die größtentheils im Jahr 1781 entstanden sind. Nachdem die Räuber beendigt waren, und die Pforten der Carlsschule dem Dichter sich endlich geöffnet hatten, strömte im Gefühle der neuerlangten Freiheit seine lyrische Ader eine Fülle von Gedichten aus, so daß die nächste Folgezeit mit diesem Jahre an Fruchtbarkeit nicht zu vergleichen ist. Doch mögen manche auch noch während seiner akademischen Lehrjahre gedichtet seyn.

Schiller's Poesieen in der Anthologie sind von sehr mannigfachem Inhalte. Zuerst sehen wir ihn in einer bittern Satyre: Die Rache der Musen, seine Geißel über Stäudlin's Musenalmanach schwingen, in Epigrammen spricht er sich für Wieland und gegen Klopstock, auch gegen Lavater aus, und so führt er den Leser zu dem „Monument Moor's des Räubers", das dieser sich, wie es im Schauspiele heißt, zwischen Erde und Himmel errichtet hat."[2]) Dann verherrlicht er in bitteren Strafgesängen Vernunft, Freiheit, Natur; in der langen Kriegs-

---

1) Beide Stücke stehen in meiner Nachlese zu Schiller's W. B. 4, S. 122 ff.

2) Schiller's Werke, Taschenausg. B. 2, S. 15.

hymne Rousseau (von welcher er bei der Redaction seiner kleinen Gedichte 1799 ff. nur zwei Strophen beibehielt) erhebt er sich gegen Dummheit, Vorurtheil und Eigennutz, die sich zu des Weisen Untergang verbunden; das Strafgedicht: die schlimmen Monarchen, ein Seitenstück zu Schubart's „Fürstengruft", züchtigt mit herbster Bitterkeit und durch Züge, welche der eigenmächtigen Regierungsweise des Herzogs Carl entlehnt sind, das Leben und Loos der Despoten; das Fragment: An einen Moralisten (nachher nur verkürzt und abgeschwächt wieder aufgenommen) verspottet das Unvermögen der Alten, welche der raschen Jugend „Schreibepultgesetze" vorschreiben wollen, und dieses Gedicht wird an sinnlicher Derbheit und Lascivität nur noch durch Castraten und Männer (in seiner spätern Umbildung Männerwürde genannt) übertroffen, welches gegen eine heuchlerische Decenz der Zeit die Rechte der gesunden sinnlichen Natur geltend macht, nach der Melodie in den Räubern: „Pfui! Pfui! über das schlappe Castraten-Jahrhundert" ꝛc. Schiller tadelt in einer unten anzuführenden Selbstrecension an den letzten beiden Gedichten selbst, daß an ihnen ein schlüpfriger Witz und petronius'sche Unart auffalle. Mit diesen rauhen Tönen der weltstürmenden Freiheit contrastiren dann die sanfteren Klänge der Liebe und Freundschaft. Diese Oden sind entweder zur Einrückung in die Philosophischen Briefe eigens gedichtet, oder theilen wenigstens den Charakter des Alles umspannenden

Systems jenes Julius. Die Freundschaft ist Schiller'n eine Weltharmonie, die Liebe eine Sphärenmusik. Der Triumph der Liebe (wie Schiller selbst sagt, auf Veranlassung der Nachtfeier der Venus von Bürger, geschrieben) schließt mit dem Gedanken, daß uns die Liebe sogar zu Gott, zum Glauben an Unsterblichkeit erhebe; in der herrlichen Hymne, die Freundschaft, wird die Liebe als Anziehungskraft in der geistigen Welt und als Stufenleiter zur Gottähnlichkeit dargestellt. In den sechs Laura-Liedern (von denen später zwei unterdrückt wurden) schweift die erhitzte Phantasie des Dichters ebenfalls, den Gegenstand überhüpfend, in's Grenzenlose, und in ihnen ist Alles wesenlos, außer der Gedankenfülle und der Sinnesglut des Liebenden. Schiller selbst urtheilt richtig über sie: „Sie sind mit brennender Phantasie und tiefem Gefühle geschrieben; aber überspannt sind sie alle und verrathen eine allzu unbändige Imagination; hie und da bemerke ich auch eine schlüpfrige sinnliche Stelle, in platonischen Schwulst verschleiert." Dagegen sind die Verse: Meine Blumen in der spätern Ueberarbeitung zu einem wahrhaft poetischen Gebilde geworden. In der Leichenphantasie, (1780, also noch in der Akademie gedichtet) ist ein zugleich muthiger und milder Sohn seinem Vater, in der Elegie auf den Tod eines Jünglings, des Joh. Christ. Weckherlin, ist ein Sohn seiner Mutter und zugleich der Busenfreund dem, mit dem Geschicke keck hadernden Dichter entrissen; in der Kindesmörderin ist der

Gegenstand zart genug behandelt, und die starke Empfindung ist der Gemüthslage Luisens angemessen. Ueber jene Elegie schrieb er an seinen Freund von Hoven: „Das kleine Ding hat mich in der Gegend herum berüchtigter gemacht, als zwanzig Jahre Praxis. Aber es ist ein Name wie desjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte. Gott sey mir Sünder gnädig!“ Zwischen diese aus tiefer Seele geschöpften Gebilde des Gedankens und Herzens flocht Schiller endlich manche ganz objectiv gehaltene Darstellungen ein. So ist das Glück und die Weisheit eine solche reine Erzählung, in welche er seine das Glück verachtende heroische Denkweise einkleidete; die Größe der Welt veranschaulicht uns durch einige große, kühne Züge die Unendlichkeit des Weltalls. So führt uns auch das Elysium und der Tartarus lebendige Bilder vor, und, zur Erde zurückkehrend, läßt der Dichter in dem Tableau: die Schlacht, die auf einander folgenden Momente der Schlacht sichtbar an uns vorübergehen, schildert uns dann nach seinem vielgelesenen Ovid die Pest in einem später unterdrückten Gedichte, in dem Flüchtling aber weiß er den überströmenden Schmerz und die unbefriedigte Sehnsucht in einem begränzten und gemäßigten Bilde zu fassen. Eberhard der Greiner ist eine Art Gleim'sches Kriegslied, welches den Kriegsleuten des tapfern und menschlichen Grafen Eberhard unter dem Kaiser Wenzel in den Mund gelegt ist, und in der allerdings unbedeutenden „lyrischen Operette“ Semele übte

er sich wenigstens zuerst im Versmaße der Jamben, so daß sie eine metrische Vorstudie für den Don Carlos wurde. Unter allen Schiller'schen Gedichten der Anthologie ist aber nur ein religiöses, nämlich eine später unterdrückte Hymne auf Gott, in Klopstock'scher Empfindungsweise und Manier. — Hierzu gehört noch das einzeln bei Metzler 1781 erschienene Gedicht, der Venuswagen, welches Schwab nicht mit Unrecht eine unförmliche Rhapsodie gegen die Wollust nennt, die einige schöne, selbst rührende Stellen, und eben so viele Spuren von Lüsternheit als Entrüstung enthalte. [1])

In allen diesen Gedichten offenbart sich ein ungebändigter Oppositionsgeist, und ein noch nicht geläutertes Gemüth. Sie haben alle Fehler des Geschmacks mit den Räubern gemein, aber die Versmaße sind sehr mannigfach, und in der Handhabung der Sprache zeigt sich schon einige Meisterschaft. Unerhört sind die Freiheiten, die sich Schiller im Reime erlaubte, welcher in der äußern Form überhaupt die schwächste Seite des schwäbischen Sängers blieb. Zwar nannte Schiller die Gedichte später (1803) „wilde Producte eines jugendlichen Dilettantismus"; [2]) aber mit demselben Namen würde er, dessen Kunstpoesie erst mit dem

1) Man findet jetzt diese Gedichte in meiner Nachlese zu Schiller's W., B. 1, S. 28 und S. 127 bis S. 209, und eine ausführliche Erörterung derselben in Viehoff's Commentar zu Schiller's Gedichten (Stuttg, Balz, 1839 u. 1840) B. 1, S. 30—223.

2) S. meine Nachlese zu Schiller's W. B. 4, S. 444.

Jahr 1795 begann, alle seine früheren Dichtungen, sicherlich seine drei ersten Dramen bezeichnet haben. Welchen hohen Werth er auf diese Jugendgesänge legte, hat er dadurch an den Tag gelegt, daß er deren größten Theil im Jahre 1802 mit außerordentlicher Sorgfalt für einen neuen Abdruck verbesserte, abkürzte und umbildete. Sogar an die Semele legte er damals (wie ich aus seinem Handexemplare ersehe) die umformende Hand. Mehrere dieser verbesserten oder umgestalteten Lieder, namentlich von der objectiven Gattung, sind so gut, daß sie Schiller's trefflichsten lyrischen Erzeugnissen beigezählt werden müssen. So sehr sie zum Theil ihrem Inhalt nach in die Räuber einschlagen, so werden wir sie doch nicht, wie Schwab will, „als Feilspäne" betrachten können, die dem cyclopischen Arbeiter unter Schärfung des geschmiedeten Donnerkeils, unter Dichtung der Räuber, von der schaffenden Hand stäubten." Es sind selbstständige Organismen, welche mit den Räubern nur durch die gleiche Abkunft verbunden sind. Am allerwenigsten aber wolle man das in ihnen sich kund gebende „Freiheitsgelüste" als etwas in Schiller nicht Ursprüngliches, sondern als etwas „Angelerntes" betrachten. Warum wäre dieses Freiheitsgelüste nicht eben so gut auch für die Räuber angelernt?

Bei Gelegenheit dieser literarischen Arbeiten bemerkt Petersen noch, daß Schiller im Jahre 1781 auch eine Unterhaltungszeitung, den Merkur, herausgab, was, wie der gelehrte Bibliothekar beifügt, Lessing, Gerstenberg und

Benjamin Franklin auch gethan hatten. Schiller bekam nur ein äußerst geringes Honorar, das Blatt enthielt aber beinahe nichts, als Schwänke und Schnurren, die er großentheils aus einer Frankfurter Flugschrift („der rothen Wage") und aus Cranzen's „Gallerie der Teufel", einem seiner Lieblingsbücher, nahm. Gedichte, sogar das auf des Herzogs Wiederkehr am 6. März 1781, [1]) ließ der Censor nicht durch, und da derselbe auch sonst aus den grillenhaftesten Bedenklichkeiten die Druckbewilligung verweigerte, so ging Schiller einmal zum Censor in's Haus, und stellte ihn heftig aufgebracht zur Rede. Der Streit endigte damit, daß Schiller'n die Thüre gewiesen, und ihm gedroht wurde, man werde ihn zur Treppe hinunterwerfen, wenn er nicht gehe.

Fünftes Capitel.

Reise nach Mannheim zur Aufführung der Räuber. Beginn des Fiesco. Württembergisches Repertorium. Hartes Verbot des Herzogs. Zweite Reise nach Mannheim; verfehlter Anschlag auf Dalberg; Arrest. Bedrängniß. Flucht.

Unter so vielfachen Beschäftigungen nahte der langersehnte Abend heran, wo die erste Vorstellung der umgearbeiteten Räuber in Mannheim stattfinden sollte, welcher er selbst beizuwohnen beschlossen hatte. Der Intendant Dalberg verschob diese Darstellung, um einige Tage, auf

[1]) Meine Nachlese zu Schillers W., Bd. 1, S. 28 f. und Bd. 3, S. 354.

den 13. Januar 1782, weil Schiller am 10. dieses Monats den Geburtsfestlichkeiten der Gräfin Franzisca in Stuttgart beiwohnen mußte. Es stand zu befürchten, daß ihm der Urlaub auch für eine spätere Zeit verweigert werden würde; denn dem jungen Arzte, dem das Gerücht vorwarf, „daß er sein eigentliches Fach, die Medicin, vernachlässige, und Komödiant zu werden trachte," war in einer herzoglichen Resolution angedeutet worden, „seinem Dienste gemäß überall sich zu betragen, und keineswegs, wie bisher, Anlaß zur Unzufriedenheit mit ihm zu geben, widrigenfalls er es sich selbst zuzuschreiben habe, wenn die Ergreifung unangenehmer Maßregeln nöthig werden würde." [1]) Er reis'te daher mit dem kunstsinnigen Petersen, ohne Urlaub von seinem Regimentschef zu nehmen, von Stuttgart ab.

Am 13. Januar 1782 las man an allen Straßenecken Mannheims den Theaterzettel: „Die Räuber, Trauerspiel in sieben Handlungen, für das Mannheimer Nationaltheater vom Verfasser, Herrn Schiller, neu bearbeitet" ꝛc. Angehängt ist eine von Dalberg zum Theil veränderte Proclamation Schiller's, worin er das Publicum über die sittliche Tendenz, die wirklich in dem Stücke liegt, zu verständigen sucht. [2]) Er hat ganz

1) So erzählt Schwab, S. 96, doch weiß ich nicht, nach welcher Quelle.

2) Diese Proclamation in meiner Nachlese zu Schiller, Bd. 4, S. 92.

Recht zu sagen: „Der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach, und der Mann gehe nicht ohne Unterricht aus dem Schauspiele, daß die weise Hand der Vorsehung, auch den Bösewicht zum Werkzeug ihrer Plane zu benützen, und den verworrensten Knoten des Geschicks zum Erstaunen aufzulösen weiß.“ In keinem Drama der ersten Periode ist das höhere Walten des Schicksals und der Vorsehung in den menschlichen Dingen so hervorgehoben, als in den Räubern.

Auch aus allen Nachbarstädten waren Menschen herbeigeeilt, um das in seiner Art ganz neue Schauspiel von den berühmtesten Künstlern Deutschlands darstellen zu sehen. Diese waren beinahe alle aus der Schule Eckhof's, welcher große, beinahe allseitige Schauspieler, durch den Umgang Lessing's erleuchtet, in Hamburg und später in Gotha eine neue Aera der deutschen Schauspielkunst geschaffen hatte, indem er die einfache, reine Wahrheit der Natur auf der Bühne einheimisch zu machen suchte. Wegen der Länge des Stücks war der Anfang des Spiels präcis fünf Uhr angekündigt, aber schon in den ersten Nachmittagsstunden war das Haus von Menschen angefüllt. Nur Schiller selbst hätte sich beinahe zu spät eingefunden. Denn trotz der Eile — man sollte es nicht glauben, wenn der mitreisende Petersen es in seinem Nachlasse nicht selbst erzählte — beschäftigte ihn in Schwetzingen ein schmuckes Kellermädchen so angenehm, daß die Weiterreise über Gebühr verzögert wurde.

Die drei ersten Aufzüge thaten die erwartete Wirkung nicht, die übrigen dagegen übertrafen auch die gespanntesten Anforderungen. Mit Rührung bezeichnete in späterer Zeit ein Freund die Stelle, wo Schiller unerkannt (denn nur Wenige wußten um das Geheimniß) im Theater stand, und in dem gelungenen Spiele stillentzückt sich der Schöpfung seines Genius erfreute. In einer, von Worms aus datirten, erdichteten Theatercorrespondenz schildert Schiller selbst den Eindruck, den die Vorstellung auf ihn gemacht.[1]) Er müsse erstaunen, welche unübersteiglich scheinenden Hindernisse Dalberg besiegt habe, um dem Publicum das Stück auftischen zu können. Alle Personen seyen neu gekleidet gewesen, zwei herrliche Decorationen für das Stück eigens gemacht worden, so daß die Unkosten dieser ersten Vorstellung hundert Ducaten betrugen. „Im Ganzen genommen that das Schauspiel die vortrefflichste Wirkung. Herr Böck, als Räuberhauptmann, erfüllte seine Rolle, so weit es dem Schauspieler möglich war, immer auf der Folter des Affects gespannt zu liegen. Schade nur, daß Herr Böck für seine Rolle nicht Person genug hat. Ich hatte mir den Räuber hager und groß gedacht.“ Wie Schiller selbst war, muß man beifügen; Böck dagegen war von kleiner Figur. Dann fährt er in seinem Berichte, dem er eine Prophezeiung über Iffland beifügt, so fort: „Herr Iffland, der den Franz vorstellte, hat mir am vorzüg-

[1]) Meine Nachlese zu Schiller, Bd. 4, S. 119.

lichsten gefallen. Ihnen gestehe ich es, diese Rolle, die gar nicht für die Bühne ist, hatte ich schon für verloren gehalten, und nie bin ich so angenehm betrogen worden. Sie hätten ihn sollen sehen auf den Knieen liegen und beten, als um ihn schon die Gemächer des Schlosses brannten. Wenn nur Herr Iffland seine Worte nicht so verschlänge, und sich nicht im Declamiren so überstürzte. Deutschland wird in diesem jungen Manne — (Iffland war damals sechs und zwanzig Jahr alt, von Körper etwas schmächtig, im Gesichte blaß und mager) — noch einen Meister finden. [1]) Herr Beil, der herrliche Kopf, war ganz Schweizer. Herr Meyer spielte den Hermann unverbesserlich, auch Kosinsky und Spiegelberg wurden sehr gut getroffen. Madame Toscani gefiel, mir zum mindesten, ungemein. Ich fürchtete Anfangs für diese Rolle, denn sie ist dem Dichter an vielen Orten mißlungen. Der alte Moor konnte unmöglich gelingen, da er schon von Haus aus durch den Dichter verdorben ist. Wenn ich

1) Schiller würde wohl schwerlich mit Gervinus' Urtheil (Bd. 5. S. 145) übereinstimmen: „Nichts war übler angebracht, als wenn die Schauspieler seit Iffland den Charakter des „„speculativen Bösewichts"" Franz zu ermäßigen suchten." Goethe (Bd. 9, S. 175 in 12.) sagt selbst, daß Schiller in späterer Zeit von Iffland's Darstellungen des Franz Moor mit Enthusiasmus gesprochen habe. Und stellte sich das erforderliche „Gleichgewicht" der Charaktere nicht dadurch wieder her, wenn alle Charaktere des Schauspiels in der Darstellung ermäßigt würden?

Ihnen meine Meinung deutsch heraussagen soll — dieses Stück ist dem unerachtet kein Theaterstück. Nehme ich das Schießen, Sengen, Brennen, Stechen und dergleichen hinweg, so ist es für die Bühne ermüdend und schwer. Ich hätte den Verfasser dabei gewünscht, er würde viel ausgestrichen haben, oder er müßte sehr eigenliebig und zäh seyn. Mir kam es auch vor, es waren zu viel Realitäten hineingedrängt, die den Haupteindruck belasten. Man hätte drei Theaterstücke daraus machen können, und jedes hätte mehr Wirkung gethan. Man spricht indeß Langes und Breites davon. Uebermäßige Tadler und übermäßige Lober. Wenigstens ist dieß die beste Gewähr für den Geist des Verfassers."

Petersen mochte im Dichter diesen bewunderungswürdig unparteiischen Richterspruch über sein Werk veranlaßt haben, denn der Freund bewies ihm, von dieser Tragödie gelte das Gegentheil von dem, was man von gewissen französischen sage: bonnes à voir jouer, mais non à lire. In der That sind die gehaltreichsten und tiefsten Dramen Schiller's, außer den Räubern, Don Carlos und Wallenstein, ursprünglich nicht für das Theater geschrieben.

Nach beendigter Vorstellung speis'te Schiller mit seinem Reisegefährten in Gesellschaft aller Schauspieler, welche seine Räuber gegeben hatten. In dem Gespräch, fügt Petersen bei, war viel Erfreuliches und Erhebendes, aber auch viel leeres Kunstgeschwätz. Auch erhielt sein lyrisches Genie neuen Stoff und Schwung durch die Bekanntschaft

mit der weiblichen Welt: er lernte damals Schwan's Tochter Margaretha kennen. In Stuttgart wieder angekommen, wiederholte er in einem Briefe vom 17. Januar 1782 an Dalberg seine wärmsten Danksagungen. Er war in der freudigsten Stimmung und voller Entwürfe. „Beobachtet habe ich sehr Vieles," schrieb er seinem Gönner, „sehr Vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche an zählen." Seit dieser Reise wurden ihm seine medicinischen Geschäfte und die militairische Dienstregel, in die er sich fügen mußte, allmälig unerträglich.

Unter mehreren neuen dramatischen Stoffen hatte er sich längst für die Verschwörung des Fiesco entschieden, welche schon in der Carlsschule sein Interesse gefesselt hatte, wenn es auch unrichtig ist, daß er, wie Scharffenstein sagt, dieses Schauspiel schon halb fertig aus der Militairakademie brachte. In seiner medicinischen Probeschrift kommt die Stelle vor: „Doria hatte sich gewaltig geirrt, wenn er den wollüstigen Fiesco nicht fürchten zu dürfen glaubte." Schiller wurde auf dieses Sujet, welches der Grundidee der Räuber sehr nahe lag, wieder durch einen Ausspruch Rousseau's geführt, daß der Charakter des Fiesco einer der merkwürdigsten in der Geschichte sey. Da dieses Mal ein historisches Schauspiel verfaßt werden sollte, so suchte er sich aus der öffentlichen Bibliothek und sonst woher Bücher zu verschaffen, um sich über diese Geschichte,

ihre Zeit und ihren Schauplatz auf's Gründlichste zu belehren. Dann entwarf er sich nach seinem ordnenden Geiste einen trockenen Plan des Ganzen, nach Acten und Scenen, die er dann einzeln, ohne stätige Ordnung ausarbeitete, je nachdem Lust und Laune ihn anzog. Am 1. April 1782 zweifelte er, in einem Briefe an Dalberg, nicht, „daß er zu Ende dieses Jahres die Verschwörung von Genua vollendet sehen werde, woran er schon einen großen Theil vorausgearbeitet habe.“ Zu seinem Verdrusse hatte er gleichzeitig eine medicinische Abhandlung für die Carlsakademie auszuarbeiten, um den Doctorgrad zu erhalten.

Zugleich stiftete sich Schiller für seine Kunstansichten ein eigenes Organ. Da Haug's schwäbisches Magazin damals zu erscheinen aufhörte, so vereinigte er sich mit Abel und Petersen zur Herausgabe der neuen Vierteljahrsschrift: Württembergisches Repertorium für Literatur, von welcher aber nur drei Stücke erschienen. In ihr steht die schon häufig angeführte, durch Reife und Strenge des Urtheils sich auszeichnende Selbstrecension der Räuber nach der gedruckten Mannheimer Theaterausgabe. [1]) Dagegen scheinen zwei andere Aufsätze und eine Erzählung im Repertorium minder bedeutend, ungeachtet Körner dieselben mit einigen Auslassungen in Schiller's Werke aufnahm. In der Abhandlung: Ueber das gegenwärtige deutsche

[1]) Jetzt abgedruckt in meiner Nachlese zu Schiller, Bd. 4, S. 96 ff.

Theater,[1]) wird nachgewiesen, welche Nachtheile dieser Anstalt durch ein gemeines Publicum, schlechte Dichter und handwerksmäßige Schauspieler erwachsen. Die Darstellung: Spaziergang unter den Linden,[2]) in welcher der schwermüthige Wollmar und der lebensfrohe Edwin einander als Freunde gegenüber gestellt sind, ist ein Nachklang der Melancholie an Laura, also aus dem Herzen, nicht aus dem Kunstinteresse des Verfassers geschöpft. Eine großmüthige Handlung aus der neuen Geschichte[3]) endlich erzählt eine wahre Begebenheit, die Schiller wohl von seinem Akademiefreunde, Wilhelm von Wolzogen, gehört hatte. Der jüngere Baron von Wurmb ging freiwillig nach Batavia, um der Verbindung seines ältern Bruders mit einem auch von ihm heißgeliebten Fräulein nicht im Wege zu stehen. Seltsame Fügung des Schicksals! Die Schwester dieser Brüder sollte — Schiller's Schwiegermutter werden. Hierzu kommen noch sechs, erst neulich wieder ans Licht gezogene, sehr merkwürdige, anonyme Recensionen.[4]) Es sind meist hingeworfene, witzige, kecke Gedanken eines jungen Mannes von großem Selbstgefühle, doch nicht ohne

1) Schiller's Werke Bd. 10, S. 49 ff., und meine Nachlese Bd. 4, S. 127 f.

2) Schiller's Werke Bd. 10, S. 58 ff., und meine Nachlese Bd. 4, S. 128 ff.

3) Schiller's Werke Bd. 10, S. 64 ff.

4) Siehe meine Nachlese zu Schiller, Bd. 4, S. 131 bis 142.

Gerechtigkeit und Anerkennung. Von Stäudlin's Musenalmanach z. B. heißt es, er sey immerhin nicht der schlechteste in Deutschland, und die besseren Gedichte, unter diesen sogar eines vom Herausgeber, werden hervorgehoben. [1]) Hierdurch ist die Nachricht Scharffenstein's, daß Schiller durch seine Anthologie jenen Musenalmanach habe zermalmen wollen, durch die That widerlegt; von seinem Zwiste mit Stäudlin sagt er: „mir mißfällt diese beiderseits läppische Zänkerei.“ [2]) Am merkwürdigsten aber ist die Beurtheilung der Anthologie selbst, aus welchem Aufsatz wir oben schon einige Aussprüche mitgetheilt haben. Der Recensent fügt bei: „Viele Stellen sind von edelm Freiheitsgeiste belebt, und feile Lobreden findet man nicht. Eine strengere Feile wäre

---

1) Schwab (S. 111) sagt: Schiller habe in seinem Repertorium, wie gleichzeitig in der Anthologie, literarische Feindschaft auf eine nicht ganz ungehässige Weise geübt. „So scheute er sich z. B. nicht, einen seiner edelsten Lehrer, vielleicht für eine unbedeutende Zurechtweisung Rache nehmend, auf eine hämische und ungutmüthige Weise in einer literarischen Beurtheilung zu verletzen.“ Ich weiß nicht, worauf diese Anklage geht, die in der That schwerer ist, als eine offene und bewiesene.

2) Daß Stäudlin sich durch Schiller nicht verletzt fühlte, geht daraus hervor, daß er später (1793) mit ihm in Briefwechsel stand, ihn „verehrungswürdiger Freund“ nannte, ihm seinen Musenalmanach schickte, ihm Hölderlin zur Empfehlung als Hauslehrer vorschlug ꝛc.

indeß durchaus nöthig gewesen, und überhaupt unter den Gedichten selbst eine strengere Wahl. Möchten sich doch unsere jungen Dichter überzeugen, daß Ueberspannung nicht Stärke, daß Verletzung der Regeln des Geschmacks und des Wohlstandes nicht Kühnheit und Originalität, daß Phantasie nicht Empfindung ist" ꝛc. In solchen Worten wird man unmöglich, mit Schwab, Eigenliebe, Selbstgefälligkeit finden, die sich unter der Maske der Unparteilichkeit verberge, und man kann überhaupt diese Selbstkritiken durchaus nicht von dem Bestreben ableiten, „von sich, als einer literarischen Person, reden zu machen." Schon eine oben angeführte Stelle Abel's widerstreitet dieser Meinung. Schiller hatte zeitlebens das Bedürfniß über seine Arbeiten zu sprechen, um sich über den Werth derselben aufzuklären, und diese Selbstrecensionen sind nichts anderes, als die Resultate solcher Unterredungen mit seinen Freunden. Wenn es auch, wie Schwab sagt, in Sachen der Poesie etwas ganz Anderes ist um's Wissen, als um's Können, so fühlte Schiller es frühe, daß er nur durch das Wissen zum höchsten Grad des Könnens gelangen könne. Dieser wissenschaftliche Trieb aber, sich über fertige oder vorgeworfene Gedichte auszusprechen, gleichviel, ob im Privatgespräche oder vor dem Publicum, und die Ansichten seiner Freunde, jetzt Abel's, Petersen's, später Körner's, Humboldt's, Goethe's, einzuholen, ist zugleich ein schöner Zug seines süddeutschen Charakters.

Schiller konnte Nichts in sich verschließen, er war ein Mann der Oeffentlichkeit. Und wenn Goethe mit seinen Jugendproducten, wie er selbst erzählt, immer ganz zufrieden war, so hatte Schiller an den seinigen mehr zu tadeln, als zu loben: Goethe ließ sich zum Dichter werden, Schiller machte sich zum Dichter.

Die Räuber hatten mittlerweile eine ungeheure Sensation gemacht. Schon im Februar 1782 waren die achthundert Exemplare der ersten Auflage vergriffen, und es wurde die zweite mit dem Namen des Verfassers veranstaltet. Auf unreife Knaben und Jünglinge, erzählt Böttiger, wirkten sie wie ein Absud von Tollwurzel, und in einer großen Handelsstadt entstand eine Verschwörung von Knaben, die sich die Räuber zu einem Kreuz- und Querzuge in den Böhmerwald zum Vorbild nahmen. Räuberdramen und Banditenromane überschwemmten bald unsere Literatur, und die Polizei sah sich an manchen Orten bewogen, die fernere Aufführung der Räuber zu untersagen.

Besonders aber war der Eindruck unbeschreiblich, den diese gigantische Erstgeburt eines Zöglings der Carlsschule in dem harmlosen, unschuldigen Stuttgart hervorbrachte, wo man Bürger's Gedichte und Wieland's Erzählungen für das Aeußerste hielt, was die Poesie sich in sittlicher Beziehung erlauben dürfe; und dieser Eindruck konnte durch die bald darauf erschienene Anthologie nur verstärkt werden. Wenigstens schien er sich in dem Gedichte: An

die schlimmen Monarchen, als einen excentrischen Kopf zu bezeichnen. Mehrere Stellen der Räuber konnten auf den Herzog und seine nächste Umgebung ohne Mühe gedeutet werden. Der Herzog, welcher ganz von dem Selbstgefühle seiner fürstlichen Eigenmacht erfüllt war, und als unbedingter Verehrer der poetischen Schule der Franzosen wohl feinen, scharfen Verstand, aber keinen Geschmack hatte, fand in den Räubern nur revolutionaire Auswüchse und ästhetische Eruditäten. Dieses sittlich-poetische Ungeheuer war ihm um so mehr ein Greuel, da dessen Verfasser sein eigenes Geschöpf war, und es wurde ihm bei Schiller's wachsendem Ruhme ganz unheimlich. Er ließ ihn (wenigstens erzählt dieß Frau von Wolzogen) vor sich kommen, warnte ihn auf väterliche Weise vor Verstößen gegen den bessern Geschmack, und verlangte, daß er ihm seine poetischen Producte vor ihrem Drucke zeigen sollte. Dieß war ihm unmöglich, und seine Weigerung wurde natürlich nicht gut aufgenommen.

Ein unangenehmer Vorfall schnitt das Band der Anhänglichkeit und Dankbarkeit ganz entzwei. In den Räubern (Act 2, Scene 3) befand sich nach den Worten Spiegelberg's: „Auch gehört dazu noch ein eigenes Nationalgenie, ein gewisses Spitzbuben-Klima", in den beiden ersten Ausgaben noch der nachher unterdrückte Zusatz: „und da rath' ich Dir, reis' Du in's Graubündtner Land, das ist das Athen der heutigen Gauner." Bei dieser (bisher immer schief gedeuteten) Stelle hatte der Dichter, wie

Petersen sagt, nichts Arges im Sinne; „sie bezog sich gar nicht auf den Canton, sondern nur auf einen einzelnen Mann“ — und daß dieser ein verhaßter Aufseher der Akademie war, wissen wir schon von Abel. Ein Bündtner fand sich aber durch diese Invective auf sein Vaterland so beleidigt, daß er eine Beschwerde hierüber im Hamburg'schen Correspondenten erhob. Nun wird erzählt, daß der Garteninspector Walter (Verfasser eines noch jetzt sehr verbreiteten Gartenbuchs), sey es aus persönlicher Feindschaft gegen Schiller, sey es um sich durch Angeberei das Bürgerrecht in Graubündten zu erwerben, dem Herzoge jenes Zeitungsblatt vorgelegt und ihn zu dem entscheidenden Schritte gegen Schiller angereizt habe. [1]) Petersen sagt nur, daß Schiller deßwegen (nach dem Zusammenhange im Manuscript zu urtheilen, von einigen rachsüchtigen Schweizern

---

1) Dieses müßte richtig seyn, wenn ein von H. Döring (Schiller's Leben, S. 56) aus J. M. Armbruster's schwäbischem Magazin (Kempten, 1785, B. 1, S. 225 bis 228) mitgetheilter Briefauszug an den Verfasser jenes Artikels im Hamburg'schen Correspondenten, worin Walter sich in fehlerhafter Sprache jener Anklage rühmt, wirklich ächt ist. Die Stelle aus dem Briefe des Walter heißt, wie folgt: „Ich hatte nicht sobald Ihre Apologie von Bündten gelesen, so machte ich sogleich Anstalt, daß es auch mein Souverain bekam. Dieser verabscheut das Betragen sehr, ließ solchen vor sich rufen, wäschte solchen über die Maßen, bedeutete ihm bei der größten Ungnade, niemals, weder Komödien noch sonst was zu schreiben, sondern bei seiner Medicin zu bleiben.“

oder auf deren Antrieb) förmlich verklagt worden ſey, er nennt aber den Namen des Anklägers nicht. Dagegen ſchreibt er, daß im Jahre 1781, was ſehr ſelten ſey, zwei Doctoren (der eine heißt Wredow, der Name des andern iſt im Manuſcript unleſerlich) das Graubündtiſche Bürgerrecht erlangten, weil ſie die Nation gegen den Schiller'ſchen Ausfall vertheidigt hätten. Endlich ſagt Abel: „daß der damalige Garteninſpector Walter mit im Spiele geweſen, wie im ſchwäbiſchen Muſeum erzählt wird, habe ich nie gehört.“ Wie dem auch ſey, Herzog Carl, der für Dichterwerth gar keinen Sinn hatte, dem an Erhaltung ſeines Schweizerviehes für ſeine Hohenheimer Ställe mehr gelegen war, als an Erhaltung des Poeten für ſein Herzogthum, ließ Schiller'n ſogleich auf ſeinen Landſitz Hohenheim zu ſich kommen, fuhr ihn auf das heftigſte an, ſchalt ihn auf das derbſte aus, und ſchloß mit den Worten: „Ich ſage, bei Strafe der Caſſation ſchreibt Er keine Komödien mehr.“ Peterſen, dem ich dieß wörtlich nacherzähle, ſetzt ausdrücklich hinzu, dieſes ſeyen die Worte des Herzogs geweſen. Aber aus Schiller's eigener ſpätern öffentlichen Angabe erhellt, daß der Herzog ihm auch mit der Strafe der Feſtung drohte, wenn er in Zukunft etwas Poetiſches ſchriebe, und dieſes letztere Wort war es, welches, im Andenken an die ſchrecklichen Einkerkerungen von Schubart, Rieger und Johann Jacob von Moſer, auf Schiller den angſtvollſten Eindruck machen mußte. Mit dieſer Sorge kehrte Schiller nach Stuttgart zurück, und unmittelbar

nach seiner Ankunft ging er in den von ihm und den Freunden gewöhnlich besuchten Garten im Ochsen, und kegelte, anscheinend gelassen, ja heiter. Aber sein Inneres war tief bestürmt. [1]) Er benahm sich übrigens bei dem Gewitter, welches sich über seinem Haupte zusammengezogen hatte, sehr gefaßt. Statt sich in unnütze Klagen zu verlieren, arbeitete er nur um so eifriger an seinem Fiesco, und schrieb, um sich zu zerstreuen, in gutmüthigem Humor, ohne eine Spur von Bitterkeit, die oben dargelegten Recensionen für das Repertorium.

Mittlerweile waren die Räuber in Mannheim, unter sich stets gleich bleibendem Zulaufe, wiederholt aufgeführt worden, und einige Freunde und Freundinnen des Dichters brannten vor Begierde, einer Darstellung des Schauspiels beizuwohnen. Sie gingen Schiller'n an, um diese zu befriedigen, mit ihnen nach Mannheim zu reisen. Dieser ließ sich um so leichter bereit finden, weil er noch einen zweiten, viel wichtigern Zweck mit dieser Reise verbinden konnte. Er fühlte, daß in Württemberg nicht länger seines Bleibens seyn könne; da ihn aber der Herzog unentgeldlich hatte erziehen lassen, so war er zu dessen Dienst verpflichtet, und er konnte nicht, aus eigenem Antriebe, ohne Erlaubniß des Herzogs, austreten. Seinen Abschied sollte ihm nun der einflußreiche Beschützer in Mannheim vom Landesherrn erwirken, und seiner Muse in der Pfalz eine Freistätte

---

1) Wörtlich nach Petersen.

gewähren. Darum Dalbergen persönlich zu bitten, war der eigentliche Zweck dieser zweiten Reise nach Mannheim, welchen er aber seinem Gönner in einem vorausgeschickten Briefe, vom 24. Mai 1782, zu nennen sich hütete. Er sagt darin nur, daß er morgen mit einigen Freunden und Damen nach Mannheim abreisen werde, und daß er sehnlichst wünsche, daß bis zum 28. dieses Monats, wo er in der Nacht die Rückreise wieder antreten müsse, die Räuber aufgeführt würden. [1]) „Ich muß gestehen", setzte er hinzu, „daß ich mich auf die erste Vorstellung nicht mehr gefreut habe, als froh ich jetzt die zweite erwarte." In der That wäre dieser eine Beweggrund zu dem Ausfluge schon entscheidend gewesen. Die Reise wurde durch eine kurze Abwesenheit des Herzogs von Stuttgart unterstützt, bei dem Schiller daher abermals nicht um Urlaub einkam; er reiste aber, nach Abel's Zeugniß, mit dem Wissen und Willen seines Obersten, wie auch vermuthlich das erste Mal. Die Frau von Wolzogen und die Hauptmann „Vischerin" waren, nach einem Briefe an von Hoven, seine Reisegefährtinnen, den er, als fünfte Person, einladet.

Er genoß im Mannheimer Theater der höchsten Seligkeit

---

1) Die Versicherungen im Briefe an Dalberg, S. 38 ff.: „Da das nun der Hauptzweck unserer Reise ist" — „denn ich reise doch nur deßwegen" — verdecken nur den wirklichen Hauptzweck, und aus S. 41 und 43 sieht man, daß Schiller bei Dalberg die Sache mündlich betrieb.

in vollen Zügen, aber von Dalberg erhielt der stürmische Jüngling keine feste Zusage. Er kam mißmuthig und niedergeschlagen wieder in seiner Vaterstadt an, um so mehr, da er die damals weit verbreitete Grippe oder Influenza nach Haus mitbrachte, welche ihn bis in den Juni hinein zu aller Arbeit unfähig machte. Am 4. Juni 1782 schrieb er an Dalberg: „Noch bereue ich beinahe die glücklichste Reise meines Lebens, die mich, durch einen höchst widrigen Contrast meines Vaterlandes mit Mannheim, schon so weit verleitet hat, daß mir Stuttgart und alle schwäbische Scenen unerträglich und ekelhaft werden. Unglücklicher kann bald Niemand seyn, als ich. Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, vielleicht auch selbst Gefühl genug für das Verdienst eines bessern Schicksals, und für beides nur eine Aussicht. Darf ich mich Ihnen in die Arme werfen, vortrefflichster Mann?" Er wiederholt nun aufs Dringendste seine schon mündlich gethane Bitte, durch ein Schreiben an den Herzog seine Entlassung zu bewirken. „Könnten Ew. Excellenz", sagt er, „in das Innere meines Gemüthes sehen, welche Empfindungen es durchwühlen, könnte ich Ihnen mit Farben schildern, wie sehr mein Geist unter dem Verdrießlichen meiner Lage sich sträubt — Sie würden, ja, ich weiß gewiß, Sie würden eine Hülfe nicht verzögern, die durch einen oder zwei Briefe an den Herzog geschehen kann." In einem, diesem Schreiben beigelegten, Promemoria gibt er dann die Gründe an, durch welche Dalberg sein Gesuch

um Schiller's Entlaſſung aus dem herzoglichen Staatsdienſte unterſtützen möchte. Der erſte Grund iſt naiv genug: „Ew. Excellenz würden den Herzog ungemein von der Seite kitzeln, wenn Sie in den Brief, den Sie ihm wegen meiner ſchreiben, einfließen ließen, daß — Sie mich für eine Geburt von ihm, für einen durch ihn Gebildeten und in ſeiner Akademie Erzogenen halten, und daß alſo durch dieſe Vocation ſeiner Erziehungsanſtalt quaſi das Hauptcompliment gemacht würde, als würden ihre Producte von entſchiedenen Kennern geſchätzt und geſucht. Dieſes iſt der Passe-partout beim Herzoge.“ Sein Antrag ging dahin, daß er an dem National-Theater zu Mannheim vorerſt auf eine beliebige Friſt eine Anſtellung erhielte.

Was den Baron von Dalberg abhielt, in des Bedrängten Bitte einzugehen, iſt unbekannt: vielleicht ſtellten ſich äußere Hinderniſſe dar, ihn als Theaterdichter anzuſtellen und zu beſolden, vielleicht trug er Bedenken, ſich mit einem jungen Manne von ſo wenig Charakterfeſtigkeit und Lebenserfahrung in eine Verbindung einzulaſſen. Schiller erhielt zwar eine „gnädige“ Antwort, aber kein beſtimmtes Verſprechen. Bald aber empfand er die Ungnade ſeines Fürſten von Neuem auf eine ſo empfindliche Weiſe, daß ſich ein Welt- und Hofmann, wie Dalberg, nicht verſucht fühlen konnte, den erzürnten Herzog jetzt noch um eine Begünſtigung ſeines Dieners anzugehen.

Die Freundinnen hatten es nicht verſchweigen können, daß ſie die Räuber in Gegenwart ihres Verfaſſers hatten

aufführen ſehen. Unter dem Siegel des Geheimniſſes erfuhr es die ganze Stadt, erfuhr es endlich auch der Herzog. Dieſer wurde in hohem Grade über die Vermeſſenheit des Regimentsmedicus aufgebracht, der es ſich herausgenommen, ohne Urlaub auf mehrere Tage in's Ausland zu verreiſen, und ſeinen Lazarethdienſt zu verſäumen. Nach Abel's ausdrücklicher Bemerkung nahm man in Stuttgart als wahrſcheinlich an, daß der Herzog auf Schiller deßwegen ſo ſehr zürne, weil dieſer, um ſeinen Oberſten zu ſchonen, durchaus nicht habe eingeſtehen wollen, daß die Reiſe mit deſſen Wiſſen und Willen unternommen worden ſey. Carl ließ nämlich den Dichter abermals vor ſich kommen, gab ihm die ſtrengſten Verweiſe, fügte dem frühern Befehle, nichts Poetiſches drucken zu laſſen, das neue Verbot bei, ſich aller Verbindung mit dem Auslande zu enthalten, und befahl ihm, augenblicklich auf die Hauptwache zu gehen, ſeinen Degen abzugeben, und dort vierzehn Tage im Arreſt zu bleiben. [1])

---

[1]) Das Verbot, mit dem Auslande zu verkehren, habe ich gegen Streicher, aber mit Peterſen nicht ſchon in die erſte Vorladung verlegt. Peterſen ſpricht in ſeiner hier ſchon ganz lückenhaften Materialienſammlung nur von der erſten — und Abel nur von der zweiten Vorladung, welcher er den Beweggrund der erſten fälſchlich unterſchiebt. Der zweiten Unterredung mit dem Herzoge erwähnt Schiller ſelbſt gegen Dalberg (S. 45), und warum er von der erſten gegen Dalberg ſchweigt, hat ſeinen guten Grund, wenn man die Sache ſo anſieht, wie ich ſie im Texte darſtellen mußte.

Dieſer Arreſt fällt ſpäteſtens vom Anfange bis in die Mitte Juli 1782. Am 15. Juli dieſes Jahres benachrichtigte Schiller ſeinen Patron in Mannheim von der erlittenen Strafe, und bat ihn inſtändig, wenn er Etwas für ihn thun wolle, ſeine Schritte zu beſchleunigen, indem er zuerſt den Gedanken andeutete, ſich durch die Flucht zu retten. „Warum ich möglichſte Beſchleunigung der Hülfe jetzt doppelt wünſche", ſpricht er, „hat eine Urſache, die ich keinem Briefe anvertrauen darf. Dieſe einzige kann ich Ihnen für ganz gewiß ſagen, daß in etlichen Monaten, wenn ich nicht das Glück habe, zu Ihnen zu kommen, keine Ausſicht mehr da iſt, daß ich jemals bei Ihnen leben kann. Ich werde alsdann gezwungen ſeyn, einen Schritt zu thun, der mir unmöglich machen würde, zu Mannheim zu bleiben." Die Feſtungsſtrafe beſonders, ſey es nun, daß ſie ihm der Herzog bei ſeiner erſten, oder, was leicht möglich iſt, erſt jetzt bei ſeiner zweiten Unterredung androhte, ſchwebte wie ein Schreckbild vor ſeinen Augen. Sein Freund Zumſteeg (wenn die Nachricht gegründet iſt)[1] beſtärkte ihn in ſeinen Befürchtungen, indem er, welcher als Tonkünſtler in den erſten Familien der Stadt eingeführt war, ihn von der Gefahr unterrichtete, welche ihm drohe. „Ich muß eilen," ſchrieb Schiller damals,[2] „daß ich von hier wegkomme, man möchte mir am Ende gar

---

1) Bei Schwab S. 103.

2) Woher aber Döring S. 54 dieſen Bericht hat, weiß ich nicht.

in Hohenasperg, wie dem ehrlichen Schubart, ein Logis anweisen. Man redet von besserer Ausbildung, der ich bedürfen soll. Es kann seyn, daß man mich in Hohenasperg anders bilden würde; allein man lasse mich bei meiner jetzigen Ausbildung, die ich gern in geringerm, aber mir wohlgefälligerm Grade besitzen will — denn so verdanke ich sie doch meinem freien Willen und der Zwang verachtenden Freiheit."

Zu dem peinlichen Gedränge, in welchem sich Schiller befand, kamen auch das Verhältniß zur „Laura", und seine bedeutenden Schulden. Letztere hatten sich, nach Streicher, durch den Selbstverlag der Anthologie bis zweihundert Gulden vermehrt — nach Petersen's glaubwürdigerm Zeugnisse betrug ihre Summe sogar sechshundert Gulden. Es kam dazu, daß sein Vater nach dem Grundgesetze der Militairakademie für seinen Sohn einen Revers hatte ausstellen müssen, daß er sich gänzlich den Diensten des Württembergischen Hauses widmen, und ohne erhaltene gnädigste Erlaubniß nicht aus denselben treten werde; auch fühlte sich Schiller durch langjährige Wohlthaten und vielfaches Wohlwollen dem Herzoge zu Dank verpflichtet, welcher leicht seinen Zorn auf seine Aeltern fallen lassen konnte.

Schiller traf mit einer an Angst grenzenden Vorsicht, wie Petersen sagt, die Anstalten zur heimlichen Flucht. Zum Glück hatte er seit dem Erscheinen seiner Räuber an dem Musikus Andreas Streicher, einem geborenen Stuttgarter,

welcher nur zwei Jahre jünger war, als er selbst, den wärmsten Verehrer gefunden, in dessen kindliche Seele er jetzt alle seine Leiden und Plane ausschüttete. Seine einnehmende Bescheidenheit, die ganze liebenswürdige Persönlichkeit, die nirgends etwas Scharfes oder Abstoßendes durchblicken ließ, bezauberte Streichern von der ersten Stunde der Bekanntschaft um so mehr, als er in dem Dichter der Räuber einen ganz andern Menschen erwartet hatte. Schiller's unglückliche Lage war bei ihren täglichen Zusammenkünften der unerschöpfliche Gegenstand der Gespräche. Streicher billigte Schiller's Vorhaben, und bot sich selbst zu seinem Reisegefährten an; seine auf das nächste Frühjahr festgesetzte Reise nach Hamburg zu dem berühmten Bach wollte er, dem Freunde zu Liebe, schon jetzt antreten, und den Weg über Mannheim nehmen. Nur seine älteste Schwester machte Schiller mit seinem Entschlusse bekannt, durch welche später auch die Mutter in das Geheimniß gezogen wurde.[1]) Dem Vater mußte die Sache schon deßwegen verborgen bleiben, daß er im schlimmsten Falle sein Ehrenwort geben konnte, von dem Vorhaben seines Sohnes nichts gewußt zu haben.

Als der Entschluß zur Flucht unwiderruflich fest stand, kehrte auch seine gewöhnliche Heiterkeit zurück, welche in der letzten Zeit einer trüben Laune und oft menschenfeindlichen

---

1) Nach Petersen wußte auch die Mutter nichts von seinem Vorsatze.

Stimmung gewichen war. Er konnte sich jetzt wieder seinem Fiesco widmen, auf welchen er sein nächstes Glück baute, und er zog sich um so ungestörter ganz auf diese Arbeit zurück, je mehr die Aufmerksamkeit aller Welt auf die bevorstehenden großen Festlichkeiten gerichtet war. In Stuttgart und in der ganzen Umgegend wurden die größten Vorbereitungen zum feierlichen Empfange des Großfürsten von Rußland, nachmaligen Kaisers Paul, und seiner schönen jungen Gemahlin, Sophia von Württemberg, der Nichte des Herzogs, getroffen. Die meisten benachbarten Fürsten und eine außerordentliche Menge anderer Fremden strömten, um die Festlichkeiten des prachtliebenden Herzogs Carl zu bewundern, in der Hauptstadt zusammen, wo die hohen Reisenden in der ersten Hälfte des Septembers 1782 eintrafen. Unter den angekommenen Fremden war auch Dalberg, und die Gattin des Regisseurs Meier, welche von Stuttgart gebürtig war. Schiller machte dem Baron seine Aufwartung, und sah auch die Frau Meier öfters, ohne sein Geheimniß zu verrathen. Er wollte durch keine unnütze Bedenklichkeiten beläſtigt seyn, und fürchtete, die Ausführung seines Planes durch Mittheilung zu vereiteln. Noch einmal ging er, mit Streicher und Frau Meier, nach der Solitude, um die Seinigen zum letzten Male zu sehen, und um seine Mutter zu beruhigen. Der Weg durch die lachendste Gegend wurde zu Fuß gemacht, und das Gespräch bewegte sich, jedoch nur im Allgemeinen, um die Mannheimer Theaterverhältnisse. Die Mutter empfing ihren

Eingeborenen tief ergriffen, ihrem bewegten Herzen versagte die Sprache. Der Vater zählte die Festlichkeiten auf, welche auf der Solitude stattfinden sollten. Endlich entfernten sich Mutter und Sohn, und Letzterer kam nach einer Stunde allein, mit feuchten, gerötheten Augen, zur Gesellschaft zurück. Erst auf dem Rückwege nach Stuttgart konnte er durch die gesprächige Gesellschaft wieder zu einiger Munterkeit gelangen.

In den nächsten Tagen sollte den hohen Gästen zu Ehren eine große Hirschjagd bei der Solitude seyn. Aus allen Jagdrevieren des Landes hatte man eine Anzahl von sechstausend Hirschen in einem nahe bei diesem Lustschlosse befindlichen Walde zusammengetrieben; Bauern mußten Tag und Nacht den Wald umzingelt halten, um die edlen Thiere am Durchbrechen zu verhindern, welche bestimmt waren, eine steile Anhöhe hinaufgejagt und dann gezwungen zu werden, sich in einen See zu stürzen, in welchem sie in einem eigens zu diesem Zwecke erbauten Jagdhause nach Bequemlichkeit erlegt werden konnten. In der Nacht, welche auf dieses raffinirte Mordvergnügen folgte, sollte aber eine allgemeine prachtvolle Beleuchtung der Solitude stattfinden, und in dieselbe Nacht legten die Freunde ihre Abreise, nachdem sie in Erfahrung gebracht hatten, daß in derselben das Grenadierregiment nicht die Wache habe, daß also zu vermuthen war, das Stadtthor werde von, unsern Schiller nicht kennenden, Soldaten besetzt seyn. Die Nacht vorher verbrachte er bei seinem Freunde Scharffenstein auf

der Wache; dieser nennt sie eine ihm unvergeßliche, dem Gefühle ganz ausschließlich geweihte Nacht. „Es war für Schiller's gerührte Seele das Tröstendste, Genügendste," fügt Scharffenstein hinzu," mir seinen mir damals noch unbekannten Freund Lempp zu vermachen, von dem er mit einer Art von Cultus sprach."

Der Verabredung gemäß sollte am andern Tage um zehn Uhr Vormittags Alles bereit seyn, was aus der Wohnung Schiller's noch in das Haus Streicher's zu bringen war, von wo man abfahren wollte. Als dieser sich aber mit der Minute eingefunden hatte, war noch nichts in Ordnung. Dem Dichter waren, nach seiner Zurückkunft vom Lazareth, beim Einpacken Klopstock's Oden in die Hände gefallen, von denen eine schon längst bewunderte ihn beim Durchblättern so aufregte, daß er sich sogleich hinsetzte, um ein Gegenstück zu dichten, indem er Abreise und Alles vergaß. So sehr auch der Freund zur Eile drängte, so mußte er doch vorher die Ode und das frisch gedichtete Gegenstück anhören. Erst um Mittag war Alles in Ordnung. Abends neun Uhr kam Schiller in Streicher's Wohnung, mit einem Paar alter Pistolen unter seinem Civilkleide. Seine ganze Baarschaft betrug drei und zwanzig Gulden, und nicht viel mehr hatte Streicher für den Augenblick von seiner unvermögenden Mutter erhalten können. Um zehn Uhr Nachts bestiegen die Freunde den Wagen, der mit zwei Coffern und einem kleinen Clavier für den Tonkünstler bepackt war. Es war, nach

Peterſen, in der Nacht vom 22. bis 23. September 1782.[1]) Der Wagen fuhr zu dem Eßlinger Thore hinaus, wo es am dunkelſten war, und ein bewährter Freund als Lieutenant die Wache hielt. Schiller gab ſich bei dem Unterofficier am Thore für Doctor Ritter, Streicher für Doctor Wolf aus, beide nach Eßlingen reiſend. Um die Ludwigsburger Straße zu gewinnen, mußte die Stadt auf Umwegen links hin umfahren werden. Zwiſchen beiden Freunden wurden nur wenige Worte gewechſelt. Als die erſte Anhöhe hinter ihnen lag, glaubten ſie einer großen Gefahr entronnen zu ſeyn. Gegen Mitternacht war zu ihrer Linken der ganze Himmel hoch geröthet, und als der Wagen in einer Entfernung von anderthalb Stunden an der Solitude vorbeikam, glänzte ihnen das hochliegende Schloß mit allen ſeinen Nebengebäuden in einem herrlichen Feuerglanze entgegen. Schiller konnte bei der reinen Luft ſeinem Freunde den Punkt zeigen, wo ſeine Eltern wohnten, aber alsbald von kindlicher Rührung ergriffen, fiel er mit einem halbunterdrückten Seufzer und dem Ausrufe: O, meine Mutter! auf ſeinen Sitz zurück.

---

1) Streicher gibt den 17. September an.

Sechstes Capitel.

Ankunft in Mannheim. Bittschrift an den Herzog. Verunglückte Vorlesung des Fiesco. Fußreise über Darmstadt nach Frankfurt. Grundzüge von Cabale und Liebe. Abschlägige Antwort Dalberg's. Rückreise über Worms nach Oggersheim. Aufenthalt in Oggersheim. Furcht vor Verhaftung. Auch der umgearbeitete Fiesco abgewiesen. Druck des Fiesco. Aufbruch nach Bauerbach.

Nachts gegen zwei Uhr hatten die Freunde die Station Enzweihingen erreicht. Während sie auf den bestellten Kaffee warteten, zog Schiller ein Heft ungedruckter Gedichte von Schubart hervor, und las seinem Gefährten unter Anderm die „Fürstengruft" vor, welche der unglückliche Gefangene, wie gesagt wird, mit einer Beinkleiderschnalle in die nasse Wand seines Kerkers eingegraben hatte. [1]) Als die Reisenden um acht Uhr Morgens den kurpfälzischen Boden betraten, schien alles Elend überstanden zu seyn, und er gelobte es auf's Heiligste, sich dem bisher erduldeten harten Zwange nicht mehr zu unterwerfen. „Sehen Sie," rief er seinem Freunde erheitert zu, „sehen Sie, wie freundlich die Pfähle und Schranken mit Blau und Weiß ange-

1) Wäre die Schiller'sche „Fürstengruft" das Original der Schubart'schen (siehe oben S. 65), so könnte diese letztere nicht „in den ersten Monaten der engen Gefangenschaft Schubart's," also schon 1778 gedichtet seyn, und Schiller würde jetzt diese Nachahmung nicht bewundernd vorlesen.

ſtrichen ſind! Eben ſo freundlich iſt auch der Geiſt der Regierung.“ Dieſe Bemerkung führte ein lebhaftes politiſches Geſpräch herbei, welches den Weg nach Bretten verkürzte. Hier wurde der Stuttgarter Kutſcher zurückgeſchickt, und nach dem Mittagseſſen mit der Poſt über Waghäuſel nach Schwetzingen gefahren, wo übernachtet werden mußte, weil man die Thore Mannheims, damals noch einer Feſtung, vor dem Eintritte der Dunkelheit, nicht mehr erreichen konnte.

Am andern Morgen waren die Reiſenden ſchon in der Frühe beſchäftigt, die beſten Kleidungsſtücke aus den Coffern hervorzuholen, um in Mannheim nicht allzu dürftig aufzutreten. Schiller war auch bei ſchmalem Beutel voller Hoffnung. Er traute auf ſeinen, beinahe vollendeten Fiesco, der ihm ſicherlich einen reichlichen Gewinn von der Mannheimer Theaterdirection, wie vom Buchhändler, eintragen werde.

Der Theaterregiſſeur Meier, bei welchem die Freunde abſtiegen, ſtaunte, als er vernahm, daß der junge Mann, welchen er ſich in Geſellſchaft ſeiner Frau bei den Feſtlichkeiten in Stuttgart gedacht, als Flüchtling vor ihm ſtehe. Meier miethete den Fremden in der Nachbarſchaft eine Wohnung, lud ſie zum Mittagseſſen ein, und bewog Schiller'n, noch heute eine Vorſtellung an den Herzog abzuſenden, worin er um ſeine Verzeihung nachſuchte. Hier weichen die Nachrichten von einander ab. Peterſen ſagt, es ſeyen ſeinem Schritte Bedenklichkeiten, wo nicht Reue

gefolgt, und so habe er sich in einem etwas derben Schreiben an den Herzog gewandt und ihm die Bedingungen kund gethan, unter welchen er wieder in herzogliche Dienste treten wolle. Merkwürdiger Weise sey unter diesen Bedingungen auch diese gewesen, daß er den Feldschererrock nicht mehr tragen müsse. Streicher dagegen erzählt, es habe von vorn herein in Schiller's Plane gelegen, den Herzog von Mannheim aus zu bitten, sein hartes Verbot zurückzunehmen, in welchem Falle er wieder nach Württemberg zurückkehren wolle — und Meier habe ihn jetzt in diesem seinem Vorsatze, sich mit dem Herzoge zu versöhnen, nur bestärkt. Schiller, als ehemals begünstigter Zögling der Militairschule, habe in dem Herzoge, wegen des beinahe tagtäglichen Umgangs mit ihm, mehr den Erzieher, den väterlichen Freund und Wohlthäter, mehr den bloßen Menschen gesehen, als den Landesherrn, und so erkläre sich denn das Unterfangen des unerfahrenen Mannes, gleichsam auf neutralem Boden mit ihm zu unterhandeln. Zum Glück bin ich im Besitze eines noch ungedruckten Schreibens Schiller's vom 6. November 1782 an seinen Freund, den nachherigen württembergischen General-Armeearzt von Jacobi, welches uns über beide einseitige Ansichten auf den richtigen Standpunkt versetzt. „Jene Briefe (an den Herzog und den General Augé) hatten den sehr wichtigen Zweck, meine Familie zu sichern, und meinen gewaltsamen Schritt in das möglichst-rechtmäßige Feld hinüber zu spielen. Dieses Ziel scheine ich wirklich erreicht zu haben, und hiemit bleibt

auch die ganze Maschinerie auf sich beruhen. Wenn ich die Einwilligung des Herzogs in meine Forderungen ohne alle Zweideutigkeit erhalten hätte, so hätte ich natürlich nicht nur zurückgehen müssen, sondern auch mit Ehre und Vortheil können, und mein ganzer Plan hätte ein neues Ansehen gewonnen."

Glücklicher Weise haben sich noch die Concepte zweier Zuschriften an den Herzog erhalten.[1]) Der erste Brief ist noch in Stuttgart am 1. September 1782 geschrieben, aber höchst wahrscheinlich dem Herzoge nicht übersandt worden, der zweite, unvollständig erhaltene, ist jene Vorstellung, von welcher Streicher sagt, Schiller habe sie nach Tische im Hause Meier's in Mannheim auf dessen Drängen in einem Nebenzimmer aufgesetzt. In der Einleitung sagt er, die Verzweiflung habe ihn gezwungen, diesen schrecklichen Weg einzuschlagen, um das Herz seines gnädigsten Herrn zu rühren, da dieser es ihm bei Androhung des Arrests verweigert habe, gegen sein strengstes Verbot, „literarische Schriften" herauszugeben, und noch weniger sich mit Ausländern einzulassen, eine schriftliche Gegenvorstellung zu machen, seine Umstände aber eine Milderung dieses Verbots höchst nothwendig machten. „Meine bisherigen Schriften," fährt dann der Bittsteller ganz im Sinne und beinahe in den Worten jener ersten Zuschrift fort, „haben mich in den Stand gesetzt, den Jahrgehalt, welchen mir Eure

1) Nachträge zu Schiller, von Boas, B. 2, S. 445 ff.

Durchlaucht gnädigst zu ertheilen geruhten, jährlich mit ohngefähr fünfhundert Gulden zu verstärken, welche ansehnliche Zulage für meine Gelehrtenbedürfnisse höchst nothwendig war. Zu gleicher Zeit glaubte ich, es meinen Talenten und der Welt, die sie schätzte, schuldig zu seyn, eine Laufbahn fortzusetzen, auf welcher ich kein gewöhnliches Glück zu machen, und meinem Durchlauchtigsten Erzieher, der ersten Quelle meiner Bildung, Ehre zu erwerben, die gewisse Aussicht hatte. Da ich bisher nach dem Urtheile Anderer mich als den ersten und einzigen Zögling Eurer Herzoglichen Durchlaucht kannte, der die Augen der großen Welt auf sich gezogen hatte, so fürchtete ich mich um so weniger, meine Gaben in Ausübung zu bringen, und setzte alle Kräfte darauf, dasjenige Werk zu seyn, das den Meister lobt. Daß ich meine Laufbahn verlassen soll, welche mir außerdem, daß sie mein Einkommen um ein Großes vermehrt, den Weg der Ehre öffnet, fiel mir allzuhart, als daß ich nicht das Letzte gewagt haben sollte, das Herz meines Durchlauchtigsten Fürsten und Vaters zu rühren. Ich mußte befürchten, in Strafe zu fallen, wenn ich das Verbot übertreten und Eurer Herzogl. Durchl. schreiben würde, darum bin ich hieher geflüchtet, fest überzeugt, daß nur das Bild meines Unglücks dazu gehört, das Herz Eurer Herzogl. Durchlaucht zur Gnade zu lenken. Ich weiß, daß ich in der großen Welt nichts gewinnen kann, daß ich mich in mein Unglück stürzte, ich habe keine Aussichten mehr, wenn Eure Herzogl. Durchlaucht die höchste

Gnade nicht haben sollten, mich zurückkommen zu lassen, und mir zu vergeben."

Das Ende des Briefes fehlt, welcher beweiset, daß selbst Schiller's Flucht nur das letzte Mittel seyn sollte, ein Verbot von sich abzuwehren, welches ihn selbst vernichtet hätte, und so erscheint diese Flucht als die reinste That des Genius, auf die mildeste Weise vollbracht. Diese Bittschrift wurde in einen Brief an den General Augé, Schiller's Regimentschef, eingelegt, welcher ersucht wurde, sie zu übergeben, und — zu unterstützen. Nach zwei erwartungsvollen Tagen langte die Antwort des Generals an; er habe den Auftrag erhalten, ihn wissen zu lassen: Da Seine Herzogliche Durchlaucht bei Anwesenheit der hohen Verwandten jetzt sehr gnädig gesinnt wären, so möge er nur zurückkommen. So beschied ihn auch ein späterer Brief Augé's auf Schiller's neue Anfrage. Seine Bitte an den Herzog war nicht einmal erwähnt, geschweige erhört. Er konnte nicht unter das frühere, unerträgliche Joch wieder zurückkehren, er hätte sich auch lächerlich gemacht. Unterdessen war auch Frau Meier von Stuttgart wieder zu Hause eingetroffen, welche die Nachricht mitbrachte, daß man allgemein vermuthe, der Herzog werde seine Auslieferung verlangen. Schiller entgegnete, da er nicht eigentlich Militair gewesen sey, so könne seine Entfernung nicht als ein eigenmächtiges Verlassen der Fahne betrachtet werden. Doch wurde für gut befunden, daß der Flüchtling sich nirgends

zeigte, sondern sich auf seine Wohnung und das Meier'sche Haus beschränkte.

In dem letztern fand eine Vorlesung des Fiesco statt. Iffland, Beil, Beck und andere Schauspieler hatten sich eines Nachmittags eingefunden und saßen um einen großen runden Tisch, als der Dichter nach einer kurzen Erzählung der Geschichte begann. Streicher genoß schon im Voraus die Lobsprüche, die sein Freund von diesen Kennern davontragen würde, und hatte nicht auf ihn, sondern auf *sie* seine Augen gerichtet, um die mächtigen Eindrücke, welche die Dichtung machen würde, zu beobachten. Allein sie hörten zwar mit Aufmerksamkeit zu, aber ohne einen Ausdruck der Empfindung, ohne ein Zeichen des Beifalls. Als der erste Act vorgelesen war, entfernte sich Beil, und die Uebrigen unterhielten sich über Stadtneuigkeiten. Auch der zweite Act wurde zwar still, aber ohne eine beifällige Aeußerung angehört. Jetzt wurden Erfrischungen herumgegeben, ein Schauspieler schlug ein Bolzenschießen vor, und nach einer Viertelstunde hatten sich die eingeladenen Personen entfernt, nur Iffland blieb noch bis gegen Abend. Streicher war in der peinlichsten Verwunderung wegen dieser Gleichgültigkeit. Sein Erstaunen wuchs, als ihn Meier im Nebenzimmer auf sein Gewissen fragte: ob Schiller wirklich der Verfasser der Räuber sey? Auf die wiederholte Versicherung, daß dem wirklich so sey, schloß der Schauspieler mit den Worten: „Wenn Schiller wirklich die Räuber wie den Fiesco, geschrieben hat, so hat er alle

seine Kraft an dem ersten Stücke erschöpft, und kann nun nichts mehr, als lauter erbärmliches, schwülstiges und unsinniges Zeug hervorbringen." Diese Worte eines wohlwollenden Kenners machten auf den Jüngling einen betäubenden Eindruck. Schiller selbst war im höchsten Grade verstimmt, und machte sich, in ihrem Zimmer angelangt, endlich dadurch Luft, daß er über den Neid, die Cabale, den Unverstand dieser Menschen klagte. Wenn seine Tragödie nicht angenommen werde, sagte er endlich in allem Ernste, so wolle er Schauspieler werden — da doch eigentlich Niemand so gut declamiren könne, als er. Der Freund suchte ihn, so gut er konnte, zu beruhigen, und ging am andern Morgen in aller Frühe allein zu Meier, welcher das Manuscript des Fiesco, um es ganz durchzulesen, zurückbehalten hatte. Dieser empfing ihn freudig mit den Worten: „Sie haben Recht! Fiesco ist ein Meisterstück und für die Bühne besser gearbeitet, als die Räuber. Aber wissen Sie, was Schuld ist, daß wir es Alle für das elendeste Machwerk hielten? Schiller's schwäbische Aussprache, und die verwünschte Art, wie er declamirt. Er sagt Alles in dem nämlichen hochtrabenden Tone her, ob es heißt: Er macht die Thüre zu, oder ob es eine Hauptstelle seines Helden ist. Aber jetzt muß das Stück in den Ausschuß kommen, da wollen wir es uns vorlesen, und Alles in Bewegung setzen, daß es bald auf das Theater kommt." Ohne ein Wort zu erwiedern, flog der treue Freund sogleich nach der Wohnung zurück, und weckte

Schiller'n mit der frohen Nachricht aus dem Morgenſchlummer, daß ſein Schauſpiel bald auf den Brettern erſcheinen werde. Wie Meier von ſeiner Virtuoſität im Declamiren geurtheilt hatte, verſchwieg er ihm ſchonend.

Unterdeſſen waren Freundesbriefe von Stuttgart angelangt, welche den Rath enthielten, ſich auf einige Wochen von Mannheim zu entfernen, weil vielleicht doch Schiller's Auslieferung von der pfälziſchen Regierung verlangt werden könnte. Es wurde daher, da auch Dalberg, von dem er allein eine günſtige Wendung ſeines Schickſals hoffen konnte, immer noch nicht zurückgekehrt war, eine Fußreiſe über Darmſtadt nach Frankfurt beſchloſſen. Streicher ſchrieb an ſeine Mutter, ihm dreißig Gulden nach Frankfurt zu ſchicken — ſeinen Vater, welcher nur vierhundert Thaler jährliches Einkommen hatte, konnte Schiller nicht um Unterſtützung anſprechen. Nur mit dem unentbehrlichſten Reiſegelde verſehen, gingen die Freunde nach dem Mittagseſſen über die Neckarbrücke nach Sandhofen, übernachteten in einem Dorfe und ſetzten den andern Tag auf der Bergſtraße ihren Weg bis nach Darmſtadt fort, wo ſie nach einem ſtärkenden Nachteſſen aus erquickendem Schlafe um Mitternacht durch das fürchterliche Trommeln der Reveille auf eine unangenehme Weiſe geweckt wurden. Ungeachtet ſich Schiller am Morgen nicht ganz wohl fühlte, beſtand er doch darauf, den ſechs Stunden langen Weg nach Frankfurt heute noch zurückzulegen. Langſam traten ſie an einem heitern Morgen den Weg an, raſteten aber der Müdigkeit wegen mehrere Male. Die Mattigkeit

Schiller's schien ihn endlich kaum nach Frankfurt kommen zu lassen. Er ging immer langsamer, mit jeder Minute vermehrte sich die Blässe seines Gesichts, und als sie an ein Wäldchen gelangten, in welchem seitwärts eine Stelle ausgehauen war, erklärte er, nicht mehr weiter zu können; er wolle versuchen, ob er sich durch einige Stunden Ruhe so weit erhole, um noch heute die Stadt zu erreichen. Er legte sich unter ein schattiges Gebüsch in's Gras nieder, und Streicher setzte sich auf den abgehauenen Stamm eines Baumes, ängstlich und bang auf den unglücklichen Freund hinschauend. Hier lag der edelste Dichter, welcher bald der Ruhm seines Volkes werden sollte, arm, hülflos, entkräftet, ohne Heimath und Aussicht. Der Schlummer erbarmte sich seiner. Aber auch in seinen abgehärmten, düsteren Zügen, erzählt der Freund weiter, welcher sein Ungemach freiwillig mit ihm theilte, ließ sich noch der stolze Muth wahrnehmen, mit dem er gegen ein hartes, unverdientes Schicksal zu kämpfen suchte, und die wechselnde Gesichtsfarbe verrieth, was ihn, auch seiner unbewußt, beschäftigte. Das Ruheplätzchen lag für den Schlafenden günstig, indem nur links ein Fußsteig vorbeiführte, der aber in zwei Stunden von Niemanden betreten wurde, bis Schiller endlich durch einen vorbeigehenden Officier in blaßblauer Uniform mit gelben Aufschlägen, welchen Streicher für einen der in Frankfurt liegenden Werber hielt, aus dem Schlafe geweckt wurde. Er war so weit gestärkt, daß er zwar langsam, aber ohne Beschwerde fortgehen konnte, bis sie mit der Dämmerung

in das alterthümliche Frankfurt eintraten. Sie nahmen aus Sparsamkeit in Sachsenhausen Logis, und setzten mit dem Wirthe sogleich den täglichen Betrag für Zimmer und Kost zum Voraus fest.

Unsern Freund quälte nicht allein die gegenwärtige Noth, sondern fast noch mehr der Gedanke an eine Schuld in Stuttgart, für die sich ein Bekannter verbürgt hatte, der nun in Gefahr stand, verhaftet zu werden, weil er nicht bezahlen konnte. Auf Dalberg, diesen Beschützer der Künste und Wissenschaften, dem Meier das Manuscript des Fiesco zu überreichen beauftragt war, war seine Hoffnung gestellt: er könne und werde den Vorschuß leisten. Mit gepreßtem Herzen, und nicht mit trockenen Augen, schrieb er an Dalberg einen Brief, der sich noch erhalten hat. „Sobald ich Ihnen sage, ich bin auf der Flucht, sobald habe ich Ihnen mein ganzes Schicksal geschildert. Aber noch kommt das Schlimmste hinzu.“ Er schildert seine ökonomische Bedrängniß. „Meine Hoffnung war auf Mannheim gesetzt; dort hoffte ich, von E. E. unterstützt, durch mein Schauspiel mich nicht nur schuldenfrei, sondern auch überhaupt in bessere Umstände zu setzen. Dieß ward durch meinen nothwendigen plötzlichen Aufbruch hintertrieben. Ich ging leer hinweg, leer in Börse und Hoffnung. Es könnte mich schamroth machen, daß ich Ihnen solche Geständnisse thun muß, aber ich weiß, es erniedrigt mich nicht. Traurig genug, daß ich auch an mir die gehässige Wahrheit bestätigt sehen muß, die jedem

freien Schwaben Wachsthum und Vollendung abspricht: Wenn meine bisherige Handlungsart, wenn alles Das, woraus E. E. meinen Charakter erkennen, Ihnen ein Zutrauen gegen meine Ehrliebe einflößen kann, so erlauben Sie mir, Sie freimüthig um Unterstützung zu bitten." Er sagt, er habe ungefähr noch zweihundert Gulden nach Stuttgart zu bezahlen. „Ich darf es Ihnen gestehen, daß mir das mehr Sorgen macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe so lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt weiß." Dann sey seine Kasse in acht Tagen erschöpft und es ihm gänzlich unmöglich, mit dem Geiste zu arbeiten. Er bittet daher zu jener Summe um fernere hundert Gulden, wodurch ihm gänzlich geholfen wäre. In drei Wochen verspreche er seinen Fiesco nicht nur theaterfertig, sondern auch würdig zu liefern, und werde dann, wenn Dalberg ihm den Gewinn der ersten Vorstellung bei aufgehobenem Abonnement, oder ein Honorar zukommen lasse, diese Schuld leicht abtragen können.

Nachdem dieser Brief geschrieben, und mit einer Beilage an Meier adressirt war, kehrte seine frühere Heiterkeit zum Theil zurück. Wie sich seine Seele überhaupt auf's Sprechendste in dem Körper malte, war der Ausdruck seines Gesichts sogleich verändert, und seine Gedanken wandten sich wieder ungehemmter auf fremde Gegenstände. Auf dem Gange durch Frankfurt nach der Post zerstreute ihn, was er hier zum ersten Male sah, das kaufmännische Gewühl

und die in einander greifende Thätigkeit so vieler Menschen. Auf dem Heimwege blickte er lange von der Mainbrücke stumm auf den gelblichen Strom unter dem heitersten Abendhimmel, und ergötzte sich am Anblicke der abgehenden und ankommenden, der ein- und ausladenden Schiffe. Die unerschöpfliche Einbildungskraft und das reiche Gemüth des Jünglings, für welche es kaum etwas Leeres oder Beziehungsloses gab, waren schnell wieder im regsten Spiele, und er theilte seinem aufhorchenden Begleiter einen neuen dramatischen Plan mit, welchen er im Arrest in Stuttgart zuerst erfaßt hatte, und aus Verhältnissen des dortigen Hofes schöpfte und bildete.

Es war die Idee des bürgerlichen Trauerspiels von der Luise Millerin, oder, wie das Stück später genannt wurde, von Cabale und Liebe, welche ihn schon auf dem Wege nach Frankfurt häufig von den äußeren Gegenständen abgezogen und ihn ganz beschäftigt hatte. Er fühlte sich gedrungen, den polemischen Geist, den er bisher in höheren Sphären dramatisch ausgebildet hatte, auch in das enge, damals den Deutschen allein verständliche Hausleben hinein zu verfolgen. Ehe er aus dem Kreise dieser revolutionairen Gattung trat, mußte er ihn ganz durchmessen haben.

In den nächsten vierzehn Tagen war schon ein bedeutender Theil des neuen Drama's auf dem Papiere. Die Nachmittage, besonders aber die Abende brachte er abwechselnd mit Auf- und Abgehen, und mit Niederschreiben

einiger Zeilen zu. In ſolchen Stunden, wo der poetiſche Geiſt über ihn kam, war er ganz in ſich ſelbſt zurückgezogen, und für die Außenwelt gar nicht vorhanden; aber an ſeinem Schweigen, an einzelnen pythiſchen Lauten, an ſeinen ausdrucksvollen Mienen, an ſeinem lebhaften Geberdenſpiele, an ſeinem aufwärts gerichteten Blicke konnte man wahrnehmen, daß etwas Bedeutendes und Großes ſich in ihm geſtalte. Alles an ihm war in ſolchen Augenblicken Seele, Geiſt, Inneres. Sein Gefährte hütete ſich dann, ihn im Geringſten zu beunruhigen, und hielt ſich mit einer Art heiliger Scheu ſo ſtill, als möglich. Ein ſolcher anſpruchsloſer, ſich ganz hingebender Freund, der gebildet genug war, um des Dichters Ideen liebend zu folgen, und nicht ſelbſtſtändig genug, um ihn zu ſtören, war in dieſen Tagen des Leidens das beſte Geſchenk des Himmels.

Ein Zufall diente dazu, ſeinen Muth zu beleben. Sie traten bei ihren Wanderungen durch die Stadt in einen Buchladen, und Schiller fragte den Buchhändler, dem er ſich als Doctor Ritter vorgeſtellt hatte, ob das berüchtigte Schauſpiel, die Räuber, guten Abſatz fände, und was das Publikum darüber urtheile? Die Antwort fiel ſo überaus günſtig und ſchmeichelhaft aus, daß der überraſchte Autor dem Buchhändler nicht verſchweigen konnte, daß er ſelbſt der Verfaſſer ſey. Aus den erſtaunten, den Dichter meſſenden Blicken des Mannes ließ ſich abnehmen, wie unglaublich es ihm vorkam, daß der ſo ſanft und freundlich ausſehende Jüngling ſo etwas geſchrieben haben könne.

Indeſſen verbarg er ſeinen Zweifel, und wiederholte weitläufiger die eben gegebenen Nachrichten.

Nach vielen vergeblichen Gängen nach der Poſt wurde ihnen endlich das an Doctor Ritter adreſſirte Paket überreicht. Es enthielt Briefe von Stuttgart, welche Schiller'n die größte Geheimhaltung ſeines Aufenthalts anriethen. Von einem beiliegenden Briefe Meier's, welchen er gebeten hatte, ihm Dalberg's Entſchluß mitzutheilen, erwartete er das Beſte. Doch kaum hatte er dieſes Schreiben für ſich allein geleſen, ſo blickte er, ohne ein Wort zu ſprechen, durch das Fenſter, welches die Ausſicht auf die Mainbrücke hatte. Nur nach und nach erklärte er ſich: Dalberg ließ ihm ſagen, er könne keinen Vorſchuß leiſten, weil Fiesco in der gegenwärtigen Geſtalt für das Theater nicht brauchbar ſey; die Umarbeitung müſſe erſt geſchehen ſeyn, ehe er ſich weiter erklären könne.

Schiller, ſonſt oft ſo leidenſchaftlich ungeſtüm und jugendlich aufbrauſend ließ jetzt nicht die geringſte Anklage hören; kein hartes, heftiges Wort kam über ſeine Lippen, nicht einmal mit einem Tadel erwiderte er die abſchlägige Antwort, die ſich ſelbſt richtete. Wie er durchaus muthigen, entſchloſſenen Geiſtes war, ſo dachte er jetzt an nichts anderes, als was zu thun. Er wollte ſein Trauerſpiel umarbeiten und vollenden, um es wo möglich dennoch auf das Theater zu bringen oder es wenigſtens einem Buchhändler zu verkaufen. Zu dem Ende wollte er in die wohlfeilere Umgegend von Mannheim, in die Nähe hülf-

reicher Freunde ziehen. Streicher, sonst im Begriff, von Frankfurt aus seine Reise nach Hamburg fortzusetzen, wollte sich nun nicht von ihm trennen. Da die Beihülfe von Streicher's Mutter immer noch ausblieb, und die Baarschaft zu Ende ging, so begab sich Schiller zu jenem Buchhändler, dem er sich entdeckt hatte, und bot ihm für fünf und zwanzig Gulden ein später verloren gegangenes, ziemlich langes Gedicht: Teufel Amor, an. Der Buchhändler wollte nur achtzehn Gulden geben. Der stolze Dichter konnte es trotz seiner Noth nicht über sich gewinnen, sein Werk unter dem einmal geforderten Preise herzugeben.

Endlich als der ganze Reichthum der Freunde sich schon in wenige Scheidemünze verwandelt hatte, kamen die dreißig Gulden von Streicher's Mutter. Schon am andern Morgen fuhren die Freunde auf dem Marktschiffe nach Mainz, nahmen hier den Dom in Augenschein, und setzten den folgenden Tag sehr früh zu Fuß den Weg weiter fort. Sie bewunderten bei der schönsten Morgenbeleuchtung den ächt deutschen Eigensinn, mit welchem Main und Rhein ihre Abneigung gegen einander durch ihre scharfgeschiedene blaue und gelbe Farbe bezeichnen, ließen sich in Nierstein für einen kleinen Thaler einen Schoppen von dem vielbesungenen Wein bester Gattung reichen, an dem sie, zu Fuß weiter wandelnd, einen wahren Herzensstärker fanden, und legten doch die letzte Station bis nach Worms auf einer Tour zurück. Schiller war meistens in Gedanken

verloren und des anhaltenden Gehens ungewohnt. Einige Zeilen Meier's, welche sie sich nach Worms ausgebeten hatten und hier vorfanden, beschieden sie zu einer Zusammenkunft nach Oggersheim, in das Wirthshaus zum Viehhoff wo sie den andern Tag zur bestimmten Stunde eintrafen.

Das Meier'sche Ehepaar, nebst zwei anderen Verehrern Schiller's, erwartete sie schon. Meier versicherte den Dichter, das von Dalberg abgelehnte Stück werde gewiß noch durchgehen, wenn es um mehrere Scenen verkürzt, und der letzte Act erst ganz beendigt wäre. Frau Meier und die beiden anderen Freunde trugen ebenfalls zu seiner Ermunterung das Ihrige bei, dessen es kaum mehr bedurfte. Das Vorhaben erneuter Thätigkeit erhob ihn.

In Oggersheim selbst, und zwar in dem Wirthshause, in welchem man sich befand, sollte er sein Schauspiel in ruhiger Zurückgezogenheit umarbeiten. Der Name Doctor Ritter, welchen der Flüchtling von der Barrière Stuttgart's seither führte, wurde der Vorsicht wegen, da noch immer die Gefahr der Auslieferung über ihm schwebte, in Doctor Schmidt verwandelt; Kost und Logis wurden auch hier auf den Tag bedungen. Frau Meier ward ersucht, die Coffer und das Clavier von dem nahen Mannheim herüberzuschicken, und als die Gesellschaft dahin zurückgekehrt war, nahm ein Zimmer und ein Bett die beiden Freunde auf.

Ehe sie sich zur Ruhe begaben, mußte Schiller noch

an seinem neuen bürgerlichen Trauerspiele schreiben, und mit ebendemselben war er in den nächsten acht Tagen so eifrig beschäftigt, daß er das Zimmer beinahe gar nicht verließ. In den langen Herbstabenden ging er, während das Zimmer oft nur durch das Mondlicht erleuchtet war, und sein Freund auf dem Clavier spielte, Stunden lang auf und ab. Die Musik war ihm die willkommenste Belebung seines dichtenden Affecten- und Gedankenspiels. „Werden Sie nicht heute Abend wieder Clavier spielen?" fragte er zutraulich den Genossen, oft schon am Mittagstische. Um seinem bürgerlichen Schauspiele eine um so bessere Aufnahme bei dem Theaterausschusse zu bereiten, richtete er die darin vorkommenden Personen nach der Individualität der Mannheimer Schauspieler ein. Die Frau Beck's sollte in der Rolle der Luise ihr eigenthümliches Talent auf eine glänzende Weise entfalten, und er ergötzte sich im Voraus, wie Beil den Stadtmusikanten Miller so recht naiv drollig darstellen werde. Bei diesem lebhaften neuen Interesse konnte Schiller erst nach mehreren Wochen die Veränderungen seines Fiesco vornehmen. Ueber den noch unvollendeten Ausgang des Stücks konnte er mit sich nicht einig werden: denn daß sein Held nicht, wie in der Geschichte, durch einen Zufall ertrinken dürfte, stand bei ihm fest.

Der Aufenthalt in Oggersheim, besonders in den trüben Octobertagen, war übrigens nicht weniger als erheiternd. Zu seinen Freunden in Mannheim konnte Schiller

nur in der Dämmerung gehen, und mußte über Nacht bleiben. Die flache, sandige Gegend konnte ihm in Erinnerung an die Lage Stuttgarts unmöglich zusagen. Nur ein Handelsmann des Orts, Namens Derain, besaß einige Bildung. Dieser Mann brachte es durch einen Zufall in Erfahrung, wer die beiden Fremdlinge eigentlich waren. Durch die Frau des Wirthshauses kamen ihm von Schiller weggeworfene Blätter der ersten Ausarbeitung des Fiesco zu Gesicht, er zeigte sie seinem Freunde, dem Kaufmanne Stein in Mannheim, an welchen unser Streicher von Stuttgart empfohlen war. Stein's schöne Tochter entlockte Letzterem mit schmeichelnden Worten das Geheimniß, welches nun auch nach Angelobung der tiefsten Verschwiegenheit Derain erfuhr. Er machte nun die Bekanntschaft des schon so berühmten jungen Mannes, welchem in den nebeligen Novemberabenden seine zerstreuende Unterhaltung eine wahre Erquickung gewährte.

Daß übrigens Schiller seine schlimme Lage leicht aufnahm, ergibt sich aus dem schon früher benutzten Briefe vom 6. November 1782 an Freund Jacobi in Stuttgart, wohin er freilich nur Gutes schreiben durfte. Jedermann, sagt er, rathe ihm, nach Berlin zu gehen, wohin er treffliche Adressen habe, vielleicht werde er sich von da nach Petersburg begeben. „Das versteht sich ohnehin, daß ich nur als Medicus Dienst nehme, und weil ich gern hierin etwas vorstellen möchte, so kann es seyn, daß ich ein oder anderthalb Jahre privatisire, mir vollends in diesem Fache

Festigkeit und ausgebreitete Kenntnisse zu verschaffen. Mannheim ist schlechterdings keine Sphäre für mich, zu klein, mich als Mediciner zu begünstigen, zu unfruchtbar, mich als Schriftsteller aufkommen zu lassen. Beim Theater Dienste zu nehmen, ist nicht nur unter meinem Plane, sondern auch wirklich schwer, weil es sehr erschöpft ist, verarmt und sinkt. Noch habe ich die Wollust, frei zu seyn, in dem Grade nicht empfunden, als ich sie empfinden könnte, wenn mein Schicksal entschieden wäre. Gegenwärtig war ich nur Flüchtling. Innerhalb drei bis vier Wochen hoffe ich freier Weltbürger zu seyn.“ Am Ende des Briefes erzählt er seinen Ausflug nach Frankfurt aufgeräumt genug, und nicht ohne absichtliche Ruhmredigkeit. „In Frankfurt am Main, wo ich vierzehn Tage war, habe ich nicht zwölf Gulden gebraucht; ich bin von Mannheim zu Fuß über Darmstadt dahin gegangen, und überhaupt habe ich das Gehen für meine Gesundheit ungemein zuträglich gefunden. Ich war auch zu Mainz, wohin ich auf dem Maine fuhr, und zu Worms, wohin ich von Mainz neun Stunden in acht machte. Connaissancen hab' ich vermieden, weil ich bisher meinen Namen verbarg, aber dadurch hab' ich oft das Lustspiel erlebt, daß in meiner Gegenwart von mir die Rede war. Erst neulich, zu Mainz, wurde in einem Zimmer, das an das meinige stieß, vom Verfasser der Räuber gesprochen, und zwar von Frauenzimmern, die brennend wünschten, mich einmal nur zu sehen, und mit denen ich nachher den Kaffee trank. In Frankfurt bin ich in

sechs Buchhandlungen gewesen und habe meine Räuber gefordert, aber überall die Antwort erhalten, es sey kein Bogen mehr zu bekommen, man habe sie schon etliche Male nachgefordert."

In den ersten Tagen dieses Monats (1782) — nachdem sich Streicher von seiner Mutter auch den Rest des Hamburger Reisegeldes hatte schicken lassen — war der umgearbeitete Fiesco endlich fertig. Es war ihm ein Schluß gegeben, welcher sich möglichst an die wirkliche Geschichte anschloß. Vergnügt begab sich der Verfasser mit dem ins Reine geschriebenen Manuscript in die Stadt, um es Herrn Meier für Dalberg einzuhändigen. Er glaubte, daß nun seine harten Bedrängnisse überstanden seyen. Aber es verging mehr als eine Woche, und er wartete noch immer vergebens auf eine Antwort von Dalberg. Endlich schrieb er, am 16. November 1782, an seinen Gönner, welcher bisher so wenig Notiz von ihm genommen hatte, daß er ihm sogar sagen mußte, er logire unter dem Namen Schmidt in Oggersheim. Er sey in der größten Erwartung, schrieb er, wie sein Stück von Sr. Excellenz sey befunden worden, und bitte sich, wenn noch keine Entscheidung über dessen Theaterfähigkeit gegeben werden könne, vorläufig nur das Urtheil des Dramaturgisten aus.

An demselben Abende wurde er von dem Meier'schen Ehepaare, welches er besuchen wollte, mit der größten Bestürzung empfangen. Ein württembergischer Officier war eben bei ihnen gewesen, der sich dringend nach Schiller

erkundigte; Meier aber hatte versichert, daß er den Aufenthaltsort des Flüchtlings nicht kenne. Alle bebten, Schubart's bekanntes Schicksal möchte sich jetzt an Schiller wiederholen. Es klingelte stark an der Hausthüre, und Schiller mit Streicher wurden schnell in ein Cabinet verborgen, das eine Tapetenthüre hatte. Der Eintretende war ein Bekannter des Hauses, bei dem sich jener Officier auf dem Kaffeehause sorgfältig nach Schiller erkundigt hatte. Es war für den Verfolgten eben so gefährlich in Mannheim zu bleiben, als nach Oggersheim zurückzukehren. Auch verwickelte sich Jeder, in dessen Wohnung er ergriffen wurde, in seine Schuld. Endlich erbot sich Madame Curioni, die Aufseherin im Palais des Prinzen von Baden, den beiden Freunden hier eine Zuflucht zu gewähren, wo eine Nachsuchung nicht zu befürchten stand. So sahen sich denn Schiller und Streicher aus ihrem ärmlichen Zimmer in Oggersheim plötzlich in fürstliche Appartements versetzt, wo sie die Reihe von Schlachtstücken von Lebrün bis tief in die Nacht hinein betrachteten und bewunderten. Den andern Tag brachte Meier die erfreuliche Nachricht, daß nach seinen Erkundigungen bei dem Secretär des Ministers der württembergische Officier nicht in Aufträgen seines Gouvernements gekommen, und auch, wie er vom Gastwirthe wisse, schon wieder abgereis't sey. Erst später erfuhr man, daß jener Officier ein Freund war, der sich bei Gelegenheit dieser Reise nach Schiller hatte erkundigen wollen:

nach einem Briefe des alten Schiller an Schwan [1]) hieß er von Kosewitz, nach Petersen war es der Husaren-Oberst Miller. Schiller hatte nach den abweichenden Beschreibungen derer, welche den Officier gesehen und gesprochen hatten, nicht auf einen Freund schließen können.

Ungeachtet die Angst grundlos gewesen war, fanden es doch in einer sorgfältigen Berathung die Freunde und Schiller selbst für nothwendig, daß er, sobald die Annahme des Fiesco entschieden sey, Mannheim verlasse, und sich nach Sachsen begebe. Sein ferneres Bleiben war für ihn eben so gefahrvoll, als für die Freunde beunruhigend. In Sachsen hatte ihm der Himmel schon eine Zufluchtsstätte bereitet. Schiller hatte in Stuttgart Wilhelm von Wolzogen kennen lernen, welcher mit drei jüngeren Brüdern in der Militairakademie gebildet wurde. Der einige Jahre jüngere Bekannte schloß sich nach dem Erscheinen der Räuber enger an den gefeierten Dichter an, und machte ihn auch mit seiner Mutter bekannt, welche als Wittwe sich häufig in Stuttgart aufhielt, um ihren Söhnen nahe zu seyn. Schiller vertraute ihr nach seinem Arrest den Vorsatz, zu entfliehen, und sie bot ihm ihr Familiengut Bauerbach, bei Meiningen, als Aufenthaltsort an. Dahin und *nicht* nach Mannheim, wie man aus einem oben mitgetheilten Briefe an Dalberg sieht, [2]) zu fliehen, war sein erster Vorsatz gewesen, den er jetzt wieder aufnahm.

[1]) Döring's Leben S. 75.
[2]) Siehe oben S. 135.

Gegen Ende Novembers erhielt er endlich auch Dalberg's Entscheidung über den Fiesco — welche ganz kurz besagte, daß auch die neue Umarbeitung nicht brauchbar sey, folglich auch nicht vergütet werden könne. Vergeblich hatte Iffland als Mitglied des Theaterausschusses die Ansicht des Präsidenten bestritten, und folgende Meinung zu Protocoll gegeben, welche Streicher ein Jahr später in den Verhandlungen selbst las: „Obgleich dieses Stück für das Theater noch Einiges zu wünschen lasse, auch der Schluß desselben nicht die gehörige Wirkung zu versprechen scheine, so sey dennoch die Wahrheit und Schönheit der Dichtung von so ausgezeichneter Größe, daß die Intendanz hiermit ersucht werde, dem Verfasser als Beweis der Anerkennung seiner außerordentlichen Verdienste, eine Gratification von acht Louisd'or verabfolgen zu lassen."

Schiller äußerte über diese Schreckensnachricht gegen Meier, der sie ihm zu überbringen beauftragt war, kein Wort, als daß er es zu bedauern habe, nicht schon von Frankfurt nach Sachsen gereis't zu seyn. Er übte, wie Streicher sagt, die Grundsätze, zu denen er sich bekannte, endlich aus, indem er das Wort Carl Moor's befolgte: „Die Qual erlahme an meinem Stolze." Es ist offenbar, daß Dalberg den edeln Dichter von sich fern hielt, und darben ließ, weil er ein politischer Flüchtling war, um nicht compromittirt zu seyn, wenn es dem Herzoge Carl einfiele, ihn verhaften zu lassen. Hätte der arg Enttäuschte wenigstens in dieses innerste Motiv der unwürdigen

Abweisung blicken können, es wäre ihm noch ein Trost gewesen. Aber er sollte schon früh die Wahrheit jenes spätern Ausspruches erfahren: „Eng ist die Welt, und das Gehirn ist weit."

In dem Drange seiner peinigenden Gefühle rasch entschlossen, ging Schiller mit seinem Manuscript zu dem wackern Schwan. Dieser bedauerte, wegen der Nachdrucker den Bogen nur mit einem Louisd'or honoriren zu können. Er widmete das „republikanische Trauerspiel", auf dessen Titel die Worte des Sallust standen: Nam id facinus imprimis ego memorabile existimo sceleris atque periculi novitate — seinem theuern Lehrer Abel, und erhielt für das Ganze etwa eilf Louisd'or. In den letzten acht bis zehn Tagen hatte Streicher seinen Freund in Oggersheim allein lassen müssen, um in der Stadt seinem Broderwerbe nachzugehen. Daß Schiller diesen treuen Gefährten in sein böses Schicksal verflochten, und ihn der Mittel beraubt hatte, nach Hamburg zu reisen, war, außer der drückenden Schuld in Stuttgart, noch das Schmerzlichste in seiner Lage. Die Noth war in der letzten Zeit so groß geworden, daß Schiller seine Uhr hatte verkaufen müssen, und dessen ungeachtet hatten sie in den letzten vierzehn Tagen auf Borg gelebt. Nun erhielt er für seinen Fiesco gerade so viel, daß er die Kreidestriche auf der schwarzen Wirthstafel auslöschen, sich einige unentbehrliche Dinge für den Winter anschaffen, und seine Reise nach

Bauerbach, die er mittlerweile der Frau von Wolzogen in Stuttgart angekündigt hatte, bestreiten konnte.

Die Abreise ward auf den letzten November 1782 festgesetzt. Vorher wünschte er noch seine Aeltern zu sehen. In einem Briefe vom 19. November 1782 beschied er seine Mutter, seine Schwester Christophine, die Frau von Wolzogen und die Hauptmann Vischer, am 22. zu Bretten im Posthause zu seyn. Er begab sich zu Pferde nach diesem Grenzstädtchen; ob er aber die Seinigen hier vorfand, ist zweifelhaft, da seine Mutter krank war. [1]) Damit Schiller, als er im Begriffe war, nach Bauerbach zu reisen, sich nicht im Posthause zu Mannheim zu zeigen brauchte, kamen Streicher, Meier und einige andere Freunde nach Oggersheim herüber. Sie fanden ihn, als sie in seine Stube traten, gerade beschäftigt, seine wenigen Habseligkeiten in einen großen Mantelsack zu packen. Bei einer Flasche Wein, die er reichen ließ, wurde Alles besprochen, was ihn über seine Zukunft beruhigen konnte. Dann begleiteten ihn die Freunde bei starker Kälte und tief liegendem Schnee nach Worms, wo sie zufällig das

---

1) Schiller's Einladung, nach Bretten zu kommen, steht in Boas' Nachträgen Bd. 2, S. 448. Streicher, S. 177, setzt die Reise Schiller's nach Bretten in die Zeit unmittelbar nach der ersten Aufführung von Cabale und Liebe (also in den März 1784). Nach den dem Herausgeber vorliegenden Familienbriefen aber kann sie überhaupt während seines zweiten Aufenthalts in Mannheim n i c h t stattgefunden haben.

Vergnügen hatten, die Aufführung der Ariadne von Naxos durch eine wandernde Truppe belachen und verspotten zu können. Schiller allein sah mit ernstem, sinnendem Blicke vor sich hin, mehr auf das innere Spiel seines Genius, als auf das Aeußere der Bühne achtend, und konnte auch nachher durch Meier's Späße und Witze lange nicht aus dieser Stimmung gebracht werden.

Die Begleiter schickten sich nach dem Abendessen an, zurückzufahren. Streicher's Seele war von Schmerz übermannt, daß er nun den Freund allein in Unglück zurücklassen mußte. Durch keine Worte vermochte er sich zu erleichtern, durch keine Umarmung wollte er sich noch weicher machen; ein langer Händedruck sagte allein, was die Scheidenden empfanden. Wie beklagte er es, daß Schiller bei der außerordentlichen Kälte und dem Schneckengange der Posten nicht einmal mit erwärmender Kleidung versehen war, sondern nur einen leichten Ueberrock um hatte. Auf dem Heimwege sprachen die Freunde gegen Streicher ihren harten Tadel über Schiller's leichtsinnige und unbegreifliche Flucht aus, und konnten es nicht begreifen, wie er das reichliche Einkommen des Arztes gegen die ärmliche Lage des Dichters habe vertauschen mögen. Der einzige Iffland, der selbst aus dem Vaterhause zu der Eckhof'schen Gesellschaft in Gotha entflohen war, warf sich zu seinem Vertheidiger auf, und zog die kleinliche Klugheit und Bequemlichkeitsliebe seiner Ankläger in's Lächerliche.

Siebentes Capitel.

Charakteristik der Schauspiele: Fiesco und Cabale und Liebe. Ankunft in Bauerbach; Stimmung, Briefe. Frau von Wolzogen und ihre Tochter Charlotte. Liebe; Eifersucht. Reinwald. Entscheidung für Don Carlos; erster Plan dazu. Drei Gelegenheitsgedichte. Dalberg's Bemühung um Schiller. Rückreise nach Mannheim.

Wie die Räuber in der Carlsschule, Fiesco außerhalb derselben in Stuttgart, so ist Cabale und Liebe in Oggersheim gedichtet, und jedes dieser Dramen erhielt seine Vollendung erst im folgenden Aufenthaltsorte, Cabale und Liebe die seinige in Bauerbach. Alle drei aber sind Stuttgarter Verhältnissen entwachsen, Stuttgarter Persönlichkeiten entlehnt. Es sind revolutionaire Gemälde, in denen der Dichter einen Ausdruck suchte für seine Ueberworfenheit mit den Weltverhältnissen. Wie sie einem Orte angehören, und demselben historischen und psychologischen Boden entsprossen sind, so müssen sie auch immer zusammen betrachtet werden.

In den Räubern macht ein ausgestoßenes Titanen-Geschlecht einen Angriff auf den ganzen Gesellschaftszustand, im Fiesco wird innerhalb der Gesellschaft nur eine Veränderung der Verfassung versucht. Dort herrscht, wie Schiller selbst sagt, eine ausschweifende Empfindung, hier Kunst und Cabale; also dort Wärme des Affects, hier Berechnung der Klugheit im Dienste des Ehrgeizes. Daher meint der Verfasser, der politische Held sey in eben dem

Grade kein Sujet für die Bühne, in welchem er den Menschen hintansetzen müsse, und fügt hinzu: „Es stand daher nicht bei mir, meiner Fabel (des Fiesco) jene lebendige Glut einzuhauchen, welche durch das lautere Product der Begeisterung (in den Räubern) herrscht.“ [1]) Die polemische Tendenz von Cabale und Liebe deutet Schiller in einem spätern Briefe an Dalberg selbst an, indem er sagt, er habe sich in dem Stücke eine „vielleicht allzufreie Satyre und Verspottung einer vornehmen Schurken- und Narrenart“ (er meint den höhern Beamten-, den Adel- und Fürstenstand) „erlaubt.“ Die revolutionairen Freiheitsideen sind hier mehr zusammengezogen, und in vaterländische Zeitverhältnisse eingeführt. Manche Scenen und Charaktere, wie z. B. der Verkauf der Unterthanen nach Amerika, der Ministerialpräsident, welcher seinen Vorgänger aus dem Wege räumte, um sich seine Stelle zu verschaffen, gründen sich, wie Streicher erzählt, auf damals weit verbreitete Sagen. Wie in den Räubern Natur und Civilisation, in Fiesco Monarchie und Republik, so ist in Cabale und Liebe der Hauptgegensatz, welcher das Pathos bringt, Bürgerthum und Adel. Der erste Gegensatz ist cultur-philosophisch, die beiden anderen sind politisch, universal-historisch, und Cabale und Liebe heißt nicht im gewöhnlichen gemeinen

---

[1]) Daß „Schiller auf den Fiesco größern Werth gelegt habe, als auf die Räuber“ (Gervinus Bd. 5, S. 146), ist ganz ungegründet.

Sinne ein „bürgerliches Trauerspiel," sondern eher, weil dasselbe eine Verherrlichung des Bürgerstandes ist. Der große republikanische Geist des Fiesco lebt auch in ihm. Bei demselben Geiste sind in Cabale und Liebe die äußeren Verhältnisse und Formen enger und kleiner, aber die Sprache ist ungleich frischer, stärker und überwältigender. Die Räuber und Cabale und Liebe sind mit kühner Hand aus dem gegenwärtigen Leben gegriffen, wogegen sich im Fiesco als einem Product des Studiums vieles studirt, gemacht und kalt ausnimmt. Man sieht dem Stücke die saure Anstrengung und Abneigung an, womit es in Oggersheim in seiner jetzigen Gestalt ausgearbeitet wurde, wie viele Mühe Schiller hatte, die Geschichte, die er damals noch gar nicht objectiv zu behandeln verstand, mit seinem gährenden Gemüthszustande in Uebereinstimmung zu bringen.

Wollte man daher diese Schauspiele ihrem Werthe nach mit einander vergleichen, so kann man nicht [1]) den Fiesco „ein weit bedeutenderes Stück, als die Räuber" nennen, und Cabale und Liebe dagegen als ein „mißglücktes Stück" verwerfen. Fiesco steht, auch nach Schwab's Urtheil, unter den Räubern, und es kann dem Stücke wohl nicht zu Gute geschrieben werden, daß Schiller mit ihm zuerst den historischen Weg betreten habe — was er als Dramatiker eigentlich doch erst mit dem Wallenstein that. In den Räubern und Cabale und Liebe möchte mehr historische

1) Mit Gervinus Bd. 5, S. 146 und S. 148.

Wahrheit seyn, als in jenem Schauspiele. Wie der Dichter in seiner ersten Lebensperiode die Geschichte behandelte, sagt er uns selbst: [1]) „Mit der Historie getraue ich mir bald fertig zu werden, denn ich bin Fiesco's Geschichtschreiber, und eine einzige große Aufwallung, die ich durch die gewagte Erdichtung in der Brust meiner Zuschauer bewirke, wiegt bei mir die strengste historische Genauigkeit auf — der Genueser Fiesco sollte zu meinem Fiesco nichts als den Namen und die Maske hergeben — das Uebrige mochte er behalten. Mein Fiesco ist allerdings nur untergeschoben, doch was kümmert mich das, wenn er nur größer ist, als der wahre?" Dagegen darf nicht unbedingt gesagt werden, die Eitelkeit habe Schiller'n verführt, Cabale und Liebe zu dichten; denn Schiller schreibt, als er voll von seinem Carlos war, an Dalberg nur: „Ich kann mir es jetzt nicht bergen, daß ich so eigensinnig, vielleicht so eitel war, um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen" [2]) ꝛc. Und diese zweifelhafte Aeußerung drückt nichts Anderes, als die damalige Gemüthsstimmung des Schreibenden und die Wahrheit aus. Denn wir wissen es, daß es das mächtigste, innigste Interesse war, welches ihn, trotz der Nothwendigkeit, seinen Fiesco zu vollenden, zu diesem neuen Gedichte trieb, und daran

---

1) Meine Nachlese zu Schiller Bd. 4, S. 145.

2) Briefe Schiller's an Dalberg, S. 85.

festhielt. [1]) Er hat in dieses Drama ein überströmendes Seelenbedürfniß ausgeschüttet, welches ihm seinen ungeheuern Effect sicherte. Zelter schreibt an Goethe: [2]) „Was dieses Stück vor fünfzig Jahren auf mich und die sämmtliche Sprudeljugend für elektrische Macht ausgeübt hat, magst Du Dir denken. Wer aus jener Zeit es nachsehen kann, wird es nicht so herabsetzen, als es damals Moritz that, der freilich Recht hatte, doch nicht den Anzug der Revolution ahnete. Es gehört in jene Zeit, und ist insofern ein geschichtliches Stück, voll Kraft und Geist, trotz der niederträchtigen Gesellschaft, die sich darin befehdet. Dieß und die Räuber, wollte man wissen, hätten durch persönliche Beziehungen Schiller's Succeß gefährdet. Man könnte diese beiden Stücke das Chaos der Schiller'schen Schöpfungen nennen."

Im Personenverzeichnisse vor dem Fiesco finden sich die Charaktere skizzirt, ohne im Drama selbst genau durchgeführt zu seyn. Eine detaillirte Charakterschilderung liegt überhaupt nicht in dem Style unseres in engem, einförmigen Verkehre aufgewachsenen Dichters, doch sind in den drei ersten Dramen die Personen individueller gezeichnet, als zum Theil in den Schauspielen der spätern Zeit, wo seine ideale Richtung ihn verleitete, Alles mehr zu verallgemeinern. Am schwächsten sind wieder seine Frauen-

---

1) Siehe oben S. 154.
2) Briefwechsel, Bd. 5, S. 452.

charaktere. Die heroisch-sentimentale Leonore ist, wie die Amalie in den Räubern, nur ein dramatischer Ausdruck von Gefühlen, und die Gräfin Imperiali eine Caricatur. Schiller selbst stimmte Dalberg's spätern Tadel dieser Frauencharaktere bei, und bekennt, daß er an den zwei ersten Scenen des zweiten Acts des Fiesco mit einer „Art Widerwillen" gearbeitet habe. An der, wenn auch übertriebenen und unnatürlichen Gestalt des Mohren, so wie an den komischen Figuren des Miller und Kalb in Cabale und Liebe beurkundet sich der witzigste Kopf der Carlsschule. Den Verrina nennt Schwab ein ächtes Dichterproduct, welches beweise, daß Schiller das römische Alterthum aus den letzten Zeiten der Republik mit der Phantasie und dem Herzen eines Poeten studirt habe; Verrina's *frühes* Wort in der ersten Scene des dritten Aufzugs: „Fiesco muß sterben!" weiche keinem der größten Worte des reifen Schiller. Daß endlich die Hauptfigur des Dramas mit dem historischen Fiesco nichts, als den *Namen* gemein hat, haben wir den Dichter vorhin selbst sagen hören, und es ist offenbar, daß er dieselbe nach seinem eigenen großen politischen Charakter bildete, welcher sich, nach Scharffenstein, mit seinem Dichtergenie um den Vorrang stritt. Der große politische Charakter kennt nur zwei Ziele, Herrschsucht oder Freiheit. Daher hat dieses Drama Schiller's zwei dramatische Formen: aus einem Gemälde der Herrschsucht formte es Schiller später, wie wir erfahren werden, in ein Bühnenstück der Freiheit um. In keinem Drama

der ersten Periode ist ein so künstlich angelegter Plan, als in der „Verschwörung des Fiesco zu Genua," in welchem Stücke die verschlagenste Klugheit des ränkespinnenden Helden sich spiegelt in der spitzfindigsten Berechnung des anordnenden Dichters. Dessenungeachtet konnten nicht alle Unwahrscheinlichkeiten gehoben werden, und in den scharfen Calcul der Darstellung und die feinen Intriguen des Helden tritt manches Grelle und Rohe sonderbar contrastirend mitten hinein. Aber auch dieses Drama bringt den himmelweiten Unterschied zwischen Rohheit und Gemeinheit zum Bewußtseyn, von welcher sich nirgends eine Spur findet. Durch originelle Gedanken, eine gedrängte Sprache, herrliche Kernsprüche, unvergleichliche Charakterzüge, meisterhafte Situationen, eine große Kraft und vorzüglich durch eine hohe Gesinnung zeichnet es sich aus.

Was endlich die Figuren in Cabale und Liebe betrifft, so gibt Schwab zu verstehen, daß der Stadtmusikus Miller und seine Frau, die vom Dichter sehr gut durchgeführt sind, unzweifelhaft Stuttgarter Persönlichkeiten abgesehen seyen, wogegen ihre Tochter Luise, in welcher wir ihrem Stande und ihrer Bildung nach, ein naives Mädchen erwarten, nur eine Fortsetzung der sentimentalen Amalie in den Räubern ist. Ueber die zwei bedeutendsten Charaktere, den Ferdinand und die Lady Milford, gibt uns der Freiherr von Böhnen von Amberg in der Vorrede der von Schiller in der Carlsschule gehaltenen Rede: Ueber die

Folgen der Tugend, [1]) welche von Böhnen zuerst bekannt machte, einen bedeutsamen Wink. Er sagt: „Diese Rede zeigt dem Geschichtskenner das geschichtliche Weib (die Francisca von Hohenheim), welches dem Dichter in seinem bürgerlichen Trauerspiele zum Modell der fürstlichen Geliebten diente; sie zeigte endlich dem Menschenkenner, besonders am Ende des Aufsatzes, daß der Zögling der Militairakademie gegen die Reize seiner Landsmännin nicht so unempfindlich war, als der Major von Walter gegen jene der britischen Lady." Nur darin scheint einigermaßen von diesem Modell abgewichen zu seyn, daß die dramatische Maitresse ein heroischer Charakter ist, während nach den vorhandenen Nachrichten Milde und Güte der Grundzug der herzoglichen Favoritin gewesen zu seyn scheint, von welcher ich nur noch beifügen will, daß auch sie Schiller'n persönlich gewogen war. In dieser Partie des Trauerspiels ist Alles interessant: in einem schönen, geistreichen, unglücklichen Weibe ist eine hochherzige Denkweise, Sinn für's Allgemeine und Politische und der leidenschaftlichen Liebe Glut. Einen bessern weiblichen Charakter hatte Schiller bisher noch nicht gezeichnet, als diese Verwandte seines Geistes und seines Schicksals. Ferdinand von Walter aber ist offenbar ganz aus Schiller's eigener Seele construirt: Schiller's Stolz, Ehrgefühl, Seelenadel, Freiheit des Geistes von aller Convenienz, Ideal des Glücks, sind in ihm

[1]) Siehe oben S. 56.

dramatisirt. Manche seiner bezeichnendsten Worte finden sich beinahe wörtlich in Schiller's brieflichen Aeußerungen dieser Zeit wieder. In der Mitte des Schauspiels aber bis zu Ende verirrt sich Ferdinand von Schiller und von sich selbst. Um die Katastrophe des Stücks herbeizuführen, erlaubte sich der Dichter, ihn schlechter zu machen, als er eigentlich werden kann. Um den Major von seiner Geliebten zu trennen, wird ihm ein von seiner Luise erzwungenes Liebesbillet an den einfältigen Hofmarschall Kalb in die Hände gespielt, durch welches seine wüthende Eifersucht alsbald bis zur Ermordung der Unschuldigen und bis zum Selbstmorde gesteigert wird. Aber einen solchen Charakter konnte nicht auf die erste Probe der Argwohn beflecken, und war er von Luisen's Untreue überzeugt, so konnte er nicht morden, sondern nur stolz verachten. Auch noch anderes Unübereinstimmende und Unwahrscheinliche findet sich gegen das Ende des Schauspiels, doch ist dasselbe im Ganzen weit einfacher und überschaulicher angelegt, als der Fiesco. Der sittliche Eindruck dieser Jugendproducte aber, sowie der Räuber, ist, ungeachtet sie einen moralischen Ausgang haben, eben so wenig beruhigend, als der ästhetische ganz befriedigend. Der Dichter macht uns in diesen subjectiven Tragödien zu Theilnehmern seiner inneren Leiden, seiner Herzenszerrissenheit, seines Hadern mit der Welt: versöhnt können wir nicht werden, weil es Schiller selbst nicht ist.

In dem neuen Wohnorte, in welchen er jetzt eintrat, hoffte er diese Beruhigung des Gemüths zu finden.

In Bauerbach, auf dem kleinen Gute der Frau von Wolzogen, kam Schiller am Abende des siebenten Decembers 1782 an. Es lag bei dem gleichnamigen Dorfe, am Fuße der Ruinen des alten Schlosses Henneberg, in der Nähe von Meiningen. Das abgelegene Thal war von düsteren Fichtenwäldern eingeschlossen, über welche in weiter Ferne kahle Berge emporstiegen. Tiefer Schnee bedeckte die Gegend weit und breit. Die nöthigen Anstalten zu seinem Empfange hatte die Besitzerin von Stuttgart aus, wo sie sich noch aufhielt, bereits treffen lassen. Sogleich ließ er Briefe an seine Freunde ausgehen. An Schwan schrieb er unter dem 8. December: „Erst jetzt kann ich Ihnen mit aufgeheitertem Gemüthe schreiben; denn ich bin an Ort und Stelle, wie ein Schiffbrüchiger, der sich mühsam aus den Wellen gekämpft hat. Diesen Winter seh', ich mich genöthigt, nur Dichter zu seyn, weil ich auf diesem Wege meine Umstände schneller zu arrangiren hoffe. Sobald ich aber von dieser Seite fertig bin, will ich ganz in mein Handwerk versinken." Wie in diesem, hebt er es auch in einem gleichtagigen Briefe an Streicher hervor, daß hier für seine nothwendige Bequemlichkeit auf das Vollkommenste gesorgt sey, schickt ihm eine Anweisung an Schwan für noch unberichtigte Auslagen, und räth ihm im bittern Gefühle des getäuschten Vertrauens, der zerschlagenen Hoffnungen: „Was Sie thun, lieber Freund,

behalten Sie dieſe praktiſche Wahrheit vor Augen, die Ihrem unerfahrenen Freunde nur zuviel gekoſtet hat. Wenn man die Menſchen braucht, muß man ein Schuft werden, oder ſich ihnen unentbehrlich machen. Eines von beiden, oder man ſinkt unter.“ Er hatte die kalte Begegnung von Seiten Dalberg's im nächſten Jahre noch nicht verſchmerzt. „Es iſt ein Unglück,“ ruft er am 4. Januar 1783 in einem Briefe aus, „daß gutherzige Menſchen ſo leicht in das entgegengeſetzte Ende geworfen werden, in den Menſchenhaß, wenn einige unwürdige Charaktere ihre warmen Urtheile betrügen. Gerade ſo ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendſten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen hielt.“ In dieſer Stimmung fühlte er ſich wohl unter einfachen Landleuten, obgleich die rauhe, kärgliche Gegend mit der lachenden, geſegneten Heimath und der Pfalz einen großen Contraſt machte. Aber die Einöde ſchroffer Felſenabhänge, über denen Fichtenwälder ſtarrten, ſtimmten zu den dunkeln Bildern ſeiner Seele. Die langgenährte Sehnſucht nach ländlicher Einſamkeit in freier Natur, wie er ſie in ſeinen früheſten Knabenjahren in Lorch genoſſen hatte, ſchien befriedigt zu werden. Er lebte unbekannt als Doctor Ritter, welchen Namen er wieder angenommen hatte, und nur der Bibliothekar Reinwald in Meiningen, an welchem er bald einen ſorgſamen, redlichen Freund fand, der ihn mit Büchern verſorgte, erfuhr die wahre Lage, und den Namen des geheimnißvollen Fremdlings. Mit dem

Welt einige Sprünge machen, von denen man erzählen soll." Den Herzog von Württemberg, sagt er, habe er nie verkleinert, im Gegentheil seine Partei gegen Ausländer, Franken und Hannoveraner besonders, schon hitzig genommen. Durch diese Briefe sollte in Stuttgart dem Gerüchte begegnet werden, daß Schiller in Bauerbach sey, welches sich wahrscheinlich durch sein unvorsichtiges Benehmen, besonders durch die Nachrichten, die er seinen entfernten Freunden gab, verbreitet hatte.

Schon Ende Januars 1783 war seine Freundin mit ihrer Tochter nach Stuttgart zurückgekehrt, und er schrieb in der Einsamkeit des traurigen Winters häufige Briefe voll des innigsten Gefühls an sie.[1]) Kaum vermuthet er sie in Stuttgart, so schickt er ihr schon ein Schreiben zu, und dankt Gott, daß von den vierzehn Wochen ihrer Abwesenheit Eine überstanden sey. Es ist die Sprache nicht der Dankbarkeit und Freundschaft, sondern der Leidenschaft eines unglücklichen Herzens. Die Neigung zu ihrer aufblühenden Tochter Charlotte führt ihm die Feder. Auf die langersehnte Ankunft der beiden Frauen im Mai 1783 läßt er das Haus auf das Beste in Stand setzen, und die Bewohner des Dorfs Festlichkeiten bereiten, „dergleichen in dem barbarischen Bauerbach noch nicht stattgefunden hatten."

1) Die Briefe Schiller's an Frau von Wolzogen und an Reinwald stehen in: Schiller's Leben, von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 71 ff.

Die Eifersucht schürte noch vor ihrer Rückkehr die glimmende Liebe. Er hatte erfahren, daß ein Adeliger von Stuttgart, der ihn kannte, Absichten auf Lotte habe, und deßwegen nach Meiningen komme. Er fühlt sich durch diese Nachricht höchst unangenehm berührt, und sieht sich schon zum Voraus durch den begünstigten, glücklichen Nebenbuhler in Schatten gestellt. Das ist ihm ein unerträglicher Gedanke. Er sucht alle Gründe auf, warum er nach Berlin gehen müsse, wenn sich jener Herr nicht davon abbringen lasse, nach Meiningen zu kommen. „Das wird zwar einen Riß in meinem ganzen Schicksal zurücklassen," sagt er, „aber die Beruhigung meiner Ehre geht vor, und mein Stolz hat meiner Tugend schon so viele Dienste gethan, daß ich ihm auch eine Tugend preisgeben muß." Der Bewerber kommt nicht nach Meiningen, und Schiller bleibt in seiner Freistätte, aber seine Neigung trat jetzt stärker, ja leidenschaftlich hervor. Er schrieb an Wilhelm von Wolzogen in Stuttgart: „Glauben Sie meiner Versicherung, bester Freund, ich beneide sie um diese liebenswürdige Schwester. Noch ganz, wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, reifste, empfindsamste Seele, und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbens am lautern Spiegel ihres Gemüthes — und so kenne ich Ihre Lotte, und wehe demjenigen, welcher eine Wolke über diese schuldlose Seele zieht. Rechnen Sie auf meine Sorgfalt für ihre Bildung, die ich nur darum beinahe fürchte zu unternehmen, weil der Schritt

von Achtung und feurigem Antheil zu anderen Empfindungen so schnell gethan ist.“ Das Fräulein wurde von ihrer Mutter, welche in ziemlich beschränkten Glücksumständen lebte, in ein Institut in Meiningen gebracht, wo sie die Herzogin von Gotha auf ihre Kosten erziehen ließ. Es gefiel ihr aber in der Anstalt nicht. Das war ihm entsetzlich. In einem Briefe vom 28. Mai 1783 von Bauerbach an Frau von Wolzogen heißt es: „Alle guten Geister heute über Sie. Mein Herz ist zwischen Ihnen und unserer Lotte, und begleitet Sie in's Zimmer der Herzogin. Heute, Freundin, wünsche ich Ihnen die Stimme eines Donners, die Festigkeit eines Felsens und die Verschlagenheit der Schlange im Paradies. Sagen Sie die ganze Pension ab, so will ich alle Jahre eine Tragödie mehr schreiben, und auf den Titel setzen: Trauerspiel für Lotte.“

Eher hätte er sagen sollen: Ich will gar kein Trauerspiel mehr schreiben, wenn mich Lotte erhört. So sehr war er von seinem hohen Ziele im süßen Taumel der Leidenschaft und des einsiedlerischen Müßigganges augenblicklich abgeirrt. Er sagt dieß auch im nächsten Briefe kräftig genug: „Es war eine Zeit, wo mich die Hoffnung eines unsterblichen Ruhms so gut, als ein Gallakleid ein Frauenzimmer, gekitzelt hat. Jetzt gilt mir Alles gleich, und ich schenke Ihnen meine dichterischen Lorbeern für den nächsten Boeuf à la mode, und trete Ihnen meine tragische Muse zu einer Stallmagd ab. Wie klein ist doch

die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu leben. Mit meinen vormaligen Planen ist es aus. Daß ich bei Ihnen bleibe und wo möglich begraben werde, versteht sich. Nur das ist die Frage, wie ich bei Ihnen auf die Dauer meine Glückseligkeit gründen kann."

Man sieht, seinem Benehmen fehlte es durchaus an Feinheit und Delicatesse. Er zeigte mehr Haltung in Oggersheim in schlimmen, als hier in besseren Tagen, und mußte überhaupt für die Freiheit, in welche er sich versetzt hatte, erst allmälig reif werden.

Die bekümmerte Freundin konnte ihre mütterlichen Sorgen dem excentrischen jungen Manne nicht verhehlen, und dieser schrieb in aufgeregter Stimmung an seine Schwester Christophine, so daß die Schiller'sche Familie auf der Solitude in neuen Schrecken kam. Die Frau von Wolzogen hatte bisher, wenn sie in Stuttgart war, die Aeltern und Geschwister, welche sie schon früher kennen gelernt hatte, durch ihre Erzählungen und Nachrichten besser, als der Sohn durch seine immer überspannten Briefe beruhigt. Nun sahen sie ihn neuen Stürmen ausgesetzt. Die Antwort seiner Schwester auf jenes Schreiben kam in die Hände seines Freundes Reinwald, welcher sich zum Vermittler machte, indem er an Christophine schrieb, „in deren Briefe er so viel reifes Denken und so viele herzliche, besorgte Wohlmeinung gegen Schiller gefunden habe, daß er sich sehr freue." Die Frau von Wolzogen, meinte er (denn

dem Stubengelehrten war Schiller's Leidenschaft für Charlotte nicht bekannt geworden), habe keine Ursache, die Entfernung ihres Freundes zu wünschen; die Seinen brauchten sich hierüber nicht zu grämen. Uebrigens müsse Schiller wieder in Gesellschaft der Menschen, in die Nähe eines Theaters kommen. Die Gegend, wo er jetzt sich aufhalte, und die nur im Sommer ein wenig von der Seite lächle, gleiche mehr der Gegend, wo das Rad des Ixion sich immer auf einem Orte herumdreht, als einer Dichterinsel, und ein zweiter Sommer, da zugebracht, werde den Doctor Schiller völlig hypochondrisch machen. Dieser so begonnene nnd fortgesetzte Briefwechsel war der Anfang eines engern Verhältnisses zwischen den Correspondirenden.

Unterdessen war die „Luise Millerin" im Monate Februar 1783 vollendet worden. Er schwankte nun zwischen den tragischen Stoffen Imhof und Maria Stuart, zu welchem noch Conradin von Schwaben trat,[1]) bis er sich endlich gegen Ende des März für Don Carlos (oder Dom Carlos, wie Schiller noch in der ersten Leipziger Ausgabe 1787 drucken ließ) entschied, auf welches Sujet er noch in Mannheim zuerst von Dalberg aufmerksam gemacht worden war. Reinwald verschaffte ihm die bekannte historische Novelle Saint Real's, die er zu Grunde legte. In einem Briefe vom 27. März 1783 an den

---

1) Zwischen Fiesco und Conradin hat Schiller nie (wie Gervinus B. 5, S. 148 sagt) eine Wahl getroffen.

Meininger Freund, welcher ihm, nach Schwab's richtiger Bemerkung, als Bibliothekar und poetischer Gewissensrath jetzt seinen Petersen vertrat, rühmt er an diesem Stoffe besonders, daß er Gelegenheit zu starken Zeichnungen und rührenden Situationen gebe. Er fährt dann fort: „Der Charakter eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen ist, — einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung bei allen Vortheilen ihres Schicksals verunglückt, — eines eifersüchtigen Vaters und Gemahls, — eines grausamen, heuchlerischen Inquisitors und barbarischen Herzogs Alba u. s. w. sollten mir, dächte ich, nicht ganz mißlingen." Man sieht, von — dem Marquis Posa ist noch gar nicht die Rede. Zu ihrer nächsten Zusammenkunft versprach er, schon eine fertige Scene mitzubringen. Das Beste seiner frischen Herzensbewegungen wandte er diesem neuen Gebilde zu. „In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich an Sie, Freund, und meinen Carlos", schreibt er am 14. April 1782 in der Gartenhütte. „Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten, blankern Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr. Prüfen Sie solche. Ich stelle mir vor, — jede Dichtung ist nichts anderes, als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpfe unseres Kopfes. Wir schaffen uns einen Charakter, wenn wir unsere Empfindungen und unsere historische Kenntniß von fremden in andere Mischungen bringen, bei den Guten das Plus oder Licht,

bei den Böſen das Minus oder den Schatten vorwalten laſſen. Alle Geburten unſerer Phantaſie ſind alſo zuletzt nur wir ſelbſt. Das, was wir für einen Freund, und was wir für einen Helden unſerer Dichtung empfinden, iſt eben das. In beiden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir brechen uns auf anderen Flächen, wir ſehen uns unter anderen Farben, wir leiden für uns unter anderen Leibern. Können wir den Zuſtand eines Freundes feurig fühlen, ſo werden wir uns auch für unſere poetiſchen Helden erwärmen. Das iſt unſtreitig wahr, daß wir die Freunde unſerer Helden ſeyn müſſen, wenn wir in ihnen zittern, aufwallen, verzweifeln ſollen; daß wir ſie als Menſchen außer uns denken müſſen, die uns ihre geheimſten Gefühle vertrauen, und ihre Leiden und Freuden in unſeren Buſen ausſchütten. Der Dichter muß weniger der Maler ſeines Helden — er muß mehr deſſen Mädchen, deſſen Buſenfreund ſeyn.“ Zuletzt macht er die Anwendung auf ſeinen Carlos: „Ich muß Ihnen geſtehen, daß ich ihn gewiſſermaßen ſtatt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Buſen — ich ſchwärme mit ihm durch die Gegend, um — um Bauerbach herum. Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakſpeare's Hamlet die Seele, — Blut und Nerven von Leiſewitz' Julius — und den Puls von mir.“

Die Liebe, welche der arme Flüchtling der angebeteten Lotte nicht geſtehen durfte, trug er ſeinem Carlos zu;

nur von dem Geschöpfe seines Genius empfing er seine Liebe zurück. Zugleich ist diese Epistel, aus welcher wir nur Bruchstellen mitgetheilt haben, die unzweifelhaft glänzendste Darstellung von Schiller's poetischem Style der ersten Periode: alle dramatischen Hauptfiguren dieser Zeit sind lyrisch, subjectiv aus ihm selbst genommen. Uebrigens hat sich noch ein werkwürdiger frühester Plan zum Don Carlos erhalten, ein wahres Knochengerippe, aus welchem man sieht, daß der glühend begeisterte Dichter zugleich mit der kältesten Ueberlegung zu Werke ging.[1]) Das war der Weg, wie er seine Charaktere objectiv, dramatisch machte.

Hier erwähnen wir noch dreier Gelegenheitsgedichte, die Schiller in Bauerbach verfertigte.[2]) Das erste ist ein langes Hochzeitlied, welches einer im Hause der Frau von Wolzogen herangewachsenen Verwandten, Henriette, gewidmet ist. Mit stolzem Bürgergefühle verherrlicht der Dichter zugleich jene und ihre Erzieherin. „Ihr Adelsbrief — ein schönes Leben; den haß' ich, den sie mitgebracht", spricht er von ihr. Das andere, ein köstliches Spottgedicht, erschien damals in den „Meiningischen wöchentlichen Nachrichten", von Reinwald etwas verändert, und von mir in seiner ursprünglichen Gestalt aus der Handschrift mitgetheilt. Als nämlich der Herzog Georg von Meiningen bald nach seiner Vermählung gefährlich erkrankte, machte

1) Meine Nachlese zu Schiller, Bd. 2, S. 4 ff.
2) Ebendas., Bd. 1, S. 213 ff.

der Vetter zu Coburg schon Anstalten, das Land militairisch in Besitz zu nehmen, welche aber durch die baldige Genesung Georg's vereitelt wurden. Dieser Fürst gab dem Dichter selbst die Thatsachen an, welcher es aber doch nicht unterlassen konnte, auch den Großen im Allgemeinen einen Hieb zu versetzen. Die bisher beinahe unbekannte Satyre hat den Titel: „Wunderseltsame Historia des berühmten Feldzuges, als welchen Hugo Sanherib, König von Assyrien, in's Land Juda unternehmen wollte, aber mit langer Nase wieder abziehen mußte. Aus einer alten Chronika gezogen und in schnakische Reimlein bracht von Simeon Krebsauge, Baccalaur." Solche Aufsehen machende Localpossen konnten nicht dazu dienen, des Verfassers wahren Namen verborgen zu halten. Endlich dichtete er noch eine „Todesfeier am Grabe Philipp Friedrich von Rieger's," welche in Stuttgart besonders gedruckt wurde. Rieger wurde durch die Intrigue des Ministers Montmartin wegen eines ihm fälschlicherweise zu Last gelegten Briefwechsels mit einem fremden Staate, ohne Urtheil, wie Schubart, in's Gefängniß geworfen, zuerst in Hohentwiel, dann auf Hohenasperg. Als er endlich freigelassen wurde, setzte ihn Herzog Carl dieser Festung als Commandant vor. In diesem Amte starb er am 22. Mai 1782. Schiller, welcher sich schon in der Anthologie gefreut hatte, „ihm seine wärmste Hochachtung vor der ganzen Welt entblößen zu können", preist in Rieger ein Opfer der

Tyrannei, und hebt besonders seinen freien Männerstolz hervor. Auch Schubart hatte ihm „im Namen der sämmtlichen Officiers seines Bataillons" einen Todtengesang gewidmet.

Schiller sah längst selbst, daß seinem ruhmvollen Streben, seiner poetischen Production nichts so gefährlich, so ungünstig sey, als die Einsamkeit. Er glaubt' es jetzt nimmermehr, daß das Genie sich in allen Fällen selbst aufhelfe, ohne Stoß von Außen. „Mühsam und wirklich oft wider allen Dank," schreibt er an Reinwald, „muß ich eine Laune, eine dichterische Stimmung hervorarbeiten, die mich in zehn Minuten bei einem denkenden guten Freunde von selbst anwandelt." Reinwald schlug ihm vor, nach Pfingsten mit ihm nach Gotha und Weimar zu reisen, wo er ihn mit bedeutenden Männern bekannt gemacht haben würde. Aber dürftig, unreif, unberuhigt, wie er sich fühlte, mochte er nicht in jene Kreise treten, wo er nur eine untergeordnete Rolle spielen konnte. Zum Glück knüpfte ganz unerwartet Dalberg wieder mit ihm an.

Der Herzog Carl nämlich, vielleicht auf die Fürsprache der Schiller'n gewogenen Gräfin von Hohenheim, bei der sich auch Frau von Wolzogen persönlich verwandt hatte, vielleicht in Rücksicht auf die bekümmerten Aeltern, auf den verdienstvollen Vater, war so großmüthig, die Entweichung seines Zöglings ganz zu ignoriren. „Meines Sohnes Posten," schrieb der Hauptmann Schiller an

Schwan, „ist längst wieder besetzt, ein Umstand, der merklich zu erkennen gibt, daß man meinen Sohn vermissen kann.“ Uebrigens war der Herzog, wie Abel versichert, über Schiller's Schritt um so mehr erbittert, als er seine Talente schätzte. Als zwei deutsche Prinzen dem Herzoge von dem Ruhme, welchen Schiller sich erworben, und von der Ehre, welche er seinem durchlauchtigsten Erzieher mache, zu sprechen anfingen, unterbrach er sie mit den Worten: „Er ist ein Undankbarer!“

Da es gewiß stand, daß der Herzog der Sache gar keine Folge gab, konnte der hochgestellte Beamte, Geheimerath von Dalberg, wieder mit ihm anknüpfen. Dalberg erkundigte sich bei ihm, ob seine Luise Millerin (von welchem Drama ihm die Schauspieler viel Gutes gesagt hatten) sich nicht vielleicht für die Mannheimer Bühne eigne. Schiller schrieb scherzend an Meier, es müsse ein dramatisches Unglück in Mannheim vorgefallen seyn, daß Dalberg zu ihm seine Zuflucht genommen habe. Nachdem er ihn eine Weile auf Antwort hatte warten lassen, schrieb er ihm ziemlich gleichgültig, wie einer, der vornehm auf sich warten läßt: „E. E. scheinen, ungeachtet meines kürzlich mißlungenen Versuches, noch einiges Zutrauen zu meiner dramatischen Feder zu haben. Ich wünsche nichts mehr, als solches zu verdienen; weil ich mich aber der Gefahr, Ihre Erwartung zu hintergehen, nicht neuerdings aussetzen möchte, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen Einiges von dem Stücke vorauszusagen.“ Nun macht er auf einige

Fehler aufmerksam, durch welche es für das Theater unbrauchbar seyn könnte, in welchem Falle er es lieber zurückbehalten wolle; von den Vorzügen des Schauspiels aber spricht er kein Wort. Dessen ungeachtet setzte Dalberg die Correspondenz fort, und legte es ihm nahe, wieder nach Mannheim zurückzukehren.

So kam zu den vielen anderen Gründen ein neues Motiv, Bauerbach zu verlassen. Er konnte sich schwer losreißen, obgleich Charlotte im Begriffe stand, in den nächsten Tagen in die Pension abzureisen. Frau von Wolzogen mußte für sich und ihre Tochter, so wie für Schiller selbst, dessen Entfernung in jedem Betrachte wünschen. Auf einem Spaziergange in den Wald ließ sie scheinbar zufällig das Wort fallen, Schiller möchte auf kurze Zeit, um mit Dalberg in's Reine zu kommen, nach Mannheim reisen. Schiller entschloß sich rasch, er suchte sich aber abreisend dadurch gleichsam an diese stille Stätte der Freiheit und Liebe zu binden, daß er unaufgefordert sein Ehrenwort gab, sich in Mannheim nicht selbst anzubieten, und in keinem Falle den ersten Schritt zu einem Engagement zu thun.

So sehen wir denn unsern Freund von seiner Pflegemutter und ihrer Tochter in der zweiten Hälfte des Monats Julius 1783, nach beinahe achtmonatlichem Aufenthalte, einen eiligen Abschied nehmen. Da er eine baldige Rückkehr hofft, nimmt er nur die nothwendigsten Kleidungsstücke und Bücher mit, und auf der Reise selbst schreibt er in krankhafter Liebesstimmung an seine Freundin

die zärtlichſten Briefe: „Liebſte Freundin, der Verdacht, daß ich Sie verlaſſen könnte, wäre bei meiner jetzigen Gemüthsſtimmung Gotteslästerung. Bis zu meiner Ankunft in Mannheim werden Sie mir es wohl glauben, daß ich Sie in meinem Herzen trage, wie ich mich ſelbſt in der Hand Gottes getragen wünſche.“ Was er der Mutter ſagte, galt großentheils der Tochter; was er ihr aber ſpäter von Mannheim aus ſchrieb, iſt ſtrenge Wahrheit: „Sie waren die erſte Perſon, an welcher mein Herz mit reiner, unverfälſchter Liebe hing.“

Achtes Capitel.

Ankunft in Mannheim. Contract mit Dalberg. Krankheit. Bekanntſchaften. Beſuch von Abel. Die „Lumpenfête.“ Fiesco und Cabale und Liebe auf der Bühne. Aufnahme in die deutſche Geſellſchaft. Reiſe nach Frankfurt. Bedrängniſſe des Dichters. Medicin. Abhandlung über das Theater. Dramaturgiſche Preisaufgaben. Plan einer dramaturgiſchen Monatsſchrift.

Abends am 27. Juli 1783 kam Schiller, nur von Meier und ſeiner Frau erwartet, von der Reiſe erſchöpft, in Mannheim an. Seinem, über Dalberg erbitterten, Freunde Streicher war abſichtlich von den Unterhandlungen nichts mitgetheilt worden, und es ſtand ihm jetzt eine angenehme Ueberraſchung bevor. Als er zur gewöhnlichen Stunde zu Meier kam, wollte er ſeinen Augen kaum trauen, als ihm

der in weiter Ferne geglaubte Schiller mit heitrer Miene und blühendem Aussehen entgegentrat. Meier hatte für billigen Preis neben dem Schloßhofe Kost und Logis für Schiller ausgemacht; von seinem Zimmer hatte er eine schöne Aussicht.

Aber Dalberg war von einer Reise nach Holland noch nicht zurück, Iffland war in Hannover, auch andere Schauspieler hatten Urlaub. Nur Alltagskomödien wurden gegeben, weil diese, wie Schiller schreibt, im Geschmacke der Kurfürstin und des gerade anwesenden Herzogs von Zweibrücken waren. Eine schreckliche Hitze machte das Arbeiten unmöglich. Schnell sah sich Schiller in einen Strudel von Zerstreuungen gerissen, welche eine solche Sehnsucht nach dem Stillleben in Bauerbach erweckten, daß er schreibt: „Unter dem entsetzlichen Gewühle von Menschen, fällt mir unsere Hütte im Garten ein — wäre ich doch schon wieder dort! Ich will mich oft aus dem Zirkel der Gesellschaft losreißen und auf meinem Zimmer schwermüthig nach Ihnen mich hinträumen und weinen.“ Es war die später oft poetisch ausgebeutete Sehnsucht „aus des Lebens Mühen und ewiger Qual“ — nach einem dolce far niente. Denn viel und süß geträumt hatte Schiller in Bauerbach, aber wenig gearbeitet.

Endlich am 10. August 1783 kam Dalberg zurück. Schiller traf ihn im Theater, besuchte ihn Tags darauf, und wurde mit großer Achtung behandelt. „Der Mann ist ganz Feuer,“ war sein Urtheil, „aber leider nur Pulver-

feuer, das plötzlich losgeht, aber eben so schnell wieder verpufft. Indeß glaub' ich ihm herzlich gern, daß ihm mein hiesiger Aufenthalt lieb wäre, wenn er nichts aufopfern dürfte." Sein Fiesco sollte aufgeführt werden, wenn er umgearbeitet wäre; die Luise Millerin wurde von ihm in großer Gesellschaft, wobei Dalberg den Vorsitz führte, vorgelesen, und fand entschiedenen Beifall. Schiller hielt sich besonders an Schwan, in dessen Hause er schätzenswerthe Bekanntschaften machte. Dessenungeachtet dachte er an seine baldige Abreise: „denn nichts in der Welt wird mich fesseln!" Da erhielt er die Nachricht, daß der frühere Bewerber Lotten's von Stuttgart nach Bauerbach gekommen sey, um zwei Monate daselbst zuzubringen. Wenn Frau von Wolzogen absichtlich ein Schreckbild hätte aufpflanzen wollen, um ihn fern zu halten, sie hätte kein besseres, vielleicht nur dieses einzige wählen können. Gleichzeitig machte ihm Dalberg aus eigenem Antriebe Anerbietungen, in welche einzugehen er nun tausend Gründe hatte.

Demgemäß machte sich Schiller anheischig, vom 1. September 1783 an, auf ein Jahr für das Theater zu arbeiten, jedoch bedung er sich aus, während der heißesten Sommerzeit anderswo (er dachte an Bauerbach) zuzubringen. In dieser Zeit sollte er dem Theater, außer Luise Millerin und dem umzuarbeitenden Fiesco, noch ein neues Stück liefern. Dafür erhielt er einen Gehalt von dreihundert Gulden, von denen ihm sogleich zweihundert ausbezahlt wurden, nebst der Einnahme einer von ihm selbst zu bestim-

menden Vorstellung von jedem Stücke. Hierauf verzichtete er später gegen ein Fixum von fünfhundert Gulden im Ganzen. Nichts desto weniger verblieb dem Dichter das Eigenthumsrecht seiner Schauspiele. Ihm war hierdurch, wie er vergnügt schrieb, ein Ausweg eröffnet, um sich durch Tilgung eines beträchtlichen Theils seiner Schulden aus dem Wirrwarr zu reißen, und ein ehrlicher Mann zu bleiben. Seine glückliche Stimmung wurde durch eine Aufführung der Räuber erhöht, welche bei gedrängt gefülltem Hause zur größten Zufriedenheit Schiller's stattfand.

Der Hauptmann Schiller dankte damals in einer eigenen Zuschrift dem Baron von Dalberg für die seinem Sohne erwiesene „Gnade," und fügte die Bitte bei, daß Dalberg dem unerfahrenen jungen Manne einen wahren Freund zuordnen möchte, der ihm seine Wirthschaft besorgen helfe, und in sittlichen Dingen sein Mentor sey. Ein unsichtbarer Mentor waren einstweilen die Eindrücke, die er von Bauerbach mitgebracht hatte. Es waren Anfangs nur Gefühle, aus denen aber allmälig Gewohnheiten und Grundsätze erwuchsen. Alle seine Briefe an Frau von Wolzogen sprechen davon. „Wie viel, wie unendlich viel haben Sie nicht schon an meinem Herzen gebessert," sagt er, „und diese Besserung, freuen Sie sich, hat schon einige gefährliche Proben ausgehalten." Die Freundschaft der Mutter, die Liebe zur Tochter nennt er ein „allmächtiges Gegengift gegen alle Verführung."

In vollem Feuer wollte er nun seine umändernde

Hand an den Fiesco legen. Aber schon am folgenden Tage warf ihn ein kaltes Fieber auf's Lager hin. Die ungewöhnliche Hitze hatte aus dem morastigen Festungsgraben Mannheims eine so verdorbene Luft entwickelt, daß an dieser galligen Seuche ungefähr sechstausend Menschen erkrankten. Schiller selbst erlitt einen empfindlichen Verlust! Der redliche Meier wurde ein Opfer der falschen Behandlung des Theaterarztes, deren schlimme Folgen er vorausgesagt hatte. Er selbst wurde auf's Sorgsamste gepflegt; aber da sein Kopf sehr angegriffen war, übergab er sich einem andern Arzte. Erst nach drei Wochen war er so weit, daß er seiner besorgten Freundin in Bauerbach wieder schreiben konnte. Sein Herz war weich. Zärtlichere Briefe sind von einem jungen Manne an eine ältliche Frau wohl nie geschrieben worden. Er hatte in seiner Krankheit nur einen Trost: den ungestörten Nachgenuß der Bauerbach'schen Tage. Alles Angenehme und Schmeichelhafte, was er in Mannheim erfahre, meinte er auch später, gehe doch nie auf den Grund seines Herzens, und dieses bleibe doch immer kalt und leer. „Halten Sie es für kein leeres Geschwätz," versichert er seinem Reinwald, „daß mein Aufenthalt in Bauerbach bis jetzt mein seligster gewesen, der vielleicht nie wieder kommen wird." Eine Schwäche des Kopfes machte ihn über fünf Wochen zu aller Arbeit des Geistes unfähig; noch am 29. September 1783 mochte er eine von Dalberg gewünschte Kritik über Sickingen „nicht aus seinem kranken Gehirne heraus-

zimmern," ja den ganzen Winter verließ ihn das Fieber nicht, deſſen Anfälle, wie er an Reinwald ſchreibt, durch den Gram ſeiner Seele jedes Mal wiederkehrten, und im Anfang Junius des folgenden Jahres war das Uebel noch nicht ganz gewichen. Er beſchränkte ſich auf die magerſte Koſt. „Fieberrinde," ſchreibt er, „eſſe ich wie Brod, und ich habe ſie mir expreß von Frankfurt aus verſchrieben."

Nicht ganz mit Unrecht bemerkte ihm ſein Vater am 31. Juni 1784: „daß Er ſich ganzer acht Monate mit Wechſelfiebern geſchleppt hat, das macht Seinem Studio keine Ehre, und Er würde ganz gerecht einem Patienten in dem nämlichen Falle die bitterſten Vorwürfe gemacht haben, daß er ſich in der Diät und dem Regime nicht nach der Vorſchrift verhalten."

Beſuche, Bekanntſchaften, Zerſtreuungen aller Art verzögerten ſeine Geneſung. Im Schwan'ſchen und Dalberg'ſchen Hauſe war er am liebſten, doch konnte er ſich dem Verkehre mit den Schauſpielern nicht ganz entziehen, unter welchen er Böck als „den beſten an Kopf und Herz, und als einen wirklich ſoliden Mann" auszeichnet. Die Wittwe des Regiſſeurs Meier, die ihm ſein Krankeneſſen auf's Billigſte beſorgte, und ihre hübſche Schweſter, beide Landsmänninnen, waren ihm ſehr werth geworden. Während ſeiner Krankheit, wo ſein Zimmer ſelten von Beſuchen leer war, hatte er den verfolgten katholiſchen Geiſtlichen Trunk kennen lernen, „ein lebendig herumgehendes Beiſpiel, wie viel Böſes die Pfaffen zu ſtiften im Stande

sind." In Speier besuchte er, zu früh für seine Wiederherstellung, mit Schwan und seiner interessanten Tochter die Frau von la Roche, speis'te in großer Gesellschaft mit ihr zu Mittag und fand gleich „die sanfte, gute, geistvolle Frau, die zwischen fünfzig und sechszig alt ist, und das Herz eines neunzehnjährigen Mädchens hat." Nach acht Tagen ging er abermals mit einem Landsmanne zu ihr, und verließ sie mit Bezauberung. „Ich weiß und bin stolz darauf," sagt er, „daß sie mit mir zufrieden war." Als aber in der Mitte Novembers 1783 zu „seinem fröhlichen Schrecken" Professor Abel und Bach, ein anderer Freund, bei ihm eintraten — da konnten die Landsleute vor lauter Erzählen und Fragen kaum zu Athem kommen. Schiller, noch halb krank, bewirthete sie zu Mittag und zu Abend, setzte ihnen Burgunder vor, den er zum Geburtstage geschenkt erhalten, und zeigte ihnen die Stadt. „Schadet nichts, wenn ich jetzt auch später gesund werde," schreibt er, „habe ich ja doch ein unbeschreiblich Vergnügen gehabt." Und wie fand Abel damals seinen Zögling? Er erzählt es mit diesen Worten: „Ungeachtet der ungünstigen Lage Schiller's entdeckte ich mit Vergnügen, daß seine Seele, seitdem ich ihn nicht mehr gesehen, einen höhern Schwung errungen. Er sprach mit Zuversicht von seinen Planen und dem glücklichen Erfolge derselben, und ohne noch eine bestimmte Aussicht auf eine sichere und zur Erreichung seiner Zwecke zulängliche Stelle zu haben, war er gewiß, daß ihm eine solche nicht lange

mehr mangeln würde. Sein Ideal stand jetzt deutlich und vollendet vor ihm, und er fühlte Kraft genug in sich, demselben immer näher zu kommen, und was er fühlte und deutlich dachte, sprach er gegen einen Freund, der ihn nie einer Anmaßung oder Unbescheidenheit verdächtig halten konnte, offen aus. Daß dieses Selbstgefühl ihn nicht getäuscht hat, lehrte der Erfolg. Don Carlos war sein nächstes neues Werk, und seine Verbindung mit Weimar folgte bald darauf."

Zu derselben Zeit hatte er noch einen „Spaß" anderer Art. Man bat ihn, zum Namensfeste der Kurfürstin eine poetische Rede zu dichten, welche auf dem Mannheimer Theater sollte vorgetragen werden. „Ich mache sie," erzählt er, „aber nach meiner verfluchten Gewohnheit satyrisch und scharf. Heute schick' ich sie Dalberg — er ist ganz davon bezaubert und entzückt, aber kein Mensch kann sie brauchen, denn sie ist keine Lobrede auf die beiden kurfürstlichen Personen. Weil es jetzt zu spät ist, und man das Herz nicht hat, mir eine andere zuzumuthen, wird die ganze Lumpenfête eingestellt."

Mehr, als alles Andere, ließ seine vorzeitige Geistesanstrengung ihn lange Zeit zu keiner Besserung kommen. Alles ist in diesen wenigen Worten Schiller's an Frau von Wolzogen zusammengefaßt: „Denken Sie sich meine äußerst angestrengte Situation! Um mit Anstand hier zu leben und die mir vorgesetzte Summe Geldes zu Bezahlung meiner Schulden heraus zu schlagen — um zugleich die Ungeduld des

Theaters" („das entsetzliche Drängen des Dalberg," wie er anderswo sagt) „und die Erwartungen des hiesigen Publicums zu befriedigen, habe ich während meiner Krankheit mit dem Kopfe arbeiten müssen und durch starke Portionen China meine wenigen Kräfte so hinhalten müssen, daß mir dieser Winter vielleicht auf Zeitlebens einen Stoß versetzt."

In dieser qualvollen Lage wurde Fiesco umgearbeitet, und später Cabale und Liebe für die Bühne eingerichtet, sowie auch der erste Act des Don Carlos gedichtet. Streicher, der dieß Alles mit erlebte, erzählt, er habe auch in späterer Zeit vor Schmerz und Wehmuth nie eins dieser Stücke können aufführen sehen. Als Fiesco umgegossen war, wurde ihm ein Regimentsfourier zur Disposition gestellt, welchem Schiller sein Stück mit aller Behaglichkeit zu dictiren gedachte. Aber als der Mann nach der ersten Sitzung weggegangen war, wie entsetzte sich Schiller, als er nicht nur die Eigennamen entstellt, Fiesco in Viesgo, Calcagna in Kalkahnia verwandelt, sondern auch gegen die gebräuchliche Rechtschreibung entsetzlich gesündigt fand. Streicher konnte sich bei seinen bitter-komischen Klagen des Lachens kaum enthalten. Nach einem zweiten verunglückten Versuche verlor er die Geduld, und er mußte das Schauspiel selbst in's Reine schreiben. In der Mitte Decembers konnte er die Handschrift Herrn von Dalberg überreichen.

Diese Bühnenbearbeitung des Fiesco [1]) ist beinahe ein ganz neues Werk, so viel ist verändert, gestrichen und neu gedichtet. Die Hauptverschiedenheit liegt darin, daß in diesem neuern Fiesco die republicanische Tugend über seinen Ehrgeiz obsiegt. Verrina hat am Ende des Stücks nach Fiesco den Dolch gezückt, das Volk bedroht den Majestätsverletzer mit dem Tode, jetzt verkündet der Vertreiber Doria's den versammelten Genuesern seinen Entschluß. Das Stück endigt sich, wie folgt:

„Fiesco (geht auf den Senator zu, und nimmt ihm das Scepter ab). Ein Diadem erkämpfen ist groß, es wegwerfen, göttlich! Seyd frei, Genueser! (Er zerbricht das Scepter und wirft die Stücke unter das Volk). Und die monarchische Gewalt vergehe mit diesem Zeichen!

Das Volk (stürzt jauchzend auf die Kniee). Fiesco und Freiheit!

Verrina (nähert sich Fiesco mit dem Ausdrucke des höchsten Erstaunens). Fiesco!

Fiesco. Und mit Drohungen wolltest Du mir einen Entschluß abnöthigen, den mein eigenes Herz nicht geboren hat? Genua's Freiheit war in diesem Busen entschieden, ehe Verrina noch dafür zitterte, aber Fiesco selbst mußte der Schöpfer seyn. (Verrina's Hand ergreifend, mit Wärme und

---

[1]) In meiner Nachlese zu Schiller's W., Bd. 1, S. 235 ff. sind aus dem Mannheimer Theater-Manuscript alle Abweichungen und der fünfte Act ganz mitgetheilt.

Zärtlichkeit) Und jetzt doch mein Freund wieder, Verrina?

Verrina (begeistert in seine Arme stürzend). Ewig!

Fiesco (mit großer Rührung einen Blick auf das Volk geworfen, das mit allen Zeichen der Freude noch auf den Knieen liegt). Himmlischer Anblick, belohnender, als alle Kronen der Welt! (Gegen das Volk eilend) Steht auf, Genueser! Den Monarchen hab' ich Euch geschenkt, umarmt Euren glücklichsten Bürger."

Das Vorhandene wird also nicht mehr, wie in den bisherigen Stücken, allein getadelt, bekämpft und umgestürzt, sondern es wird auch an dessen Stelle das gesetzt, was dem Dichter das Höhere und Vernünftigere zu seyn schien. Früher war die Tendenz durchweg niederreißend, revolutionair, hier ist sie aufbauend, constitutionell. Dieses Schauspiel bezeichnet also einen merkwürdigen Fortschritt in der Ideenentwickelung des Dichters. Es gehört schon der versöhnten und milden Geburtszeit des Don Carlos an, und der umgewandelte Held selbst ist offenbar der Vorläufer des Marquis Posa. Nur durch die über den Ehrgeiz endlich siegende Bürgertugend des Fiesco stieg Schiller zu diesem politischen Ideal empor, in welchem kein Kampf mehr ist.

Wie der Held selbst, so bleibt auch seine Leonore am Leben, selbst der Mohr entwischt, und es stirbt überhaupt Niemand, als Gianettino. Weil alles so erwünscht endigt, kann das umgestaltete Drama nach dem gewöhnlichen

Sprachgebrauche ſchwerlich mehr Trauerſpiel genannt werden. Von der Leidenſchaft des Calcagna für Leonore und von den Schulden des Sacco iſt hier nirgends mehr die Rede. Offenbar iſt auch durch dieſe Höherſtellung beider Perſonen die Verſchwörung veredelt: alle Mitglieder erſcheinen als ſittlich-reine Republicaner. Die Verhöhnung der Julia durch Fiesco iſt dadurch gemildert, daß ſie nicht vor den verſammelten Verſchworenen, ſondern nur vor Leonoren geſchieht. Nachher wird noch weitläufig und nicht ohne rhetoriſchen Prunk über dieſe unritterliche Beſchimpfung der Julia zwiſchen ihr und den beiden Gatten verhandelt und das hinterliſtige Benehmen des Fiesco entſchuldigt, damit der Held der neuen Freiheit uns in keinem ungünſtigen Lichte erſcheine. Die Bertha wird durch Gianettino nicht entehrt, ſondern entgeht ſeinen Nachſtellungen, und dieſe ganze Epiſode iſt neu erfunden. Doch entläßt uns Schiller nicht, ohne uns wenigſtens noch lange durch die Meinung zu quälen, als habe ſie das Aeußerſte erlitten. Das ganze Schauſpiel iſt in dieſer Umgeſtaltung weniger gekünſtelt und ſpitzfindig, es iſt freier, einfacher und theatraliſcher. Man fühlt es dem Dichter an, daß ihm das Herz aufging, je mehr er ſich dem erhabenen Ziele der Handlung näherte. Man ſieht auch, wie ſich der Dichter bemühte, die hochtrabende, die „lächerlich blühende“ Sprache der Urſchrift herabzuſtimmen und die ermüdenden Monologen zu beſchneiden. Deſſenungeachtet war die noch immer ſchwungreiche und poetiſche Proſa den

meiſten Schauſpielern viel zu hoch, und ihre Ungelenkigkeit machte Schiller'n Spaß und Aerger.

Das Schauſpiel wurde zuerſt am 11. Januar 1784 bei der Eröffnung der Carnevalsbeluſtigungen dargeſtellt. Schiller ließ wieder, wie er es ſchon bei den Räubern gethan hatte, eine „Erinnerung an das Publicum" neben dem Anſchlagezettel drucken. [1]) Vortrefflich bezeichnet er in dieſem Prologe die große, freie Moral des Stücks, die eigentlich wie eine göttliche Macht im Hintergrunde aller ſeiner Werke ſteht. „Fiesco's Verſchwörung," ſagt er, „iſt das Schauſpiel, welches uns den Spiegel unſerer ganzen Kraft vor die Augen hält, welches den Funken des Heldenmuthes belebend emporflammt, welches uns aus dem engen dumpfen Kreiſe unſeres alltäglichen Lebens in eine höhere Sphäre rückt. Wenn Jeder von uns zum Beſten des Vaterlandes diejenige Krone hinwegwerfen lernt, die Er fähig iſt zu erringen, ſo iſt die Moral des Fiesco die größte des Lebens."

Fiesco wurden durch Böck, Verrina durch Iffland, der Mohr durch Beil, Bourgognino durch Beck meiſt vortrefflich geſpielt, und einzelne Scenen ärndteten die lauteſte Bewunderung. Aber das Ganze blieb hinter der Wirkung der Räuber weit zurück. Auch in der neuen Form herrſchte

---

1) Abgedruckt in meiner Nachleſe zu Schiller's Werken, Bd. 4, S. 143 ff.

im Fiesco immer noch das Verständige, das Künstliche vor. Die Räuber rissen den Zuschauer in eine ganz neue Welt, der Fiesco zeigte nur eine neue Gestalt der alten, für welche Gestalt die gutmüthigen Pfälzer damals noch keinen Sinn hatten. Schiller schrieb am 5. Mai 1784. an Reinwald: „Den Fiesco verstand das Publicum nicht. Republicanische Freiheit ist hier zu Lande ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name — in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut. Aber zu Berlin wurde er vierzehn Male innerhalb drei Wochen gefordert und gespielt. Auch zu Frankfurt fand man Geschmack daran. Die Mannheimer sagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für sie.“. Die Aufführung war übrigens mit aller Pracht ausgestattet, und wurde auch in Mannheim mehre Male wiederholt.

Die Luise Millerin war längst für theaterfähig erklärt worden, und brauchte nur abgekürzt, in einigen Stellen gemildert und von ihrer hochgehenden Sprache herabgestimmt zu werden. Iffland brachte damals sein Familienstück: Verbrechen aus Ehrsucht, auf die Bühne, welches durch Schiller seinen Namen erhielt, sowie seine Luise Millerin durch Iffland in Cabale und Liebe umgetauft wurde. Da das Iffland'sche Schauspiel einen außerordentlichen Beifall fand, zitterten die, durch die laue Aufnahme des Fiesco entmuthigten Freunde um so mehr für das Glück des Schiller'schen. Aber das Stück erreichte in der Macht seiner Wirkung beinahe die Räuber.

Schiller wohnte der ersten Vorstellung am 9. März [1]) 1784 in einer Loge bei, sein Freund Streicher war an seiner Seite. In schweigender Spannung erwartete er das Aufrollen des Vorhanges. Als die Handlung begann, wer hätte da das Spiel seiner Lippen, das Zusammenziehen seiner Augenbrauen, wenn etwas mißlang, und den Blitz seiner Augen, die Verklärung seines Gesichtes, wenn eine bedeutende Stelle meisterhaft vorgetragen wurde, beschreiben können! Kein Wort entschlüpfte ihm während des ganzen ersten Aufzugs, und erst am Schlusse desselben erleichterte er sich durch die Worte: „Es geht gut.“ Der zweite Act ward besonders gegen den Schluß, mit so viel hinreißendem Feuer und ergreifender Wahrheit dargestellt, daß, als der Vorhang niedergelassen wurde, die Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise sich erhoben, und in stürmisches, einstimmiges Beifallrufen und Händeklatschen ausbrachen. Schiller ward hiervon so überrascht, daß er aufstand, und sich in dankbarem Selbstgefühle gegen das Publicum verbeugte.

In demselben Frühjahre wurden die Räuber sogar in Stuttgart mit großem Beifalle aufgeführt, zu welchem Zwecke Iffland sich dahin begab. Cabale und Liebe empfing Schiller's Vater mit den Worten: „Daß ich ein Exemplar von dem neuen Trauerspiele besitze, habe ich noch Niemanden gesagt, denn ich darf es gewisser Stellen wegen nicht

---

[1]) Woher weiß aber Schwab (S. 179) dieses Datum?

merken laſſen, daß es mir gefallen." Deſſenungeachtet kam auch dieſes Stück in Stuttgart etwas ſpäter zur Darſtellung; Schiller's Schweſtern, Luiſe und Nannette, wohnten dem Schauſpiele unentgeldlich bei. Aber die ſo hart angegriffene Nobleſſe beſchwerte ſich beim Herzoge, der Oberſt Seeger erhielt einen Verweis, daß er die Erlaubniß, das Stück aufzuführen, ertheilt, und die Wiederholung wurde zum großen Verdruſſe der Schauſpieler und des Publicums verboten. Gedruckt wurde dieſe Tragödie ſchon im Anfange deſſelben Jahres, 1784, bei Schwan, und „Herrn von Dalberg unterthänig gewidmet."

Sehr erfreut wurde Schiller dadurch, daß er in einer Sitzung am 10. Februar 1784 als ordentliches Mitglied der kurpfälziſchen deutſchen Geſellſchaft aufgenommen wurde, deren Präſident von Dalberg war. Das Patent iſt unter dem 21. Februar deſſelben Jahres ausgeſtellt. Er konnte ſich nun als kurpfälziſchen Unterthan betrachten, war mit den angeſehenſten Männern und Gelehrten in Verbindung, die kurfürſtliche Bibliothek ſtand ihm offen, und Aufſätze für die Jahrbücher der Geſellſchaft wurden bogenweiſe mit drei Ducaten honorirt.

Gegen Ende Aprils 1784 reiſ'te Schiller mit Iffland und Beil nach Frankfurt, welche bei der Schauſpielergeſellſchaft Großmann's Gaſtrollen gaben. Verbrechen aus Ehrſucht und Cabale und Liebe wurden aufgeführt, und Iffland und Beil ragten, wie Schiller an Dalberg ſchrieb, unter den Frankfurter Schauſpielern hervor, wie der

Jupiter des Phidias unter Tüncherarbeiten. Iffland wurde unter stürmischem Händeklatschen herausgerufen, und Schiller sah sich von vielen Bewunderern, besonders von jungen Leuten umdrängt, die ihn beinahe vergötterten. „Wir werden von Fresserei zu Fresserei herumgerissen," schrieb Schiller an den Theaterregisseur Rennschüb in Mannheim, „und kaum daß ich einen nüchternen Augenblick erwische, wo ich Ihnen, mein Bester! ein paar Zeilen schreiben kann." In Frankfurt lernte er auch den Doctor Albrecht und seine Gattin kennen, beide Freunde Reinwald's, und schloß sich besonders an Frau Albrecht schnell mit ganzer Seele an. Alle süße Liebesstimmung von Bauerbach her wurde in ihm wach. „Gleich in den ersten Stunden," schreibt er an Reinwald, „ketteten wir uns fest und innig an einander; unsere Seelen verstanden sich. Ein Herz, ganz zur Theilnahme geschaffen, über den Kleinigkeitsgeist der gewöhnlichen Cirkel erhaben, voll edeln, reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend, und selbst da noch verehrenswerth, wo man ihr Geschlecht sonst nicht findet; und dabei eine gefühlvolle Dichterin. Nur, mein Bester, schreiben Sie ihr, über ihre Lieblingsidee zu fliegen und vom Theater zu gehen. Ich habe es schon gethan, und unsere vereinigten Bitten retten der Menschheit vielleicht eine schöne Seele, wenn wir sie auch um eine große Actrice bestehlen." Reinwald seinerseits hatte an diesem „liebenswürdigen Geschöpfe" doch Einiges auszusetzen, was von seinem Frauen-Ideale abwich. „Sie empfindet zu

viel," antwortete er. „Ich nenne das Empfindelei, wenn Einem dünkt, man empfinde was, wo man leer bleibt, oder wenn man sich zwingt, gewisse Dinge zu empfinden, sollt' auch Leib und Seele zu Grunde gehen, weil gerade das — empfunden werden muß. Auch ist in ihrem Charakter zu viel Roman, und solcher, der mich schreckt; nicht die heftige, unwillkürliche Naturleidenschaft, die endlich vom richtigen Denken glücklich besiegt wird, und selbst der Ueberwindung und des heilsamen Joches sich freut, sondern die schwärmerische, unnatürliche, unheilbare, die sich und Andere peinigt, und deren Ende der Tod ist." — Die Schauspielerin (denn sie war in Erfurt und Frankfurt schon auf der Bühne aufgetreten) war also eine Art Luise Millerin, und man sieht, mit welchen weiblichen Charakteren Schiller dazumal vorzüglich sympathisirte. Reinwald hoffte übrigens von seiner Beredsamkeit bei Frau Albrecht noch weniger, als von der Schiller'schen; sie blieb dem Theater treu. Sophie Albrecht glänzte später, z. B. als Princessin Eboli im Don Carlos, auf den Bühnen von Leipzig und Hamburg, wo ihr Gatte im Anfange unseres Jahrhunderts eine Zeit lang Schauspieldirector war. Am letztern Orte starb sie hochbetagt, im Jahre 1838, in drückender Armuth.

Als er von seinem erheiternden Ausfluge heimgekehrt war, empfingen ihn in Mannheim wieder die alten quälenden Verhältnisse.

Mit seinen Aeltern hatte er seit seiner Rückkehr von

Bauerbach den Briefwechsel längst von Neuem eröffnet, aber die Nachrichten, welche er von der Solitude erhielt, waren nur ein Zuwachs seiner Leiden. Seine Mutter lag an schmerzhaften Krämpfen darnieder, die, vom Magen ausgehend, sich nach Brust, Kopf, Rücken und Lenden verbreiteten. Die Arzneien, die der Sohn nach den ausführlichen Krankheitsberichten des Vaters verordnete, waren wirkungslos. Ein schleichender Gram untergrub ihre Gesundheit. Schon im September 1783 hatte ihm die Mutter geschrieben, sie sey seit seiner Abwesenheit, in diesem Jahre, an Gesundheit und Aussehen um zehn Jahre älter geworden. Diese Krankheit und außerdem die spärlichen Mittel der Familie verhinderten auch, was Schiller so sehnlichst wünschte, eine Zusammenkunft an einem dritten Orte, oder einen Besuch in Mannheim. Auch konnte der Hauptmann Schiller, ohne Urlaub vom Herzoge erhalten zu haben, seinen Posten nicht verlassen. Er schlug daher dem Sohne vor, an Sereniſſimum (den Herzog) zu schreiben, daß es ihm gestattet werde, zu den Seinigen zurückzukehren, oder er, der Hauptmann, wolle sich, wenn sein Sohn es wünsche, statt seiner an den Herzog wenden. Christophine wiederholte ihm dringend diesen Vorschlag. Schiller aber erklärte, daß seine Ehre entsetzlich leiden, die Achtung des Publicums, welche über sein ganzes künftiges Glück entscheide, gänzlich sinken würde, wenn er ohne Connexion mit einem andern Fürsten, ohne Titel und dauernde Versorgung nach seiner einmal geschehenen

gewaltsamen Entfernung aus Württemberg sich wieder da blicken lasse. Daß der Vater den Namen zu dieser Bitte hergebe, nütze ihm wenig, denn Jedermann werde doch ihn als die Triebfeder anklagen. Der Hauptmann stand nun von seinem Begehren gänzlich ab, und wünschte nur noch, daß es sich sein Sohn endlich einfallen lassen möchte, sich dem Herzoge auf irgend eine Art wieder zu nähern. Er hoffte übrigens zu Gott, daß ihre Entfernung nicht immer fortdauern solle, und daß er es endlich doch erleben werde, seinen einzigen Sohn auch wieder um sich zu haben.

An Unterstützung von Haus war kaum zu denken. Der Vater meinte im Gegentheile, Aeltern und Geschwister hätten ein eben so großes Recht als Vertrauen, im Falle der Noth Hülfe und Beistand vom Sohne zu erwarten. Der Hauptmann hatte nur vierhundert Gulden Besoldung, wovon er zehn Gulden an Grasplätzen gewann, die er damals einbüßte. Nun wurde dem Vater zu seinem Schrecken eine Schuldverschreibung von hundert Gulden gezeigt, die der Sohn bei der Generalin von Holl aufgenommen, und zugleich wurde er wegen einer zweiten Schuld von fünfzig Gulden von Hauptmann Schade angegangen. Der alte Schiller entschloß sich endlich, für beide Posten eine Zeitlang gut zu stehen, damit der Sohn desto ruhiger arbeiten könne; er versichere sich aber dabei, schreibt er, daß ihn der Sohn nicht zum Nachtheile der Schwestern im Stiche lassen werde. Aber Schiller hatte in Stuttgart noch andere, dem Vater verborgene Schulden, und

kam bald in ein solches Gedränge, daß er nur den Hauptmann von Schade befriedigen konnte, und der gute Vater die Holl'sche Schuld durch die kleine Summe tilgen mußte, welche zur Aussteuer der Töchter erspart worden war. Der Vater schrieb ihm: „So lange Er, mein Sohn, seine Rechnung auf Einnahmen setzt, die erst kommen sollen, mithin dem Zufalle und Unfalle unterworfen sind, so lange wird Er im Gedränge verwickelt bleiben. Wiederum, so lange Er denkt: dieser, jener Gulden oder Batzen wird es nicht ausmachen, daß ich herauskomme, so lange werden Seine Schulden nicht geringer werden, und — das wäre mir Leid, wenn Er sich nach einer schweren Kopfarbeit in Gesellschaft anderer guter Menschen nicht sollte erholen, erfreuen können. Aber dergleichen Erholungstage mehrere, als Beschäftigungstage zu nehmen, das wird wohl nicht angehen. Bester Sohn! Sein Aufenthalt in Bauerbach ist von dieser Art gewesen. Hinc illae lacrymae! Dafür muß Er anjetzt büßen, und das nicht von ungefähr. Die Verlegenheit, in welcher Er sich dermalen befindet, ist wahrlich ein Werk der höhern Vorsehung, um Ihn von dem allzugroßen Vertrauen auf eigene Kräfte abzubringen, um Ihn mürbe zu machen, damit Er allen Eigensinn ablege, dem guten Rathe Seines Vaters und anderer wahren Freunde mehr folge, Jedermann mit gehöriger Achtung, Höflichkeit und Dienstbeflissenheit begegne, und je mehr und mehr überzeugt werde, daß unser gnädigster Herzog bei Seiner Einschränkung es gut mit Ihm gemeint habe,

und daß es mit Seiner ganzen Verfassung jetzt weit besser stünde, wenn Er sich gefügt hätte und im Lande geblieben wäre. Er hat überhaupt manchmalen so mürrische Launen, die Ihn bei Seinen besten Freunden unerträglich machen, Steifigkeiten, die den besten Mann zurückschrecken, z. B. da Ihn mein ehemaliger vortrefflicher Freund, Herr Amtmann Cramer von Altdorf bei Speier, im verwichenen Spätjahre bei Herrn Hofrath Schwan angetroffen, hat Er demselben ganz trocken und wenig geantwortet, da ich Ihm doch durch einen Brief so gute Gelegenheit gemacht hatte, die Freundschaft dieses ehrlichen, vermöglichen und vernünftigen Mannes, der keine Kinder hat, zu suchen, ob er nicht etwa für Ihn eine Stütze hätte abgeben können. Er wird auch sehr wohl thun, wenn Er diesen Fehler wiederum gut zu machen trachtet."

Wiederholt hatte der Hauptmann auf der Solitude geschrieben, Schiller möchte zur Medicin zurückkehren, und sich in Heidelberg den Doctorgrad erwerben; ein Theaterdichter sey in Deutschland ein kleines Licht, könne leicht in die Nachstellungen eines oder des andern Fürsten fallen, die Arzneikunst dagegen gewähre ihm ein sicheres Einkommen und nicht weniger Reputation. Da er mit seinen bisherigen drei Stücken sein äußeres Glück nicht gemacht habe, was sey von künftigen zu erwarten, die vielleicht nicht mehr von gleicher Stärke seyn würden? Auch Dalberg ließ ihm, als das zu liefernde dritte Drama im Sommer 1784 noch wenig vorgerückt war, durch seinen Hausarzt,

den Hofrath Mai, dieſen Rath geben. Schiller, obgleich ſein Streicher eine ablehnende Antwort des Hofmannes vorausſagte, wandte ſich in einem noch erhaltenen rührenden Briefe an Dalberg, und bat ihn um einen Vorſchuß auf ein Jahr, um in Heidelberg ſein mediciniſches Studium vollenden zu können. Der Poeſie wollte er dann nur ſeine reinſten Augenblicke widmen! Dalberg erfüllte ſeine Bitte nicht, und ſo zerſchlug ſich denn dieſer, auch ſpäter bisweilen wieder aufgegriffene Plan.

Um ſo entſchiedener wandte er nun ſeine Thätigkeit ſeinen gegenwärtigen Mannheimer Verhältniſſen zu, und gedachte vor Allem, einen Aufſatz zu ſeinem Eintritte in die deutſche Geſellſchaft zu ſchreiben. Am 26. Juni 1784 las er in einer öffentlichen Sitzung die Abhandlung: Was kann eine gute ſtehende Schaubühne eigentlich wirken? die nachher zuerſt in der Rheiniſchen Thalia (Heft I.) gedruckt erſchien. Es iſt dieſelbe, welche unter dem Titel: die Schaubühne als moraliſche Anſtalt betrachtet, in Schiller's Werke aufgenommen wurde, nur daß hier die Einleitung und einige Stellen wegblieben. [1])

Hatte der frühere Aufſatz: „Ueber das gegenwärtige deutſche Theater" eine untergeordnete, temporelle Bedeutung, und war er eigentlich nur abwehrend und negativ, ſo erhob ſich jetzt der unabläſſig fortſchreitende Dramatiker zu

[1]) S. meine Supplemente zu Schiller's Werken IV. S. 147 ff.

einer allgemeinen, freien und positiven Würdigung der Schaubühne, und schrieb diese Abhandlung, welche zu jener frühern sich gerade so verhält, wie Don Carlos zu den drei ersten Dramen. Ja, dieser Aufsatz ist ein Vorläufer des Don Carlos; der Dichter weihte sich durch ihn zu dieser neuen Tragödie ein. Wie er in dem Don Carlos die Weltansicht seiner ersten Entwickelungsperiode bejahend und in dem edelsten Style entfaltet, so stattet er in dieser Vorlesung sich und Anderen auf eine hinreißende Weise Rechenschaft über die erhabene Kunst ab, die er sich zur Lebensaufgabe gewählt.

Bei aller Verschiedenheit hängen doch die beiden genannten Abhandlungen in dem Hauptpunkte zusammen. In der Skizze über das gegenwärtige deutsche Theater hatte Schiller nur furchtsam eine Vergleichung des Schauspiels mit der Moral und Religion gewagt; hier führt er unverzagt diese Idee weiter aus, und weis't dem Theater seinen Rang neben den ersten Anstalten des Staates, der Kirche und Schule, an. Wie die positiven Staatsgesetze durch Moral und Religion ergänzt werden, so wird die Wirksamkeit dieser beiden Letzteren, und somit die Bildung des Menschen, nur durch die Kunst und namentlich die Schaubühne vollendet. Sie war ihm, in weiterer Wortfassung, ein sittlich-religiöses Institut, ein Hauptmittel zur allseitigen Bildung und Veredlung des Menschen. Schiller war gewaltsam von der Kanzel und dem Lehrstuhle verdrängt worden; er flüchtete sich auf die Bühne, und

verkündigte von hier seine Religion der Humanität und seine Moral der Menschenwürde. Er gestaltete das Theater zu einem Heiligthume, einem Gotteshause um. Darnach bestimmt er im vorliegenden Aufsatze den Wirkungskreis der Bühne. Sie schwellt die Seele mit tugendhaften Empfindungen und Entschlüssen an, und erfüllt sie mit Abscheu vor dem Laster, und, noch weiter wirkend, als Gesetz, Moral und Religion, heilt sie die große Classe der Thoren durch Scherz und Spott; sie ist dadurch, daß sie uns mit den Menschen bekannt macht, eine Schule der praktischen Weisheit, sie offenbart uns die dunkelen, geheimnißvollen menschlichen Schicksale, und bereitet uns vor, unser eigenes würdig zu ertragen; sie predigt uns Nachsicht gegen Fehlende, Duldung gegen Andersdenkende, diese schönsten Tugenden der modernen Cultur, und dient eben so sehr der Aufklärung des Verstandes; denn von ihr fließen richtigere Begriffe, geläuterte Grundsatze, reinere Gefühle durch alle Adern des Volkes. Durch eine gute Schaubühne könnte auch der Nationalgeist mächtig entflammt werden; und endlich gewährt die Schaubühne dem Menschen die edelste Erholung und reinste Freude, indem sie ihn zugleich über den thierischen Genuß und die Anspannung der Arbeit emporhebt, und sie verbindet die verschiedenartigsten Menschen mit einander, indem sie ihnen die Fesseln der Convenienz abstreift; sie verbrüdert Einen mit dem Andern durch das Eine sympathetische Gefühl, ein Mensch zu seyn. Diese Gedanken sind in dem

Aufſatze mit einer hinreißenden Kraft und in rhythmiſch bewegter, melodiereicher Sprache dargeſtellt. Die Abhandlung wäre vielleicht unübertrefflich, wenn das Schauſpiel nicht allzuſtrenge in den Dienſt der Moral und Belehrung geſtellt wäre. Erſt ſpäter erhob Schiller die Dichtkunſt über alle beſondere moraliſche und didaktiſche Zwecke, und erkannte ſie in ihrer Selbſtſtändigkeit an.

Die deutſche Geſellſchaft ſetzte jährlich, für eine goldene Medaille vom Werth von fünfzig Ducaten, eine Preisfrage aus. Da widerfuhr nun unſerm Schiller, bei der ihm übertragenen vorläufigen Durchſicht einiger eingegangenen Aufſätze die angenehmſte Ueberraſchung. Wie erſtaunte er in einem derſelben: „Ueber die Epochen der deutſchen Sprache,“ [1]) die Handſchrift ſeines Jugendfreundes Peterſen zu erkennen! „Mir fielen,“ ſchrieb er ihm, „alle die vergangenen Abende ein, die wir in Geſellſchaft ſo traulich verlebten, alle Geſpräche, die wir da führten, die Entwürfe alle, die wir da ſchmiedeten. Ich mußte in der Pfalz exuliren, mußte Mitglied dieſer Geſellſchaft werden, um Dir vielleicht darin dienen zu können.“ Schiller konnte ſich nicht entſchließen, für die Ertheilung des Preiſes an Peterſen zu ſtimmen, weil die Arbeit eines Nebenbuhlers, bei gleichem Werthe, an Gefälligkeit des Styls der ſeinigen überlegen war. Dafür ſetzte er ihm aber durch eine detaillirte

1) Abgedruckt im 2. Bande der Schriften der Mannheimer deutſchen Geſellſchaft.

Kritik und Gegeneinanderstellung beider Aufsätze ein Accessit von fünf und zwanzig Ducaten durch. Der Brief, worin er dieß dem Freunde meldet, ist ein Beweis, wie innig sich Freundschaft, Aufrichtigkeit und Pflichtgefühl zu einem harmonischen Gebilde sittlicher Schönheit in Schiller's Herzen vereinigten.

Dalberg, dieser enthusiastische Freund des Theaters, war schon vor einigen Jahren auf den Gedanken gekommen, dramaturgische Preisaufgaben zu stellen. Die guten Köpfe der Mannheimer Bühne sollten sich Rechenschaft geben lernen über ihre Kunst und ihr Spiel, und von mechanischen Artisten zu denkenden Künstlern erhoben werden. Die Aufsätze wurden in der nächsten Ausschußversammlung der Schauspieler vom Verfasser vorgelesen, und hierauf die Manuscripte dem Baron von Dalberg überreicht, der dann mit Zuziehung der kurpfälzischen Gesellschaft und einiger dramaturgischen Schriftsteller über den Preis entschied. Für Schiller war diese Anstalt sehr erweckend und belehrend. „Die Beantwortung der dramaturgischen Fragen," schrieb er schon am 29. September 1783 an Dalberg, „wird eine sehr angenehme und fruchtbare Uebung für meine freien Augenblicke werden, und dann muß die Gegeneinanderhaltung vieler Aufsätze über eben denselben Gegenstand höchst unterrichtend für den dramatischen Schriftsteller seyn."

Aus diesen Anlässen bildete sich in dem immer nach dem Universellen und Höchsten hinstrebenden Kopfe Schiller's

ein größerer Plan, der Gedanke einer dramaturgischen Monatsschrift, die eine Geschichte des Mannheimer Theaters, eine Uebersicht seiner Einrichtung, eine Schilderung seines Personals, ein fortlaufendes Monatsrepertorium, eine Kritik des Spiels, Beurtheilungen der vorgelegten dramatischen Stücke, sonstige Aufsätze, Gedichte und die Preisaufgaben der Intendanz nebst deren Entscheidung enthalten sollte. Schiller reichte den Entwurf zu dieser Monatsschrift am 2. Juli 1784 dem Baron von Dalberg ein. Damit aber der Herausgeber des Werkes, wie er sagt, in die Verfassung gesetzt werde, dasselbe mit dem ganzen Maße seiner Kräfte und mit freiem, unbefangenem Kunstgefühl zu vollenden, und damit er nicht nöthig habe, vom Eigennutze eines Verlegers und den Zufällen des Buchhändlers abzuhängen, erbat er sich von der Intendanz eine jährliche Vergütung von fünfzig Ducaten. Aber die Theatercasse konnte diese billige Schadloshaltung nicht gewähren, und so unterblieb der treffliche Plan.

Neuntes Capitel.

Unentschlossenheit in der Wahl eines neuen dramatischen Stoffes. Abermalige Entscheidung für Don Carlos. Finanzielle Bedrängniß. Plan und Ankündigung der Rheinischen Thalia. Bewerbung um Lotte von Wolzogen. Margaretha Schwan. Frau von Kalb. Paket von Leipzig. Weimarischer Rath. Stellung zum Theater und den Schauspielern. Aufbruch nach Leipzig.

Den besten Trost für die Vereitlung seines schönen Planes hätte Schiller aus der dichterischen Production schöpfen können; aber es meldete sich jetzt schon die Richtung, die unsern Freund später auf längere Zeit ganz vom Dichten abzog, und welcher er eine ganze Periode seines arbeitsamen Lebens widmen mußte. Die Reflexion stand der Production im Wege, und ein unglücklicher Zeitraum der Unentschlossenheit trat ein, wie er bisher noch keinen erlebt hatte. Eben jener Plan einer Dramaturgie hatte sein philosophisches Vermögen so lebhaft hervorgerufen, daß er nicht sogleich wieder zum Dichten kommen konnte. Zwar hatte er schon in Bauerbach Hand an den Don Carlos gelegt; aber nach langer Unterbrechung war ihm der Gegenstand fremd geworden, und er holte wieder den Conradin von Schwaben hervor, ohne sich jedoch für diese Idee entscheiden zu können. Auch dachte er häufig an einen zweiten Theil der Räuber, worin sich die Dissonanzen des ersten Theils auflösen sollten. Ja, in seiner Unentschlossenheit und der Verzweiflung, etwas Eigenes zu produciren, nahm er sich sogar vor, Shakspeare'sche Stücke,

namentlich den Macbeth und Timon, für die Bühne zu bearbeiten.

Endlich, im Juni 1784, neigte er sich zu Don Carlos. Halb schon entschlossen, wandte er sich an Dalberg mit der Bitte um „einen ernsthaften Rath," welches Sujet er wählen solle. „Carlos," schrieb er ihm, „würde nichts weniger, als ein politisches Stück — sondern eigentlich ein Familiengemälde in einem fürstlichen Hause seyn; und die Situation eines Vaters, der mit seinem Sohne so unglücklich eifert, die schrecklichere Situation eines Sohnes, der bei allen Ansprüchen auf das größte Königreich der Welt ohne Hoffnung liebt und endlich aufgeopfert ist, müßte, denke ich, interessant ausfallen." Dalberg, der zuerst auf dieses Sujet aufmerksam gemacht hatte, sprach sich auch jetzt günstig für dasselbe aus. So entschied sich denn Schiller zum zweiten Male für Don Carlos. Er arbeitete nun mit aller Kraft an seinem Werke und suchte sich zugleich mit der Geschichte noch gründlicher bekannt zu machen. In Stunden, wo es mit der Production nicht gehen wollte, las er Schauspiele von Racine, Corneille, Voltaire. Er hoffte dadurch seinen Geschmack regeln und seine Einbildungskraft zähmen zu lernen, nahm indeß zugleich die dereinstige Verpflanzung einiger dieser Stücke auf den Boden der deutschen Bühne in Aussicht.

Bei solcher Thätigkeit und dem glücklichen Fortgange seines Werkes erfüllte bald eine neue Begeisterung und ein erhebendes Selbstgefühl die Brust unsers Dichters.

„Carlos," schreibt er am 24. August an Dalberg, „ist ein herrliches Sujet, vorzüglich für mich. Vier große Charaktere, beinahe von gleichem Umfange, Carlos, Philipp, die Königin und Alba, öffnen mir ein unendliches Feld. Ich kann mir es nicht verbergen, daß ich so eigensinnig, vielleicht so eitel war, um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen, meine Phantasie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäunen zu wollen, da die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld und für mich, möcht' ich sagen, da ist, da ich in diesem Fache größer und glänzender erscheinen und mehr Dank und Erstaunen wirken kann, als in irgend einem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, in anderen übertroffen werden könnte."

Schon in diesen Worten, und nicht minder in dem übrigen Briefe, erscheint uns Schiller wie ein umgewandelter, erneuter Mensch. Und in der That, mit der Mitte des Jahres 1784, wo er auf's Neue seine Künstlerhand an Don Carlos legte, beginnt für ihn eine neue, reinere Lebenserhebung. Mit dieser Tragödie hatte er sich auf einen neuen Grund und Boden gestellt, indem er den bisherigen negativen Kreis seiner dramatischen Dichtungen mit der positiven Sphäre derselben — die Abneigung mit der Zuneigung vertauschte. Hatte er sich bisher unbefriedigt, unsicher, sehnsüchtig, weichherzig gezeigt, so machte jetzt dieses krankhafte Wesen, ohne daß sich seine äußere Lage gebessert hätte, einer wahrhaft heroischen Stimmung Platz.

Jenen erstern Gemüthszustand hat er im Don Carlos, diesen letztern, nachdem er eine Zeitlang in ihm fortgewirkt hatte, im Marquis Posa dargestellt. In dem oben angeführten Briefe erscheint diese Figur noch keineswegs unter den Hauptpersonen des Dramas. Aber bald hob sich, der jetzt vorherrschenden Empfindung des Dichters entsprechend, diese Gestalt, wider die ursprüngliche Anlage des Stücks, allmälig zur bedeutendsten Person empor. So ist also der Marquis Posa nicht minder subjectiven Ursprungs, als Don Carlos. Von den beiden sittlichen Lebensprincipien Schiller's repräsentirt Don Carlos das Princip der schönen Menschlichkeit, Posa das des heroischen Selbstgefühls, das Princip der Freiheit.

Streicher, der sich noch immer in Mannheim aufhielt, erzählt uns, Schiller's Freude über den guten Erfolg habe seine Lust an der Arbeit, am Leben erhöht; mit Ungeduld habe der Dichter der Abendstunde entgegengesehen, wo er dem Freunde den poetischen Ertrag des Tages vorzulesen pflegte, und köstlich seyen diese Stunden für Schiller gewesen, in welchen er den tiefen unverfälschten Eindruck habe wahrnehmen können, den sein Werk auf das Gemüth des begeisterten Zuhörers machte. Denn Streicher, der schon früher keinen höhern Genuß kannte, als Schiller's prachtvolle, hinreißende und doch so glatt daherfließende Prosa zu lesen, sey jetzt ganz entzückt gewesen, wenn er die herrlichen Jamben nach den Gesetzen der Tonkunst habe

vortragen hören. Er habe ihn beschworen, bei ähnlichen Gegenständen sich nie mehr zur Prosa herabzulassen.

Aber aus diesem erhöhten Lebensgefühle wurde er durch die Mahnung an seine Stuttgarter Schulden aufgeschreckt. Sein Bürge, von dem Gläubiger auf's Aeußerste bedrängt, war von Stuttgart nach Mannheim geflohen, und hier verhaftet worden. Der arme Dichter befand sich in der größten Bedrängniß, seine Ehre und Ruhe waren dahin, wenn dem Verhafteten nicht geholfen wurde. Von Dalberg war nichts zu erwarten. Da wurde für den Augenblick ein unvermögender Mann sein Retter. Der Baumeister Anton Hölzel, in dessen Hause er wohnte, und der ihn sehr hochachtete, schaffte die erforderliche Summe herbei. Wie es scheint, hatte sich Schiller in der Verlegenheit an seinen Vater mit der Bitte um 300 Gulden gewandt, und ihm später Vorwürfe gemacht, daß seine Bitte unerfüllt geblieben war. So müssen wir nach einem Briefe des alten Schiller vom 12. Januar 1785 vermuthen, dessen Anfang wir hier folgen lassen, da er den biedern Charakter des Mannes in hellem Lichte erscheinen läßt; [1]) aber daß zugleich auf den Sohn ein kleiner Schatten fällt, wollen

---

1) Ich bedauere, aus Rücksicht auf den Raum den übrigen Theil des acht engbeschriebene Octavseiten starken Briefes nicht aufnehmen zu können. Aus jeder Zeile spricht ein redliches, treues Vaterherz, und ein ernster, besonnener Charakter.

wir uns nicht verhehlen. Der Vater schreibt: „Lieber Sohn! Sehr ungern gehe ich an die Beantwortung Seines letzten Schreibens vom 21. November vorigen Jahres, das ich lieber niemals gelesen zu haben wünschte, als daß ich die darin enthaltenen Bitterkeiten nochmalen kosten soll. Nicht genug, daß Er im Anfange des gedachten Schreibens mir den höchst unverdienten Vorwurf macht, als ob ich für Ihn hätte 300 Gulden aufbringen können und sollen, fährt Er hernach fort, mich wegen Nachfrage um Ihn, auf eine mir sehr empfindliche Art, zu tadeln. Lieber Sohn, das Verhältniß zwischen einem guten Vater, und dessen, obschon mit vielen Verstandeskräften begabten, doch aber dabei in dem, was zu einer wahren Größe und Zufriedenheit erforderlich wäre, immer noch sehr irregehenden Sohne, kann den Letztern niemals berechtigen, das, was der Erstere aus Liebe, aus Ueberlegung und aus selbst gemachter Erfahrung jenem zu Gute vornimmt, als Beleidigung aufzunehmen. Was die verlangten 300 Gulden anbetrifft, so weiß es leider Jedermann, dem meine Lage nur einigermaßen bekannt, daß es nicht möglich seyn kann, nur 50 Gulden, geschweige denn so viel im Vorrath zu haben; und daß ich eine solche Summe borgen sollte, zu immer größerem Nachtheile meiner übrigen Kinder, für einen Sohn borgen sollte, der mir von dem so Vielen, was er versprochen, noch das Wenigste halten können: da wäre ich wohl ein ungerechter Vater" u. s. w.

Die Schuldenlast ruhte, auch nach jener augenblicklichen

Aushülfe, fortwährend auf Schiller, wenn gleich nicht mehr an einer so empfindlichen Stelle. Um sie abzuwälzen, mußte jetzt Alles aufgeboten werden. Da ward nun eine Idee zum Entschluß, auf die er nach dem gescheiterten Plane einer Dramaturgie gekommen war, nämlich eine Zeitschrift zu gründen, die zwar hauptsächlich dem Theater gewidmet seyn, aber auch andere Gegenstände, die, „mit der Glückseligkeit des Menschen unmittelbar zusammenhangen," in ihren Bereich ziehen sollte. Die Rheinische Thalia, so ward die Zeitschrift getauft, sollte ihm seine finanzielle Bedrängniß erleichtern helfen.

Die vom 11. November 1784 datirte Ankündigung derselben ist ein herrliches Denkmal des neuen Lebens, das ihn jetzt erfüllte und beglückte. Um das Vertrauen des Publicums im Voraus zu gewinnen, macht er es mit seiner Jugendgeschichte, seiner Person bekannt. „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Früh verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte." Er spricht nun von seiner Erziehung, seinem Enthusiasmus für die Dichtkunst, seinen Räubern, seiner Flucht, und fährt dann fort: „Nunmehr sind alle meine Verbindungen aufgelöst. Das Publicum ist mir jetzt Alles: mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich ganz an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an, bei der

Vorstellung, keine andere Fesseln zu tragen, als den Ausspruch der Welt, an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele." Mit derselben Kühnheit, Kraft, Entschiedenheit und Prägnanz sind andere Stellen, so wie die ganze Exposition, wie er es mit seiner poetischen Zeitschrift zu halten gedenke, geschrieben, so daß man über den jungen Schriftsteller erstaunen muß. Eine so erhabene Stimmung, wie in dieser Ankündigung, findet sich in nichts Früherem, was Schiller's Feder entflossen ist. Alles Hemmende des Lebens hat er von seiner Natur abgestreift; sein Freiheitsprincip hat sich zum Ideal durchgekämpft. Die Kraft hat die Schwäche, das Hochgefühl die Sehnsucht überwunden, und er hat den Gipfel der Richtung erreicht, welche er, seit sein Geist aus den Fesseln der Autorität trat, eingeschlagen hatte.

So lange jene weiche, zärtliche Don Carlos-Stimmung in Schiller fortdauerte, wurde der Briefwechsel mit der Freundin in Bauerbach, deren Tochter er immer noch liebte, fortgesetzt. Vielleicht ein Gefühl, welches auch aus seiner neuen, kräftigen Erhebung hervorging, die Ueberzeugung, daß diese Sache doch auf die eine oder andere Weise zur Entscheidung kommen müßte, ließ ihn am 7. Juni an Frau von Wolzogen einen Brief schreiben, worin er sich sogar — um Lottens Hand bewarb. „Sie werden lachen, liebste Freundin," schreibt er, „wenn ich Ihnen gestehe, daß ich mich schon eine Zeitlang mit dem Gedanken trage, zu heirathen. Nicht, als wenn ich hier schon gewählt hätte;

im Geringſten nicht; ich bin in dieſem Puncte noch ſo frei, wie vorhin — aber eine öftere Ueberlegung, daß nichts in der Welt meinem Herzen die glückliche Ruhe und meinem Geiſte die zu Kopfarbeiten ſo nöthige Freiheit und ſtille, leidenſchaftloſe Muße verſchaffen könne, hat dieſen Gedanken in mir hervorgebracht. Mein Herz ſehnt ſich nach Mittheilung und inniger Theilnahme. Die ſtillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geſchäften geben, und meine Seele von tauſend wilden Affecten reinigen, die mich ewig herumzerren. Auch mein überzeugendes Bewußtſeyn, daß ich gewiß eine Frau glücklich machen würde, wenn anders innige Liebe und Antheil glücklich machen kann — dieſes Bewußtſeyn hat mich ſchon oft zu dem Entſchluſſe hingeriſſen. Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer genug wäre! Oder könnte ich Sie beim Wort nehmen und Ihr Sohn werden! Reich würde freilich Ihre Lotte nie — aber gewiß glücklich.“ Schiller ließ den Brief liegen und fügte acht Tage ſpäter hinzu: „Der Brief iſt unterbrochen worden. Ich überleſe ihn jetzt und erſchrecke über meine thörichte Hoffnung — doch, meine Beſte, ſo viele närriſche Einfälle, als Sie ſchon von mir hören mußten, werden auch dieſen entſchuldigen.“

Der Zuſatz erſparte dem Bewerber eine ausdrückliche abſchlägige Antwort, es ward keine Notiz von dem Antrage genommen. Fünf Monate früher hatte ſich Schiller über das Heirathen noch ganz anders ausgeſprochen. In einem

Briefe vom 19. Januar an Zumsteeg hieß es: „Wie könnte wohl ein so sanftes Geschöpf, wie das Weib ist, den Gang durchs Leben — das meinige ist ohnedieß jetzt schon dem ersten Theile des verkettetsten und buntesten Romans ähnlich — hazardiren mit einem ungestümen, sonderbaren Kopfe, wie der meinige ist?“ und an einer andern Stelle: „Bedenke selbst, wie mich eine Heirath von der Bahn zu meinem Glücke ablenken würde. Zwar habe ich über ein großes Glück meine gewissen Capricen — doch auch bei der größten Gleichgültigkeit gegen Ruhm und glänzende Schicksale wäre eine Verheirathung mein Fall nicht, denn mein ungestümer Kopf und warmes Blut würden jetzt noch keine Frau glücklich machen.“

Aber das Herz nimmt keine Rücksicht auf unsere äußere Lage, und Schiller's Gemüth war besonders so sehr für die Liebe geschaffen, daß es ihm Bedürfniß war, an jedem Orte, wo er länger verweilte, einen Gegenstand seiner Neigung zu suchen. Er hatte sich in Mannheim schon längst an den wackern Buchhändler Schwan eng angeschlossen, und pflegte wohl aus den Schauspielen die eben fertig gewordenen Scenen ihm vorzulesen, mit besonderem Nachdrucke, wenn seine Tochter zugegen war. Margaretha Schwan wird als ein sehr schönes Mädchen geschildert, mit großen, ausdrucksvollen Augen, von sehr lebhaftem Geiste und ausgezeichneter Bildung, mehr zur Welt, Literatur und Kunst, als zur stillen Häuslichkeit hingezogen. In dem gastfreien, von Literaturfreunden

vielbesuchten Hause ihres Vaters hatte sie die Kunst gelernt, ihre Vorzüge geltend zu machen. Sie war damals neunzehn Jahre alt, und besorgte das Hauswesen, da ihre Mutter kurz vorher gestorben war. Durch jene literarischen Unterhaltungen, bei denen aber der Vater immer zugegen war, oder auf Luſtpartieen in die Umgegend, lernten sich die jungen Leute näher kennen. Als nun Schiller's Phantasie für Lotte von Wolzogen allmälig verschwunden war, da trat, aber erst im Herbst 1784 und dem folgenden Winter, die interessante „Schwanin" seinem Herzen nahe und immer näher. Es traf sich glücklich, daß sein neues Drama mit einer neuen Liebe zusammenfiel; die letztere diente dem erstern.

Mit diesem Dichten und Lieben bildeten dann die täglichen kleinen Quälereien seines Lebens einen sonderbaren Gegensatz. Es war ihm unmöglich, Kleider, Wäsche, Bücher, Schriften in Ordnung zu halten. Die Verwirrung in seinem Zimmer übertraf, nach Streichers Versicherung, alle Vorstellung; nichts Bewegliches war an seinem Platze, selbst das nicht, was sonst immer dem Auge entzogen wird. Es würde eine, des Pinsels eines Hogarth würdige Aufgabe gewesen seyn, das Zimmer dieses von immerwährender Begeisterung trunkenen Musensohnes recht getreu darzustellen. Dazu kam, daß, trotz seines Vorsatzes, klug zu wirthschaften, seine finanzielle Lage täglich eher schlimmer als besser wurde. Er ließ sich das kärgliche Mittagessen, wovon für den Abend etwas zurückgehalten werden mußte,

aus einem Wirthshause holen. Dessenungeachtet reichte sein Einkommen nicht aus, besonders auch wegen der sogenannten Ehrenausgaben, die ihm aus seinen geselligen Verbindungen erwuchsen, und seine Casse war so schlecht bestellt, daß er oft für die nächste Woche, ja für den nächsten Tag, in Sorge war. Nimmt man dazu noch mancherlei andere Unannehmlichkeiten, lästige Besuche, Geschäfte als Theaterdichter, Conflicte mit Schauspielern: so begreift man leicht seine sehnsüchtige Rückerinnerung an das stille Bauerbach, die sich in damals geschriebenen Briefen ausspricht. Der sorgenlose, behagliche Zustand, den er dort genossen hatte, war ihm so unvergeßlich, daß er, wie seine Schwester versichert, nach vielen Jahren noch die damalige Zeit als die glücklichste seines Lebens rühmte.

Zwischen diese Leiden trat aber auch wieder manches Erfreuliche. Seine älteste Schwester, Christophine, besuchte ihn, von seinem Freunde Reinwald begleitet, in Mannheim. „Die blühende Jungfrau", berichtet Streicher, „schien entschlossen, ihr künftiges Schicksal mit einem Manne zu theilen, dessen geringe Einkünfte und wankende Gesundheit wenig Freude zu versprechen schienen." Ein erklärtes Verhältniß aber, wie Schwab annimmt, war es damals noch nicht. Schiller scheint sogar, nach einem Briefe seines Vaters vom 12. Januar 1785 zu urtheilen, Anfangs Bedenken bei der Sache gefunden zu haben. Der Vater schrieb ihm: „Jetzt habe ich wegen Seiner Schwester noch etwas anzumerken. Da Er, mein Sohn, theils für sich

selbst geradezu, und theils durch die Frau von Kalb, Reinwalden von einer Seite geschildert hat, die sowohl mich als Seine Schwester im Rathen und Handeln von dem vorgehabten Wege abbringen müssen, so scheint die Sache ganz rückgängig geworden zu seyn, denn Reinwald hat seit zwei Monaten nicht mehr geschrieben. Ob Er, mein Sohn, wohl daran gethan hat, eine für das Alter und die mangelhaften Vermögensumstände Seiner Schwester nicht unschickliche Partie zu hindern, das weiß Gott, der in die Zukunft sieht. Da ich schon einundsechszig Jahre zurückgelegt habe, wenig Vermögen hinterlassen kann, wenn ich sterbe, da Er, mein Sohn, so glücklich auch seine Hoffnungen erfüllt werden, dennoch Jahre zu thun hat, sich aus allem Gedränge zu retten und anständig zu arrangiren, da Seine dereinstige Verheirathung immer mehr Seine eigenen Vortheile zu besorgen fordert, als sich viel um Seine Schwestern bekümmern zu können, so wäre es auf allen Seiten nicht übel gewesen, wenn Christophine versorgt worden wäre, und sie hätte sich, bei ihrer anscheinlich wahren Liebe zu Reinwalden, ganz gewiß in ihn und seine Verfassung um so besser schicken können, als sie Gottlob von Großthun und Uebertreibung noch nicht angesteckt ist, und sich in alle Umstände schicken kann." Die Sache gestaltete sich nach des Vaters Wünschen, und Christophine wurde später Reinwald's glückliche Gattin.

Erfreulich und fördernd für unsern Dichter war auch die Bekanntschaft mit der von Kalb'schen Familie. Herr

von Kalb, der als Officier in französischen Diensten den nordamerikanischen Befreiungskrieg mitgefochten hatte, wählte etwa im August 1784 Mannheim zu seinem Aufenthalte. Schiller's Bekanntschaft mit Frau von Kalb verwandelte sich bald in eine Freundschaft, die für das ganze Leben Bestand hatte. Sie war, nach dem Urtheile der Frau von Wolzogen, die erste geistvolle und vielseitig ausgebildete Frau, mit welcher er in ein näheres Verhältniß trat. Eine sonderbare Laune des Zufalls war es, daß diese neuen Freunde gerade den Namen führten, unter welchem er in Cabale und Liebe eine „gewisse Narrenart" lächerlich gemacht hatte. Schiller wollte bei der Wiederaufführung dieses Trauerspiels den Namen des Hofmarschalls umändern, aber Herr und Frau von Kalb widersetzten sich dem Vorhaben aus einem richtigen Urtheile oder Gefühle. Als er der neugewonnenen Freundin eines Nachmittags die ersten Scenen seines Don Carlos vorlas, wiederholte sich ein Mißgeschick, das er schon früher einmal erfahren hatte. Die Blicke der Zuhörerin waren unverwandt auf den mit Pathos declamirenden Dichter geheftet, ohne daß der leiseste Ausdruck ihre Empfindung verrathen hätte. Als er geendigt hatte, und sie über ihr Urtheil um das Gedicht bat, suchte sie zuerst einer Erklärung schonend auszuweichen, endlich aber sagte sie laut lachend: „Lieber Schiller, das ist das Schlechteste, was Sie noch gemacht haben!" — „Nein, das ist zu arg!" erwiederte dieser, griff nach Hut und Stock, und entfernte sich augenblicklich. Kaum

aber hatte die feingebildete Dame das Gedicht für sich gelesen, als sie schnell entgegengesetzter Meinung ward, und den Dichter zu sich laden ließ, um ihm eine abbittende Ehrenerklärung zu thun. Sie fügte aber auf eine schonende Weise bei, daß seine Dichtungen durch die heftige, stürmende Art, wie er sie vortrüge, nothwendig verlieren müßten.

Noch vor der Ankunft der von Kalb'schen Familie hatte ihm seine Muse in der Ferne andere Freunde gewonnen, die ihn noch mehr anzogen. Im Anfange des Juni 1784 bekam er ein Paket von Leipzig geschickt, worin er Briefe voll Wärme und Begeisterung für ihn und seine Gedichte von vier ganz unbekannten Personen fand. Sie waren von einer geschmackvoll gestickten Brieftasche, der Composition eines Liedes aus seinen Räubern, und den Portraits der vier Verehrer des Dichters begleitet, worunter zwei schöne Frauenzimmergesichter sich befanden. Es waren C. G. Körner, der Vater Theodor Körner's, nicht ganz drei Jahre älter als Schiller, der damals in glücklicher Muße der Wissenschaft und Kunst lebte, ehe er als Appellationsrath nach Dresden berufen wurde, seine Verlobte, Minna Stock, und deren Schwester Dora, und L. F. Huber, der nachmalige Gatte der Schriftstellerin Therese Huber. Die Schwestern hatten die freundliche Gabe ausgearbeitet, der musikverständige Körner das Lied componirt. Es ist kaum zu sagen, welchen Eindruck diese ehrende Ueberraschung auf Schiller machte. Er sprach sich

offen darüber aus; aber noch mehr als seine Gespräche bezeugte seine erhöhte Heiterkeit, wie erfreulich es ihm war, sich in weiter Ferne von gebildeten Menschen innig verstanden, hochgeachtet und geliebt zu fühlen. Nun mochte er die theilnahmlose Kälte seiner Umgebung, in der nur Wenige seine Dichtungen zu würdigen verstanden, schon gleichmüthiger erdulden, da er wußte, daß in der Fremde unbekannte Herzen mit dem seinigen harmonisch zusammenschlugen, und leichter trug er seine Dürftigkeit in dem herzerhebenden Genusse eines so schönen Glückes. Er konnte nicht umhin, diese Ueberraschung, die angenehmste und schmeichelhafteste, die ihm je widerfahren war, seiner mütterlichen Freundin in Bauerbach zu berichten. „Wenn ich mir denke", schrieb er der Frau von Wolzogen, „daß in der Welt vielleicht mehr solche Cirkel sind, die mich unbekannt lieben, und sich freuten, mich kennen zu lernen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet, und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, — dann, meine Theuerste, freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnisse."

Der glückliche Gedanke dieser engverbundenen Menschen, dem edeln Dichter eine kleine Freude zu bereiten, war von dem größten Einflusse auf sein ganzes Leben, und erwarb ihm in Körner einen Geistes- und Herzensfreund, wie er keinen bisher besessen hatte, und später kaum einen zweiten

wiederfand. Ein Briefwechsel ward mit den neuen Freunden eingeleitet und lebhaft fortgesetzt, der zugleich Schiller's Productivität in lebhaften Schwung zu setzen schien. Bald wurde in ihm die Hoffnung rege, daß die Leipziger Freunde auch wohl Alles zu thun bereit seyn würden, um ihn aus seinem trostlosen Zustande zu erlösen und in bessere Verhältnisse zu bringen. Indeß gewährten ihm diese neuen Verbindungen für den Augenblick doch nur eine ideale Zuflucht, keine reelle Verbesserung seiner Lage, wie er sie vor Allem bedurfte.

Einen günstigern Einfluß auf seine Gegenwart und zugleich eine nachhaltige Wirkung auf seine Zukunft hatte die Verbindung mit einem edeln deutschen Fürsten, die sich ein halbes Jahr später anknüpfte. Im Anfang des Jahres 1785 verbreitete sich in Mannheim das Gerücht, der Herzog Carl August von Weimar werde die landgräfliche Familie zu Darmstadt besuchen. Schiller wünschte sehnlichst, einem so gepriesenen Fürsten persönlich bekannt zu werden, und sich ihm als einen solchen zu zeigen, der würdig wäre, dem Weimarischen Verein von Geistesheroen beigesellt zu werden. Herr und Frau von Kalb bestärkten ihn in dem Vorhaben, sich dem Herzoge vorstellen zu lassen, und sie sowohl als Dalberg versahen ihn mit Empfehlungsbriefen an die nächste Umgebung der fürstlichen Personen. Sein Don Carlos sollte ihn in die erlauchte Gesellschaft einführen. Diese Dichtung, welche den innern Triumph des Menschlichen über den Zwang politischer

und conventioneller Formen darstellt, mußte, wie er richtig voraussah, die Herzen edler Fürsten, welche sich in diesen Widerstreit verwickelt fühlten, besonders ergreifen. Die Vorlesung des ersten Actes wurde gern gewährt und trug ihm den entschiedensten Beifall ein. Nach einer langen Unterredung mit dem Herzoge kehrte Schiller als herzoglich Weimarischer Rath nach Mannheim zurück.

Dieser an sich leere Titel gestaltete seine Zukunft um, und erleichterte sogleich seine gegenwärtige Lage. Sein äußeres Leben hatte jetzt einen gewissen Anhaltspunct, und konnte sich von nun an ruhiger fortbewegen. Der Wunsch seiner Aeltern, er möchte eine dauernde Versorgung finden, schien sich der Erfüllung zu nähern; seine Tadler in der Heimath waren durch die Anerkennung, die er im Auslande gefunden, gleichsam widerlegt. Aber auch auf Schiller selbst hatte dieser Zusatz zu seinem Namen, vielleicht unbewußt, einen großen Einfluß. Er wurde in seinem Benehmen freier, bestimmter und sicherer. Er sah in der Nacht der Zukunft einen hellen Stern, nach dem er sein Leben hin richten konnte. Jetzt gehörte er wieder einem deutschen Fürsten, einem deutschen Staate an; ja, er konnte sich als Genosse des edelsten Geistervereines, der sich in Weimar zusammengefunden, betrachten. Seine Thätigkeit war neu belebt: der Flüchtling fühlte sich von dem besten Fürsten wieder in die Gesellschaft aufgenommen.

Er nahm jetzt auch dem Theater gegenüber eine ganz

andere Sprache an. Ueber die verpfuschte Vorstellung von Cabale und Liebe am 18. Januar 1785 im höchsten Grade entrüstet, schrieb er am andern Tage einen kurzweg mit „R. (Rath) Schiller“ unterzeichneten Brief an Dalberg, worin sich sein gekräftigtes Selbstgefühl in scharfen Worten kundgibt. „Seit wann ist es Mode,“ fragt er, „daß Schauspieler den Dichter hofmeistern? Gestern habe ich das mehr als sonsten gefühlt. Cabale und Liebe war durch das nachlässige Einstudiren der mehrsten Schauspieler ganz in Lumpen zerrissen. Ich habe statt meines Textes nicht selten Unsinn hören müssen. — — Mir selbst kann zwar an diesem Umstande wenig liegen, denn ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jetzt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat, als meine Stücke durch das Theater. — — Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der drei Stücke auf die Bühne brachte, worunter die Räuber sind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen.“ In dem ersten Hefte der Thalia, das im Lenzmonate 1785 erschien, waren die Schauspieler so wenig, als das Publicum geschont. Dieß brachte unter den ersteren eine um so größere Bewegung hervor, als damals in Theaterkritiken sehr selten einzelne Schauspieler genannt wurden. Man begann den Dichter zu schmähen und zu schimpfen, die Erbitterung gegen ihn ward fast allgemein.

Solche Unannehmlichkeiten verleideten ihm den Aufenthalt in Mannheim vollends. Es war seiner Natur zuwider, in Haß und Streit zu leben, so rüstig er auch

war, für seine Ehre und Ueberzeugung mit Wort und That zu kämpfen. Seine höheren Ansichten von der Bühne, gestand er sich nun selbst zu seiner Beschämung und seinem Verdrusse, ließen sich nicht durchführen. Alle seine Plane waren gescheitert. Er wollte den Theaterdichter aufgeben, um als Rath eine ehrenvolle Laufbahn zu betreten. Es ward daher mit seinen Leipziger Freunden und auch mit Schwan das Nöthige eingeleitet, daß er Mannheim verlassen könnte. Schon zu Ende des Monats März 1785 ging er nach Leipzig. Seine Abreise wurde durch Wechsel, die er von seinen dortigen Freunden erhielt, ermöglicht oder erleichtert. Seine Schulden konnten nicht alle getilgt werden.

Den Abend vor der Abreise bis Mitternacht brachte er noch bei seinem treuen Streicher zu. Die bittersten Erfahrungen hatten ihn hinlänglich belehrt, daß in Deutschland auch der talentvollste und fleißigste Schriftsteller ohne ein Amt oder sonstige Hülfsquellen darben müsse. Er schien fest entschlossen, die Dichtkunst in Zukunft nur in der aufgeregtesten Stimmung auszuüben, und mit allem Eifer die Rechtswissenschaft zu studiren. Er besprach diesen Plan von allen erdenklichen Seiten. Seinem Talente und Fleiße traute er es zu, daß er sich, unterstützt von der Leipziger Bibliothek, in weniger als einem Jahre die Theorie der Rechtswissenschaft würde aneignen können, um in derselben den Doctorhut zu erlangen. Was einem gewöhnlichen Kopfe nur in einigen Jahren möglich sey, das

müsse er, der von Jugend auf im Denken Geübte und ernstlich Wollende, in kurzer Frist erlangen können. Mit seinen weitausgreifenden Schritten werde er den Schneckengang Anderer überholen, und schnell an einem Ziele seyn, wo ihn die kühnste Erwartung erst nach Jahren vermuthe. Die Ausführung dieses festen Vorsatzes schien ihm so leicht, und eine ehrenvolle Anstellung an einem der kleineren sächsischen Höfe dünkte ihm so nahe, daß sich die Freunde die Hände darauf gaben, so lange einander nicht zu schreiben, bis Schiller — Minister und Streicher Capellmeister seyn werde. Mit diesem schwärmerischen Versprechen schieden die beiden Freunde von einander, und dies Mal auf immer.

Zehntes Capitel.

Aufenthalt in Leipzig. Das Lied an die Freude. Bewerbung um Margaretha Schwan. Bearbeitung des Don Carlos in Prosa. Aufenthalt in Dresden. Körner. Leidenschaftliche Liebe. Einige Gedichte. Der Menschenfeind. Don Carlos vollendet. Entstehungsgeschichte und Charakteristik dieser Tragödie. Briefe über Don Carlos.

Die Reise nach Leipzig nennt Schiller selbst, in einem Briefe an Schwan vom 24. April, die fatalste, die man sich denken könne. „Morast, Schnee und Gewässer", schreibt

er, „waren die drei schlimmsten Feinde, die uns wechselsweise peinigten, und ob wir gleich von Bach an immer zwei Vorspannpferde gebrauchen mußten, so wurde doch unsere Reise, die Freitags geschlossen seyn sollte, bis auf den Sonntag verzögert.“

Ueber seinen Aufenthalt in Leipzig fließen die Nachrichten sehr spärlich. Wir wissen wenig davon zu sagen, wie dort sein äußeres Leben eingerichtet war; wohl aber erfahren wir aus einem Briefe des Dichters an Huber vom 25. März, wie er es einzurichten beabsichtigte. „Ich bin Willens„, so schreibt er dem Freunde, bei meinem neuen Etablissement in Leipzig einem Fehler zuvorzukommen, der mir hier in Mannheim bisher sehr viel Unannehmlichkeit machte. Es ist dieser: meine eigene Oeconomie nicht mehr zu führen, und auch nicht mehr allein zu wohnen. Das Erste ist schlechterdings meine Sache nicht. Es kostet mir weniger, eine ganze Verschwörung und Staatsaction durchzuführen, als meine Wirthschaft; und Poesie, wissen Sie selbst, ist nirgends gefährlicher, als bei ökonomischen Rechnungen. Meine Seele wird getheilt, ich stürze aus meinen idealischen Welten, wenn mich ein zerrissener Strumpf an die wirkliche mahnt. Für's Andere brauche ich zu meiner geheimen Glückseligkeit einen rechten, wahren Herzensfreund, der mir stets an der Hand ist, wie mein Engel, dem ich meine aufkeimenden Ideen in der Geburt mittheilen kann, nicht aber erst durch Briefe oder lange Besuche zutragen muß. Schon der nichtsbedeutende

Umstand, daß ich, wenn dieser Freund außer meinen vier Pfählen wohnt, die Straße passiren muß, um ihn zu erreichen, daß ich mich umkleiden muß u. dgl., tödtet den Genuß des Augenblicks, und die Gedankenreihe kann zerrissen seyn, bis ich ihn habe .... Wenn es möglich ist, daß ich eine Wohnung mit Ihnen beziehen kann, so sind alle meine Besorgnisse gehoben. Ich bin kein schlimmer Nachbar, wie Sie sich vielleicht vorstellen möchten; um mich in einen Andern zu schicken, habe ich Biegsamkeit genug, und auch hier und da etwas Geschick, wie Yorik sagt, ihn verbessern und aufheitern zu helfen. Können Sie mir dann noch außerdem die Bekanntschaft von Leuten zu Stande bringen, die sich meiner kleinen Wirthschaft annehmen mögen, so ist Alles in Richtigkeit."

„Ich brauche nicht mehr als ein Schlafzimmer, das zugleich mein Arbeitszimmer seyn kann, und dann ein Besuchzimmer. Mein nothwendiges Hausgeräth wäre eine gute Commode, ein Schreibtisch, ein Bett und Sopha, dann ein Tisch und einige Sessel ... Parterre und unter dem Dache kann ich nicht wohnen, und dann möcht' ich auch durchaus nicht die Aussicht auf einen Kirchhof haben. Ich liebe die Menschen und also auch ihr Gedränge. Wenn ich's nicht so veranstalten kann, daß wir (ich verstehe darunter das fünffache Kleeblatt) zusammen essen, so würde ich mich an die table d'hôte im Gasthofe engagiren, denn ich fastete lieber, als daß ich nicht in Gesellschaft (großer oder auserlesen guter) speiste."

In welcher Ausdehnung es ihm gelang, diese häuslichen Plane in Ausführung zu bringen, ist uns unbekannt. Nach unverdächtigen Mittheilungen [1]) lebte der Dichter, während man ihn rings im Herzen trug, und auf dem Papiere ihm einen Triumphbogen nach dem andern baute, zu Leipzig in einem der kleinsten Studentenzimmer, wie späterhin zu Dresden in edler Armuth, die er auf die genialste Weise nicht bloß zu ertragen, sondern zu genießen wußte, innig froh der wiedererlangten Freiheit, der Freundschaft und der Poesie.

Er war zur Meßzeit in Leipzig angekommen. Das Getümmel der Menschen, die bunte Mannigfaltigkeit der Gegenstände beschäftigten ihn ganz. In einem Briefe an Schwan rühmt er sich unzähliger Bekanntschaften, die er dort schon in der ersten Woche gemacht, und nennt darunter Oeser, Weiße, Hiller (den Musikdirector und Componisten), Huber, Jünger (den Theaterdichter) und den Schauspieler Reineke. Seine angenehmste Erholung sey, Richter's Caffeehaus zu besuchen, wo sich die halbe Welt Leipzigs zusammenfinde, und er seine Bekanntschaften mit Einheimischen und Fremden erweitere. Auch seyen ihm von verschiedenen Seiten her verführerische Einladungen nach Berlin und Dresden gemacht worden, denen er wohl schwerlich widerstehen werde. „Es ist so eine eigene Sache", fährt er fort, „mit einem schriftstellerischen Namen, bester

1) Blätter für literar. Unterhaltung, 1836, Nr. 285.

Freund! Die wenigen Menschen von Werth und Bedeutung, die sich einem auf diese Veranlassung darbieten, und deren Achtung einem Freude gewährt, werden nur allzusehr durch den fatalen Schwarm derjenigen aufgewogen, die wie Geschmeißfliegen um Schriftsteller herumsummen, einen wie ein Wunderthier angaffen, und sich obendrein gar, einiger vollgeklecksten Bogen wegen, zu Collegen aufwerfen. Vielen wollt' es gar nicht zu Kopfe, daß ein Mensch, der die Räuber gemacht hat, wie andere Muttersöhne aussehen solle. Wenigstens rundgeschnittene Haare, Courierstiefel und eine Hetzpeitsche hätte man erwartet." Zuletzt bemerkt Schiller noch, er wolle nach dem Beispiele vieler Leipziger Familien einige Monate des Sommers das Landleben genießen. Hiezu wählte er das nahe gelegene Dorf Gohlis, das schon Flemming in seinen Gedichten verherrlicht hat, und wohin ein sehr anmuthiger Spaziergang durch das berühmte Rosenthal führt. [1])

In Gohlis dichtete Schiller das herrliche Lied an die Freude, „jenen unsterblichen Rundgesang, welcher mit den Riesenfittigen dithyrambischer Begeisterung alle Geister und alle Welten umarmt." Es ist ein Ausfluß der freudigen

---

1) Neuerdings ist dort von einem Vereine eine Schiller-Bibliothek gegründet worden, welche die gesammte auf Schiller bezügliche Literatur: die verschiedenen Ausgaben, Erläuterungsschriften, Biographieen u. s. w. umfassen soll. Auch wird daselbst Schiller's Andenken alljährlich durch ein Fest gefeiert.

Gemüthsſtimmung, in der ſich der Dichter ſeit dem Aufenthalte in Leipzig fühlte, die jubelnde Begrüßung des roſigen Morgenlichtes nach langer Nacht. Urſprünglich war es ohne Zweifel für den kleinen Kreis edler und glücklicher Männer beſtimmt, in den ſich Schiller aufgenommen ſah; aber die Begeiſterung, der Adel der Geſinnung, die in ihm herrſchen, das Feuer der Sprache haben es zu einem geſelligen Volksliede gemacht. Ueber die Veranlaſſung zur Entſtehung dieſes Gedichtes gibt es folgende, freilich unverbürgte Erzählung: Auf einem Morgenſpaziergange durch das Roſenthal an der Pleiße ſah Schiller einen halbentkleideten Jüngling in betender Stellung am Flußufer, der eben im Begriffe ſtand, ſich zu ertränken. Schiller redete ihn an und vernahm, daß er ein armer Studioſus der Theologie ſey, der lange mit dem ſchrecklichſten Mangel gekämpft hatte. Der Dichter ſchenkte ihm ſeinen geringen Geldvorrath, und ließ ſich von ihm das Verſprechen geben, wenigſtens acht Tage lang die Ausführung des frevelhaften Entſchluſſes auszuſetzen. In der Zwiſchenzeit wohnte Schiller einer Hochzeitfeier in einer wohlhabenden Leipziger Familie bei. Mitten in der lauteſten Freude ſtand er plötzlich auf, erbat ſich auf ein Paar Augenblicke Gehör, erzählte, was ihm auf jenem Spaziergange begegnet ſey, forderte mit herzlichen, eindringlichen Worten die Anweſenden zu Beiträgen für den Unglücklichen auf, und ſammelte dieſe ſelbſt, im Kreiſe umhergehend, auf einem Teller. Sie fielen reichlich genug

aus, daß der arme Studirende damit sein Leben bis zu einer Anstellung fristen konnte. Im frischen Bewußtseyn solcher That nun, heißt es, sang Schiller seinen Hymnus an die Freude. In diesem Gesange zeigt sich schon ein Streben, welches der Dichter erst später, vom Jahre 1802 an, in Weimar wieder aufgriff, und mit bestimmtem Bewußtseyn verfolgte, nämlich den gesellschaftlichen Gesängen einen höhern Text unterzulegen, und hiedurch die gesellschaftliche Unterhaltung überhaupt zu veredeln. Das Gedicht wird von den höchsten, Alles umfassenden Ideen getragen, und diese Ideen sind dadurch in hohem Grade belebt und veranschaulicht, daß sie einem Bunde von Freunden in den Mund gelegt werden, welche wir sich umarmen und spenden, welche wir singen und in den letzten Strophen sich zu allem Herrlichen, was diese Freude anregt, sich ermuntern sehen und hören. Dazu kommt der Chor, welcher in dieses lebensvolle Gemälde begeistert sprechender und handelnder Menschen, wie der Chor in die antike Tragödie eintritt, bald verallgemeinernd, bald tröstend, bald bekräftigend, und immer die Ideen und Gefühle der Festfeiernden zum Höchsten hinwendend. Uebrigens vergegenwärtigt uns dieser Hymnus sowohl seines Verfassers innige Empfindung für die sympathetischen Neigungen, als seinen stolzen, freien Sinn, also sein ganzes sittliches Ueberzeugungsgefühl.

Ein höherer, kühner Schwung, ein gesteigertes Selbstgefühl zeigte sich jetzt aber bei ihm nicht allein in der

Dichtung, sondern auch im Leben. Die Zuversicht zu einer gesicherten äußern Existenz war so fest in ihm, daß er bald nach der Ankunft in Leipzig brieflich bei Schwan um die Hand seiner Tochter Margaretha anhielt. [1]) Schon ein Jahr, behauptete er, beschäftige ihn dieser Gedanke; [2]) umsonst habe er seine Liebe zu bekämpfen gesucht; der Herzog von Weimar sey der Erste gewesen, dem er seinen Wunsch eröffnet, und dieser habe sich seiner Wahl gefreut. Von ihm dürfe er auch mehr hoffen, wenn es darauf ankomme, durch diese Verbindung sein Glück zu vollenden. Seine äußere Existenz dachte er sich dadurch zu gründen, daß er wieder zur Medicin zurückkehre (die Rechtswissenschaft war schon wieder aufgegeben), damit er seiner Lieblingsneigung nur zum Vergnügen nachhängen könne; mit

---

1) Vielleicht trug zu diesem Entschlusse ein Brief seines Vaters vom 12. Januar 1785 bei, dessen Original mir vorliegt. Dieser Brief ist die Antwort auf einen Brief Schiller's vom 24. November 1784, worin er sich über Margaretha Schwan irgendwie ungünstig geäußert haben muß. Der Vater schreibt ihm: „Was die Anmerkung von der Schwan'schen Tochter betrifft, das wundert uns in Rücksicht auf das, was ehedem hievon gedacht worden ist, von deren Lob ich Seine eigene Aeußerung in Händen habe. Im Durchschnitte möchte doch diese Partie eine bessere gewesen seyn, als ein gewisses Fräulein, um die Er angesucht haben soll."

2) So schrieb er am 24. April 1785, und hatte doch noch am 7. Juni 1784 um Lotte von Wolzogen sich beworben.

aller Anſtrengung des Geiſtes wolle er dem gewiſſen Ziele zuſteuern, der angenehmſte Wunſch ſeines Herzens werde ſeinen Eifer unterſtützen. Noch zwei Jahre, meinte er, und ſein ganzes Glück werde entſchieden ſeyn.

Die jungen Leute ſelbſt ſchienen unter ſich einig zu ſeyn. Margaretha hatte dem Geliebten bei ſeiner Abreiſe ein ſchönes Andenken mitgegeben, und einen Briefwechſel mit ihm verabredet. Aber der Vater gab, ohne auch nur die Tochter mit Schiller's Antrag bekannt zu machen, dieſem eine abſchlägige Antwort, unter dem Vorwande, daß Margaretha wegen der Eigenthümlichkeit ihres Charakters nicht zu ihm paſſe. Schiller brach nun den brieflichen Verkehr mit der Geliebten ab, zur großen Betrübniß des guten Mädchens, das ſich ſein Schweigen nicht zu erklären wußte. Doch beſtand eine freundſchaftliche Verbinduug mit dem Vater fort. „Glauben ſie mir," ſchrieb Schiller noch im Jahre 1788 an Schwan, „daß Ihr Gedächtniß auch in meinem Gemüthe unauslöſchlich lebt, und nicht nöthig hat, durch den Schlendrian des Umgangs oder durch Verſicherungsbriefe aufgefriſcht zu werden." Später, als Schiller, ſchon verheirathet, nach der Heimath reiſ'te, traf Margaretha mit dem Paare der Vermählten, wie es ſcheint, in Heidelberg zuſammen. Das Wiederſehen ſoll den Dichter bewegt, und ſeine Frau die Nebenbuhlerin recht liebenswürdig gefunden haben. Margaretha heirathete einen Andern, und ſtarb im ſechs und dreißigſten Jahre an den Folgen einer Niederkunft.

Ehe wir Schiller von Leipzig wegbegleiten, müssen wir noch einer Bearbeitung des Don Carlos in Prosa für die Bühne gedenken, die, nach Mittheilungen von Boas, dort zu Stande gekommen seyn soll. Boas erhielt eine Abschrift jener Bearbeitung vom Hofrath Dr. Winkler in Dresden, der sie genau nach dem im dortigen Theater-Archiv befindlichen Original anfertigen ließ. Woher Boas die nachfolgenden Notizen über die Veranlassung dieser Bearbeitung, über ihre Aufführung und die Besetzung der Rollen geschöpft, ist nicht angegeben. Er berichtet: „In Gohlis arbeitete Schiller fleißig an seinem Carlos, ohne jedoch an eine Aufführung desselben zu denken. Oft las er Morgens Huber, Jünger und Albrecht die Stellen vor, die er in der Nacht gedichtet hatte, und niemals erwähnte er dabei der Bühne."

„Das Leipziger Theater bestand in jener Zeit aus vielen trefflichen, berühmt gewordenen Mitgliedern, zu denen Schiller in freundlichen Verhältnissen stand. Da war Reineke, des Dichters Intimus, Hempel, Schubert und Böhsenberg; da war Sophie Albrecht, die liebliche Schauspielerin und Dichterin, und Madame Zucker, Böhsenberg's Tochter, eine früh gestorbene holde Künstlerin. Schiller besuchte häufig ihren Cirkel, und nach dem Schauspiele wurde vertraulich und ernsthaft gesprochen über das tiefinnere Wesen des Dramas, über Auffassung und Darstellung tragischer Charaktere. Die Freunde und Freundinnen drangen in Schiller, ihnen den Carlos für die Bühne zu geben;

sie hatten die Rollen schon unter sich vertheilt, und ließen nicht ab mit Bitten. Aber der Dichter wollte sich Anfangs gar nicht dazu verstehen, denn sein Trauerspiel war nicht für den engen Raum der Bretter berechnet; auch hatte er es noch gar nicht vollendet. Als aber die Meinungen aller Kunstverständigen, die er deßhalb befragte, völlig übereinstimmten, der Carlos würde von der Scene aus tief in das Leben des deutschen Volkes eindringen, da gab er nach."

„Er ging nun also an die Umarbeitung und Vollendung des Stückes. Es war viel zu weitläufig angelegt, und bedeutende Verkürzungen zeigten sich nothwendig. Jamben widerstrebten damals den Schauspielern noch, und der Dichter zog ihnen für das Theater die Prosa vor. Die letzten Acte waren noch gar nicht niedergeschrieben, und er mußte sie also hinzudichten, wobei namentlich der Schluß ganz anders ausfiel, [1]) als in jener Lesart, welche die sämmtlichen Werke bringen. Das gab denn Arbeit die Hülle und Fülle; aber Schiller machte sich mit dem unermüdlichen Eifer, der ihm stets eigen war, wenn es die Ausführung eines einmal gefaßten Vorsatzes galt, ans Werk, und vollendete es bald. Die Rollen wurden vertheilt; die Schauspieler beeilten sich, und so konnte denn der Carlos in kurzer Zeit gegeben werden. Die Rollen waren in folgender Art besetzt: Mad. Koch, eine reizende Frauengestalt, spielte die Elisabeth; Reineke, der hohe,

[1]) Siehe die Nachträge von Boas, III, 433 u. ff.

denkende Künſtler, hatte den Poſa übernommen; Sophie Albrecht wurde als Eboli bewundert, und Schauwärt, der ausgezeichnete Intriguant, trat als Alba auf. Die Darſtellung war eine höchſt gelungene, und der Erfolg ſo glänzend, daß die größten Bühnen Deutſchlands, z. B. die Berliner und Dresdener, ſich jenes Manuſcript des Carlos verſchafften, und das Stück darnach aufführen ließen."

Ueber ein kleines Luſtſpiel, das Schiller noch während ſeines Aufenthalts in Dresden, im Körner'ſchen Hauſe, als Scherz im Familienkreiſe verfaßt hat,[1]) läßt ſich zur Zeit noch nichts Näheres berichten. Das Original iſt im Beſitze eines Handſchriftenſammlers, dem daſſelbe, weil Perſönlichkeiten darin auf eine Art berührt worden, daß es ſich nicht zur Veröffentlichung eignet, nur unter der Bedingung überlaſſen worden iſt, das Luſtſpiel nicht bekannt zu machen. Bis jetzt iſt jener Sammler der Bedingung gewiſſenhaft nachgekommen. Es ſteht aber zu hoffen, daß, wenn wir der Zeit der Abfaſſung noch etwas weiter entrückt ſeyn werden, jener Umſtand ſeine bindende Kraft verliere, und uns dann nicht länger ein ſo höchſt intereſſantes Document vorenthalten werde, welches uns den Dichter vielleicht von einer ganz neuen Seite zeigen wird.

Körner mit ſeiner jüngſt angetrauten Frau, und Huber zogen gegen Ende des Sommers 1785 nach Dresden, wo

---

1) S. die Vorerinnerung zum zweiten Drucke von „Schiller's Leben," von G. Schwab.

der Erstere als Appellationsrath angestellt wurde. Schiller folgte ebendahin seinen theuern Freunden im October desselben Jahres.

Die Nachrichten über seinen dortigen Aufenthalt sind nicht weniger dürftig, als über den zu Leipzig. Briefe, die sicherste Quelle für die Lebensbeschreibung eines Schriftstellers, fehlen beinahe ganz in diesem Zeitraume. Das Leben in einer schönen, durch Kunstsammlungen und wissenschaftliche Anstalten, durch den Zusammenfluß von Fremden interessanten Stadt, der Umgang mit Freunden, mit Gelehrten und Künstlern, mit höheren Staatsdienern, mit Männern und Frauen brachte ohne Zweifel Genuß, Anregung, neue Ansichten. Aber Alles, was er außerhalb des engsten Kreises seiner Freunde erfuhr, konnte ihm doch keine Befriedigung gewähren; er mußte sich in jenem glänzend bewegten Leben wie einen Durchreisenden betrachten. Und wie sein Fühlen, so war auch sein Denken der Welt, die ihn umwogte, nicht proportionirt. Schiller war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß er sich der Außenwelt hätte hingeben können, und ihn interessirte mehr das, was die Dinge in ihm hervorbrachten, als diese Dinge selbst. So scheint ihm auch der Verkehr mit Künstlern und Künstlerinnen, und die Anschauung der Kunstsammlungen in Dresden, wie früher in Mannheim, keinen bedeutenden Gewinn gebracht zu haben. Er war einmal nicht für das Anschauliche gemacht.

Von größerm Einflusse war ohne Zweifel für ihn die

ſchöne Natur, die reizende Lage Dresdens und die anmuthige Gegend. Es wird erzählt, eine ſeiner liebſten Erholungen von der poetiſchen Thätigkeit ſey damals geweſen, in einer Gondel die Elbe hinabzufahren, beſonders bei Gewittern, wenn der Strom tobte und Kampf und Aufruhr in der Natur herrſchte. Dann habe er wohl einmal einen ſchmetternden Donnerſchlag mit einem Bravo! begrüßt. Auch hier verweilte er wieder, wie in Leipzig, einige Zeit auf dem Lande. Bei dem Dorfe Loſchwitz an der Elbe beſaß Körner in einem lieblichen, von Rebenpflanzungen eingeſchloſſenen Thale einen Weinberg, wo Schiller im Familienkreiſe ſeines Freundes die ſchönſten Tage verlebte. Man hatte ihm einen Gartenſaal auf der Anhöhe eingeräumt, wo die Weinpflanzung an ein Fichtenwäldchen gränzt. Hier gab er ſeinem in Proſa ſchon fertigen Don Carlos eine ganz neue Geſtalt. Der Druck dieſes Schauſpiels hatte ſchon bei Göſchen in Leipzig begonnen, und eben war Schiller mit der Reviſion des zweiten Actes beſchäftigt, als er an einem ſchönen Herbſttage von der Körner'ſchen Familie zu einer Landpartie eingeladen wurde. Um ſein Werk raſcher zu fördern, entſchloß er ſich zu Hauſe zu bleiben. Die Appellationsräthin hatte aber, in der Vorausſetzung, daß Schiller mitfahren werde, die Schränke und den Keller verſchließen laſſen. So ſah ſich denn der Dichter ohne Speiſe und Trank, ja ſogar ohne Holz. Sein Unmuth ſteigerte ſich noch durch das Plätſchern der Wäſche unter ſeinen Fenſtern, und er machte

endlich seiner üblen Laune durch folgende drollige Strophen Luft, die als ein Document seines bedeutenden Talents für das Komische angesehen werden können:

Unterthänigstes Promemoria
an die
Consistorial-Rath Körner'sche weibliche Waschdeputation
eingereicht von
einem niedergeschlagenen Trauerspieldichter in Loschwitz.

Dumm ist mein Kopf, und schwer wie Blei,
Die Tabaksdose ledig,
Mein Magen leer, der Himmel sey
Dem Trauerspiele gnädig!

Ich kratze mit dem Federkiel
Auf den gewalkten Lumpen;
Wer kann Empfindung, wer Gefühl
Aus hohlem Herzen pumpen.

Feu'r soll ich gießen auf's Papier
Mit angefrornem Finger —
O Phöbus, hassest Du Geschmier,
So wärm' auch Deinen Jünger.

Die Wäsche klatscht vor meiner Thür,
Es plärrt die Küchenzofe,
Und mich — mich ruft das Flügelthier
Nach König Philipp's Hofe.

Ich steige muthig auf das Roß,
In wenigen Secunden
Seh' ich Madrid; am Königsschloß
Hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Gallerie,
Und ſiehe da — belauſche
Die junge Fürſtin Eboli
Im ſüßen Liebesrauſche.

Jetzt ſinkt ſie an des Prinzen Bruſt
Mit wonnevollem Schauer,
In ihren Augen Götterluſt,
Doch in den ſeinen Trauer.

Schon ruft das ſchöne Weib Triumph,
Schon hör' ich — — Tod und Hölle!
Was hör' ich? — einen naſſen Strumpf
Geworfen in die Welle.

Und weg iſt Traum und Feerei!
Prinzeſſin, Gott befohlen!
Der Teufel ſoll die Dichterei
Beim Hemdewaſchen holen.

Gegeben in unſerer jammervollen Lage,
unweit dem Keller.

Friedrich Schiller,
Haus- und Wirthſchaftsdichter.

Den Freund, in deſſen Familie Schiller ſo glückliche Tage verlebte, dieſen redlichen, treuen und klaren Mann, trug er auf jeden Fall als die beſte Ausbeute ſeines Aufenthalts in Dresden davon. Mit Körner fühlte ſich der Dichter nicht allein durch ähnliche Anſichten und Bemühungen verbunden; er fand in ihm auch fortwährend einen lautern und warmen Antheil an ſeiner Perſon und ſeinem Schickſale. In einem ſpäter geſchriebenen Briefe ſchildert

er uns den Freund in folgender Weise: [1]): „Es ist kein imposanter Charakter, aber desto haltbarer und zuverlässiger auf der Probe. Ich habe sein Herz noch nie auf einem falschen Klange überrascht; sein Verstand ist richtig, uneingenommen und kühn; in seinem ganzen Wesen ist eine schöne Mischung von Feuer und Kälte." Was uns Körner schriftlich hinterlassen hat, bestätigt die Richtigkeit dieser Angaben. In einem noch spätern Briefe (an seine Geliebte, Charlotte von Lengefeld) heißt es über ihn: „Sie haben sehr Recht, wenn Sie sagen, daß Nichts über das Vergnügen gehe, Jemand auf der Welt zu wissen, auf den man sich ganz verlassen kann. Und dieß ist Körner für mich. Es ist selten, daß sich eine gewisse Freiheit in der Moralität und in der Beurtheilung fremder Handlungen oder Menschen mit dem zartesten, moralischen Gefühle und mit einer instinctartigen Herzensgüte verbindet, wie bei ihm. Er hat ein freies, kühnes und philosophisch aufgeklärtes Gewissen für die Tugenden Anderer, und ein ängstliches für sich selbst. Gerade das Gegentheil dessen, was man alle Tage sieht, wo sich die Menschen Alles, und den Nebenmenschen Nichts vergeben. Freier als er von Anmaßung ist Niemand; aber er braucht einen Freund, der ihn seinen eigenen Werth kennen lehrt, um ihm diese so nöthige Zuversicht zu sich, das, was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben."

1) Leben Schiller's, von Frau von Wolzogen, Th. I., S. 320.

Auch, wenn Körner mit seiner Familie in der Stadt lebte, vergingen wenige Tage, wo Schiller sie nicht besuchte. Eine Zeitlang war indeß sein Erscheinen in dem Körner'schen Hause seltener, da sich plötzlich eine lebhafte, ja leidenschaftliche Neigung seiner bemächtigt hatte, die viel öfter, wie es in brieflichen Mittheilungen über jene Zeit heißt, „seine Schritte nach dem Tempel der Liebe, als nach dem der Freundschaft hinlenkte.“ Die Anknüpfung dieses Verhältnisses fällt zwar etwas über die Zeit hinaus, die ich als den Gränzpunct der ersten Periode unsers Dichters angenommen habe. Ich lasse aber die Erzählung desselben sogleich folgen, um nicht den Faden des Berichtes über Schiller's Lebensverhältnisse zu oft abzubrechen. Die ersten Nachrichten über jene Leidenschaft verdanken wir dem liebenden Griffel einer zarten Frauenhand (Frau von Wolzogen). Näher hat uns neuerdings Hr. Döring aus K. A. Böttiger's Nachlaß und den Mittheilungen der obenerwähnten Künstlerin Sophie Albrecht über das Verhältniß unterrichtet. Ein Paar betreffende Notizen finden sich in einem mir vorliegenden Briefe der Tochter einer Dame, die gleichzeitig mit Schiller in Dresden lebte, und in demselben Hause wohnte.

Sophie Albrecht, die wir früher als eine Freundin des Dichters kennen gelernt haben, war jetzt eine der ersten Zierden der Dresdner Bühne. Sie lebte, als eine gefeierte Künstlerin, in glücklichen äußeren Verhältnissen, und empfing zahlreiche Besuche von der eleganten Welt beiderlei

Geſchlechts. Eines Abends, als Schiller ſich dort, ſeiner Gewohnheit nach, eingefunden hatte, erſchien, wie uns Döring berichtet, die Wittwe eines penſionirten ſächſiſchen Offiziers, Frau von Arnim, begleitet von ihren beiden erwachſenen Töchtern. Die ältere, Julie, eine hohe, blauäugige Blondine, machte plötzlich einen tiefen Eindruck auf Schiller. „Er ſtand vor ihr,“ ſagt Döring, „mit einer wortloſen Andacht des Gefühls, und wehrte nicht der Flamme, die heimlich und verzehrend in ſeiner Bruſt auflohderte.“ Gelegenheit zu näherer Bekanntſchaft bot ein Maskenball im Winter 178$^{6}/_{7}$. Seitdem hatte Schiller Zutritt in ihrem Hauſe, doch war ihm die Weiſung gegeben, wenn er Licht in gewiſſen Fenſtern des Hauſes ſehe, ſolle er nicht kommen, weil ſie dann in Familiengeſellſchaft ſey. Aber Schiller's Freunde behaupteten, dann empfange die Mutter nur mehr begünſtigte Anbeter ihrer ſchönen Tochter; die intriguante Frau mißbrauche ſeine bethörte Leidenſchaft zur Befriedigung ihrer Eitelkeit, und zur Erreichung ihrer eigennützigen Zwecke. Die laut gewordene, Aufſehen erregende Liebe eines berühmten Dichters zu ihrer Tochter ſchmeichle ihr, und ſie lege es darauf an, deren Reize und Schönheit hierdurch in noch größern Ruf und Credit zu bringen. Deßwegen ziehe ſie ihn an, halte ihn feſt, und mache ihm ſtets Hoffnung, ohne ihm je ſichere Ausſichten zu gewähren. Die Bethörung Schiller's muß einen hohen Grad erreicht haben, da er ſich nicht bloß werthvolle Geſchenke, ſondern ſelbſt baare Summen

entlocken ließ, die von Göschen durch Vorschüsse auf den Don Carlos herbeigeschafft wurden. In den oben erwähnten brieflichen Mittheilungen heißt es: „Meine Mutter erinnert sich recht gut der Geschichte des blauen Bandes, das Schiller in seiner Verliebtheit dem Fräulein von Arnim entwendete und seitdem beständig des Nachts um seine Zipfelmütze geschlungen trug; er sah damit zum Fenster hinaus, wobei meine Mutter öfters Gelegenheit gehabt hat, es von oben herunter zu bewundern."

Ob Julie mit der Rolle einverstanden war, welche die Mutter sie spielen lassen wollte, dürfte schwer zu entscheiden seyn. Schiller's äußeres Erscheinen mochte allerdings wenig Gewinnendes haben. „Seine gewöhnliche Kleidung," so schildert ihn Sophie Albrecht, „bestand in einem dürftigen, grauen Rocke, und die Zubehör entsprach in Stoff und Anordnung keineswegs auch nur den bescheidensten Anforderungen des Schönheitssinnes. Neben diesen Mängeln der Toilette machte seine reizlose Gestalt und der häufige Gebrauch des Spanioltabaks einen ungünstigen Eindruck, den das tiefgesenkte, immer sinnende Haupt noch vermehrte." Allein nach den Thränen zu urtheilen, welche die Trennung, wie uns berichtet wird, dem Mädchen gekostet hat, war sie an dem Betruge der Mutter gewiß nicht mit Willen betheiligt. Auch gedachte Schiller später, als er beruhigt auf das Verhältniß zurückblicken konnte, ihrer stets noch mit Achtung und freute sich, daß sie die glückliche Gattin eines Grafen von K... geworden war.

Wie dem aber auch seyn mochte, Schiller's Freunde glaubten Alles aufbieten zu müssen, ihn diesen Fesseln zu entreißen. Endlich schien nur eine Ortsveränderung ihn retten, ihn heilen zu können. Die Freunde drangen nun selbst, so schmerzlich sie seinen Umgang entbehrten, auf schleunige Entfernung. Aber wohin sollte er sich wenden? Schröder aus Hamburg hatte ihn freilich schon im October 1786, nachdem Schiller ihm den Don Carlos zugesandt, aufs Freundlichste zu sich eingeladen. In einem Briefe vom 18. October, dessen Original mir vorliegt, schreibt er: „Meine schnelle Antwort sey Ihnen ein Beweis, wie angenehm mir Ihr Brief war. Ich erstaunte über den Flug der Ideen in den Räubern, bewunderte den größern Theil des Fiesco; aber ich zweifelte, daß ein so kühnes Genie sich zu der Simplicität würde bequemen können, die einem Theatergemälde einzig allgemeinen und dauernden Beifall schaffen kann. Ihr Carlos überzeugt mich vom Gegentheile; und nun wünsche ich nichts so sehr, als mich mit Ihnen zu verbinden — mit Ihnen, der allein meine Ideen realisiren kann. Ich fühle mich zu schwach dazu; aber ein langer und vertrauter Umgang mit dem Handwerksmäßigen des Theaters kann Ihnen vielleicht von Nutzen seyn. — Aber ein dramatischer Schriftsteller muß durchaus an dem Orte seyn, wo sich die Bühne aufhält, für die er schreibt. Sind Sie frei? Können Sie Dresden gegen Hamburg vertauschen? Und unter welchen Bedingungen? — Beck hat mir einen Theil der Behandlung erzählt, die Sie in

Mannheim erfuhren — glauben Sie nicht, daß die hiesige Einrichtung im mindesten mit der dortigen sympathisire; mehr kann ich Ihnen darüber nicht schreiben." Aber Schiller lehnte, wie aus späteren Briefen von Schröder erhellt, zu dessen größtem Bedauern das Anerbieten ab, aus welchen Gründen, geht nicht aus Schröder's Briefen hervor. Vielleicht fesselte ihn eben jene Leidenschaft, die um die Zeit dieser Correspondenz in ihrer ersten Glut war. Von anderer Seite hatte ihn schon längst seine Freundin, die Frau von Kalb, welche unterdessen von Mannheim nach Weimar gezogen war, eingeladen, nach ihrem jetzigen Wohnorte zu kommen. Welcher Ort konnte ihn aber mehr anziehen, als Weimar, wo ihm auch schon die Anträge Wieland's, Mitarbeiter am „Deutschen Merkur" zu werden, eine liebevolle Aufnahme und ein freundschaftliches Verhältniß mit den größten Geistern Deutschlands versprachen? So begab er sich denn dorthin im August 1787 [1]) mit dem trüben Gefühle halberhörter Liebe, unmöglicher Hoffnungen, und dem theuer bezahlten Gewinn neuer Erfahrungen.

Ein Denkmal des interessanten Verhältnisses, wovon wir gesprochen, ist uns in einem vom 2. Mai 1787 datirten, an Fräulein von Arnim gerichteten Gedichte erhalten,

---

1) Frau von Wolzogen gibt unrichtig den Frühling als die Zeit der Abreise an. Obige Angabe ist Schiller's eigenhändigem Notizbuche entnommen.

worin indessen keine Spur von glühender Leidenschaft zu finden ist. Es ist in durchaus gemäßigtem Tone gehalten, und läßt vermuthen, daß Schiller schon vor der Abreise von Dresden zu ruhiger Besinnung über das Verhältniß gelangt war. Es lautet:

Ein treffend Bild von diesem Leben,
Ein Maskenball, hat Dich zur Freundin mir gegeben;
Mein erster Anblick war — Betrug.
Doch unsern Bund, geschlossen unter Scherzen,
Bestätigte die Sympathie der Herzen.

Ein Blick war uns genug;
Und durch die Larve, die ich trug,
Las dieser Blick in meinem Herzen,
Das warm in meinem Busen schlug.
Der Anfang unsrer Freundschaft war nur — Schein,
Die Fortsetzung soll Wahrheit seyn.

In dieses Lebens buntem Lottospiele
Sind es so oft nur Nieten, die wir zieh'n.
Der Freundschaft stolzes Siegel tragen Viele,
Die in der Prüfungsstunde treulos flieh'n.
Oft sehen wir das Bild, das unsre Träume malen,
Aus Menschenaugen uns entgegenstrahlen.
Der, rufen wir, der muß es seyn!
Wir hoffen es — und es ist — Stein!
Den edlen Trieb, der weichgeschaff'ne Seelen
Magnetisch an einander hängt,
Der uns bei fremdem Leiden, uns zu quälen,
Bei fremdem Glück zu jauchzen drängt,

Der uns des Lebens ſchwere Laſten tragen,
Des Todes Schrecken ſelbſt beſiegen lehrt,
Durch den wir uns der Gottheit näher wagen,
Und leichter ſelbſt [1]) das Paradies entbehrt —
Den edeln Trieb, Du haſt ihn ganz empfunden;
Der Freundſchaft ſeltnes, ſchönes Loos iſt Dein.
Den höchſten Schatz, der Tauſenden verſchwunden,
Haſt Du geſucht — haſt Du gefunden,
Die Freundin eines Freund's zu ſeyn.

Auch mir bewahre dieſen ſtolzen Namen,
Ein Platz in Deinem Herzen bleibe mein;
Spät führte das Verhängniß uns zuſammen,
Doch ewig ſoll das Bündniß ſeyn.
Ich kann Dir nichts, als treue Freundſchaft, geben,
Mein Herz allein iſt mein Verdienſt.
Dich zu verdienen, will ich ſtreben —
Dein Herz bleibt mir — wenn Du das meine kennſt.

Auf Fräulein von Arnim hat man auch ein anderes Gedicht von Schiller beziehen wollen, das ſich in der Gedichtſammlung unter der Ueberſchrift Der Kampf findet, zuerſt aber in der Thalia unter dem Titel Freigeiſterei der Leidenſchaft erſchien, mit dem Zuſatze: Als Laura vermählt war, im Jahre 1782. Es iſt mit dem Buchſtaben Y unterzeichnet, gleichſam, als gehörte es noch den Zeiten der Anthologie an. Außerdem verwahrt ſich der Dichter in einer Note, daß man ihm den Inhalt des-

1) Schwab conjicirt „ſich“ ſtatt „ſelbſt.“

ſelben nicht als ſeine ernſtliche Meinung zuſchreibe. „Ich habe um ſo weniger Anſtand genommen," erklärt er ſich, „die zwei folgenden Gedichte (das genannte und die Reſignation) hier aufzunehmen, da ich von jedem Leſer erwarten kann, er werde ſo billig ſeyn, eine Aufwallung der Leidenſchaft nicht für ein philoſophiſches Syſtem, und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntniß des Dichters anzuſehen. Widrigenfalls möchte es übel um den dramatiſchen Dichter ausſehen, deſſen Intrigue ſelten ohne einen Böſewicht fortgeführt werden kann; und Milton und Klopſtock müßten um ſo ſchlechtere Menſchen ſeyn, je beſſer ihnen ihre Teufel glückten." Es iſt nicht zu bezweifeln, daß jene Angabe und dieſe Verwahrung eine bloße Myſtification des Publicums iſt. Die Verfolgungen, welche Schiller bisher erfahren hatte, und der Wunſch, eine feſte Stellung im bürgerlichen Leben zu erhalten, legten ihm gewiſſe Rückſichten der Klugheit auf. Dieſes, in ſeiner unverſtümmelten Geſtalt (wo es ſechszehn Strophen mehr hat) höchſt bedeutſame Gedicht gehört offenbar nicht der Periode der Anthologie an, und trägt zugleich, wie alle lyriſchen Erzeugniſſe dieſer Zeit, eine ſolche wahrhaftige Lebenswirklichkeit in jedem Verſe, daß man ſieht, es habe ſich unmittelbar aus leidenſchaftlichen Stimmungen und Ueberzeugungen hervorgedrängt, die den Dichter im tiefſten Gemüthe bewegten. Auf Fräulein von Arnim kann indeß das Gedicht nicht bezogen werden, da Schiller ſie erſt im Winter

1786/7 kennen lernte, und die Pièce schon im ersten Hefte der Thalia vom Jahre 1786 mitgetheilt wurde. Ich beziehe dieses Gedicht, wie die Resignation, auf die halb verzweifelnde Stimmung, welche das gewaltsam zerrissene Verhältniß mit Margaretha Schwan in seinem Herzen zurückließ. Es ist darin die Situation angenommen, daß die Geliebte sich mit einem andern Manne vermählt habe, den sie nicht liebt, und daß sie nun, von der treuen Liebe des Zurückgesetzten und ihrem eigenen Unglück überwältigt, in einer unbewachten Stunde dem Entsagenden durch Kuß und Umarmung ihre liebende Empfindung verrieth. Dieses Augenblickes noch voll, und voll der süßesten Hoffnung, weis't der Erhörte in dem Conflict von Glück und Recht Alles zurück, was ihn an der Erreichung seines Glückes hindern kann, so wie Don Carlos im Drama die eingeführten Ehegesetze nicht anerkennt, welche ihm das Weib entrissen haben, das von der Natur und dem Himmel ihm bestimmt war. Dieselbe Idee also, die in der Liebe des Don Carlos zu Elisabeth dramatisch dargestellt ist, findet sich hier lyrisch behandelt. Der allgemeine Gegensatz, welcher beinahe alle Gedichte der ersten Periode trägt, wird hier gegen die Ehe gewandt, welche, nach des Dichters vorausgesetzter Ansicht, bei nicht vorhandener Liebe des einen Theils, der Vernunftidee nach, ungültig ist.

Da aber in dem Gedichte keine Versöhnung, keine Ausgleichung jenes Gegensatzes liegt, so schickte ihm Schiller in der Thalia ein zweites Gedicht, die Resignation,

nach, worin jene Diſſonanz, ſo weit es möglich iſt, aufgelöst wird. Es iſt eine freilich nebelige Scene in der jenſeitigen Welt, wo ein eben Verſchiedener, gleichſam ehe er ſeine Reiſe nach der Ewigkeit antritt („auf ihrer finſtern Brücke") vor einer verhüllten Geſtalt, die er für die vergeltende Gerechtigkeit hält, ſeine Klagen erhebt, und ſeinen Lohn fordert. Aber ſtatt ihrer antwortet ihm ein „Genius", daß er für den Mangel an ſinnlichem Wohlergehen („Genuß") ſich ſelbſt durch eine ideale Betrachtung der Dinge („Glaube, Hoffnung") entſchädigt habe, welche mit materiellem Glücke unvereinbar ſey. Dieſes Glück, welches nur in momentanen Anregungen beſtehe, könne in der Ewigkeit (die über der Zeit iſt) nicht nachgeholt werden — nur innerhalb der Sphäre des diesſeitigen Menſchenlebens, der „Weltgeſchichte", gebe es eine äußere Vergeltung, finde ſich das „Weltgericht". — Während Schiller früher glaubte, des äußern Glückes nicht zu bedürfen, es ſich machen, es erſtürmen zu können, beklagt er jetzt, nach den herbſten Erfahrungen, die Unzulänglichkeit der menſchlichen Natur, die Glück und Tugend, Genuß und Glauben, Reales und Ideales nicht mit einander zu verbinden vermöge, ſo daß der Menſch ſich entweder für das Eine oder das Andere entſcheiden müſſe. Auf dieſem hier zuerſt hervorbrechenden Ueberzeugungsgefühle wuchs ſeine ganze ſpätere Lebensanſicht empor.

Die beiden Gedichte, die Freigeiſterei aus Leidenſchaft und die Reſignation, und das früher beſprochene Lied an

die Freude, welche alle drei das Glück an und für sich, oder in seinem Widerstreite mit dem Rechte und der Sittlichkeit, zum Gegenstande haben, gehören zu dem Ergreifendsten, was Schiller gedichtet hat. Sie fanden einen so ungeheuren Beifall, daß sie noch vor dem Drucke in hundert Abschriften in Deutschland umhergingen, und daß es bald weder ihres Druckes, noch ihrer Abschriften bedurfte, so tief hatten sie sich in Herz und Gedächtniß der deutschen Jugend eingeprägt!

Von geringerm Belange ist der in dieser Zeit gedichtete [1]) Menschenfeind, oder, wie dieses Fragment in der Thalia (1790) benannt ist, der versöhnte Menschenfeind. Das Adjectiv „versöhnt" läßt uns die beabsichtigte Entwickelung vermuthen. Auch entsann sich Körner aus damaligen Unterredungen mit dem Dichter, daß der uns hier vorgeführte Menschenfeind Hutten zuletzt, nach hartnäckigem Widerstreben, von Rosenberg besiegt werden sollte, und daß die Erscheinung einiger Menschenfeinde anderer Art bestimmt waren, diesen Erfolg zu begünstigen. Erwägen wir, wie Hutten mit der zartesten, innigsten Liebe die Natur umschließt, aus deren ungetrübtem Spiegel ihm überall das Bild des göttlichen Geistes entgegentritt, wie er nicht den Menschen im Allgemeinen, sondern die Menschen haßt, die seinem liebenden, von allem Guten und

1) Daß er dieser Zeit angehört, erhellt aus einem Briefe des Dichters, in Schiller's Leben, von Frau von Wolzogen, II. 62.

Schönen überfließenden Herzen so tiefe Wunden schlugen: so ist uns das Original zu einem solchen Charakter nicht unbekannt. Schiller durfte sich nur manche in Mannheim und Bauerbach erlebte Stimmungen vergegenwärtigen, um ihn zu zeichnen. So ist auch diese Figur eine Seite von unserm Dichter selbst.

Das Hauptwerk aber, welches in Dresden zur Vollendung gedieh, war Don Carlos, mit welchem sich die erste Periode von Schiller's Leben ruhmvoll abschließt. Ehe wir uns in eine Charakteristik jenes großen Weltdramas einlassen, wollen wir einen Augenblick die successive Bildungsgeschichte desselben verfolgen, wie es allmälig wachsend, in mannigfachen Metamorphosen sich erweiternd, ergänzend und veredelnd, zu der Tragödie sich gestaltete, die uns nun in Schiller's Werken vorliegt.

Der erste Act, der in Mannheim gedichtet wurde, und im ersten Hefte der Rheinischen Thalia erschien,[1]) ist gleichsam nur ein reicher Stoff zu einem künftigen Kunstwerke; er besteht aus einzelnen, durch prosaische Erzählung unterbrochenen Scenen. Hier mußte später am meisten verändert werden; vieles Weitschweifige wurde zusammengezogen, aber auch einzelne charakteristische Züge und Stellen von tiefem Gehalte und jugendlicher Frische wurden der Idee des Ganzen geopfert. Einiges wurde auch umgedichtet oder neu beigegeben.

---

1) S. meine Supplemente zu Schiller's Werken, II. S. 9 bis S. 78.

Die zweite und dritte Scene des zweiten Aktes erschienen im zweiten Hefte der Thalia 1785, und sind wohl größtentheils in Leipzig geschrieben. Hier sind später schon weniger Stellen gestrichen worden, und nur einige sind abgeändert. In der That war hier auch entweder nur Weniges, oder Alles zu verändern. Denn die Unterredung des Don Carlos mit seinem Vater ist nicht nur eine unnatürliche, sondern eine unmögliche Situation. So konnte der Prinz, ohne ein verächtlicher Heuchler zu seyn, — und „heucheln konnt' er nie", urtheilt Alba von ihm. — bei dem tiefbegriffenen ungeheuern Gegensatze zu seinem Vater und der strafbaren Leidenschaft zu seiner Mutter, die er in den vorigen Scenen ausgesprochen hat, zu seinem Vater nicht reden.

Die Scenen vom vierten Auftritte des zweiten Aktes bis zum dreizehnten einschließlich wurden 1786 in das dritte Heft der Thalia eingerückt, und sind also wohl in Leipzig und größtentheils in Dresden verfaßt. Sie bezeichnen die Fortschritte des Dichters auf eine glänzende Weise. Die Sprache ist reiner, der Ausdruck gedrungener, der Vers fließender; die Charakteristik der Leidenschaft, ja der Personen ist schärfer, und die Grundidee, die Anfangs, dem Dichter selbst verhüllt, im Dunkeln schuf und trieb, tritt mächtig und klar hervor, und versammelt und verknüpft die zerstreuten Glieder zu einem Ganzen; daher denn auch hier die Masse des später Beibehaltenen sehr

groß ist. Daneben war in Leipzig die von Boas verdffentlichte prosaische Bearbeitung für die Bühne entstanden, welche dem Dichter den großen Vortheil gebracht hatte, sich in dem Gegenstande besser zu orientiren und vollkommen Herr über die Masse des Stoffes zu werden.

Als nun Schiller im Spätherbste 1786 seine Tragödie endlich auch in metrischer Form beendigt hatte, unterwarf er die in der Thalia schon gedruckten Scenen einer kritischen Sichtung, und gab das Stück vollständig im Jahre 1787 heraus. Jene revidirten Acte sind in dieser ersten Edition schon sehr abgekürzt, und halten in Bezug auf Ausführlichkeit die Mitte zwischen dem Texte der Thalia und dem jetzigen. Schiller mußte kürzen, denn welche Unförmlichkeit wäre entstanden, wenn er die Dialoge der Thalia in ihrer endlosen Breite und oft massiven Derbheit unverändert mit den neuen, schon prägnanten und feingegliederten Scenen der ersten Ausgabe zu einem Körper hätte aneinandersetzen wollen!

Und so wurde auch später, bei jeder neuen Auflage, möglichst viel ausgestrichen, und zugleich einiges Nothwendige verändert, um die ungeheure Masse, so viel es sich thun ließ, einem dramatischen Kunstwerke anzunähern. Besonders große und durchgreifende Abkürzungen erfuhr Don Carlos in der Leipziger Ausgabe vom Jahre 1801, also zu einer Zeit, wo Schiller nach der Beendigung des Wallenstein, im Umgange mit Goethe, wie er selbst versichert, einen neuen Menschen angezogen hatte. Endlich,

kurz vor seinem Tode, legte der Dichter für sein bei Cotta erscheinendes „Theater“ an das Stück die letzte, leise verbessernde Hand.

Nach dieser übersichtlichen Bildungsgeschichte des Don Carlos, von seinem Beginne bis zur jüngsten Gestalt, wovon jetzt die Acten dem Publicum in meinen Supplementen zu Schiller's Werken [1]) zur Einsicht offen gelegt sind, werde ich demnächst die Stellung dieser Tragödie zu den bisherigen Dramen kurz anzugeben haben. In den Räubern, in Fiesco, in Cabale und Liebe ist, wie gezeigt worden, eine aus dem sittlichen Unmuthe des jugendlichen Schiller hervorgehende Auflehnung gegen das Bestehende die gemeinschaftliche Idee. Don Carlos verhält sich nun zu jenen, wie das Ziel zum Wege. Eine ethische Gedankenbildung ist in jenen eingeleitet und fortgeführt, in diesem vollendet und abgeschlossen. In jenen wird niedergerissen und weggeräumt, in diesem soll das neue Gebäude des menschlichen Daseyns gegründet und aufgeführt werden. Die ersten drei Trauerspiele haben demnach einen negirenden, polemischen Charakter, das vierte hat einen affirmirenden, positiven Charakter; jene sind revolutionär, dieses ist constitutiv. Was er nicht will, hat der Dichter zuerst mit blutendem Herzen in mehreren Weisen auseinandergesetzt, und dann, was er will, mit befreiter, begeisterter Seele in ein großes Gemälde zusam-

[1]) B. II, S. 3 bis S. 252.

mengefaßt. Daher der ganz verſchiedene Eindruck, den das neue Drama macht. Jene negirenden Tragödien zerreißen unſer Herz, und laſſen, trotz ihres moraliſchen Ausganges, in unſerm ſittlichen Gefühle eine ſchmerzhafte Wunde zurück; Carlos dagegen zaubert uns in eine höhere Ordnung der Dinge, in ein Erdenparadies der Bruderliebe und Bürgerfreiheit, deſſen Vorſtellung immer auf unſere edelſten Kräfte eine wohlthätige und erhebende Wirkung haben wird, auch wenn der berechnende Verſtand dieſen glücklichen und vernunftgemäßen Zuſtand der menſchlichen Geſellſchaft nur für einen ſchönen Traum halten ſollte.

Unterſchieden wir bisher immer zwei ſittliche Lebensgrundtriebe in Schiller, von denen an den früheren drei Dramen beinahe nur der eine Trieb, die Freiheitsliebe, ſich bethätigte, ſo ſehen wir an dieſem Stücke beide Triebe einſtimmig arbeiten, Schiller's hohen Freiheitsſinn und ſeines Herzens ſchöne Menſchlichkeit. Dieſe Tragödie hat treffliche, ſich ergänzende Aeltern: einen heroiſchen Vater und eine zärtlich liebende Mutter. Hierin ſteht bei aller ſonſtigen Verſchiedenheit unſer Drama doch noch den Räubern am nächſten. Denn in den Räubern iſt nicht nur eine umfaſſendere Idee, ſondern auch mehr Totalität und Harmonie der ſittlichen Kräfte, mehr Innigkeit und Wärme des Gefühls. Schiller's Bedrängniſſe und Noth nach ſeinem Austritte aus der Carlsſchule unterdrückten ſeine feineren Gemüthskräfte, und wenn wir den Fiesco und Cabale und Liebe leſen, wird es uns eben ſo beklommen zu

Muthe, als es dem Verfasser über dem Dichten unbehaglich war. Erst Don Carlos gibt uns den ganzen Schiller geläutert wieder.

Schiller beabsichtigte, wie früher berichtet wurde, einen zweiten Theil der Räuber zu schreiben, der die Dissonanzen des ersten auflösen sollte, — der Idee nach ist nun eben Don Carlos dieser zweite Theil der Räuber. Denn die Welt, welche in den Räubern in Trümmer zerschlagen worden ist, wird in Don Carlos auf idealem Fundamente wieder aufgebaut. Und da sich dem Auge des Betrachtenden mehrere Arten von Mißständen in der wirklichen Welt zeigten, so mußte auch der poetische Tadel in mehrere Formen — in mehrere Stücke auseinander treten; da aber nur Eine Vorstellung in der Seele des Dichters lebte von dem, was seyn sollte, so konnte auch nur eine kosmopolitische Tragödie von positivem Charakter gedichtet werden. Schiller konnte in der Art des Don Carlos, ohne sich zu wiederholen, kein zweites Stück schaffen; dieser ganze Kreis war abgeschlossen und in ihm das Höchste erreicht.

Wenn wir nun dem Don Carlos, im Gegensatze zu den früheren Dramen, einen positiven Charakter zuschreiben, so meinen wir damit nur so viel, daß seine Haupttendenz nicht eine ernste Satyre oder poetische Kritik, sondern eine begeisterte Enthüllung der Idee ist. Mit diesem idealen Uebergewichte können aber einzelne polemische Ausfälle recht gut bestehen, so wie überhaupt diese ganze

Tragödie, gleich den früheren, auf den Gegensatz des realen Gesellschaftszustandes zu einem idealen gegründet ist.

Die herbsten polemischen Angriffe, zumal in später unterdrückten Stellen der Thalia, sind gegen das Kirchliche, und namentlich gegen den verschlechterten Katholicismus gerichtet. Als Schiller sich seines politischen Gährungsstoffes entledigt hatte, und sich in den Ländern milderer Fürsten wieder behaglicher fühlte, wandte seine strafende Muse ihren Unwillen vorzugsweise gegen mißfällige Formen des Christenthums. Im Don Carlos, im Gedichte Freigeisterei aus Leidenschaft, im Geisterseher bis zu den Göttern Griechenlands spricht sich das deutlich genug aus. Besonders durch den Charakter Domingo's, der zugleich Beichtvater, Kuppler und Verführer ist, so wie durch den Charakter des Königs und Alba's hat der Dichter das Wort erfüllt, welches er in einem Briefe an Reinwald gab: „Außerdem will ich es mir zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen, und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger stellen. Ich will — und sollte mein Carlos auch für das Theater verloren gehen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen."

Die Grundidee der ganzen Tragödie ist demnach der Conflict eines mit Vorliebe in seiner Herrlichkeit geschilderten neuen Alters der Menschheit mit einer veralteten Zeit, und der temporelle Sieg des Schlechtern über das

Bessere. Schiller selbst sagt, es habe sich unter den beiden Freunden ein enthusiastischer Entwurf gebildet, den glücklichsten Zustand hervorzubringen, welcher der menschlichen Gesellschaft erreichbar sey, und von diesem enthusiastischen Entwurfe, wie er nämlich im Conflicte mit der Leidenschaft erscheine, handle das Drama. [1]) Hier können wir nur dem Zusatze nicht beistimmen, daß diese kosmopolitischen Ideen in Gegensatz zu der leidenschaftlichen Liebe des Prinzen gestellt seyen. Nein! vielmehr ist die Liebe dem Drama gar nicht wesentlich, und nur aus der ersten Anlage in der Thalia mit herübergenommen, und sie greift nur dadurch in die Grundidee des Dramas ein, daß sie selbst dem Contraste der Idee mit den bestehenden Einrichtungen einverleibt und ihm untergeordnet ist. Elisabeth war ja dem Don Carlos „zuerkannt von Himmel und Natur", und ist ein Opfer der Convenienz geworden. Er selbst nennt „die Rechte der Liebe" älter, als „die Formel am Altar", und die Königin, in der letzten Scene gleichsam ihre bisherige Rolle mit der des Don Carlos vertauschend, deutet es an, daß sie ihr Herz nicht mehr durch eine aufgenöthigte Pflicht wolle beschränken lassen. In dem Reiche eines Marquis Posa gibt es vermuthlich auch andere Ehegesetze! So ist Carlos' Liebe zu seiner Stiefmutter ganz übereinstimmend mit der Gesammttendenz des Dramas.

---

[1]) Briefe über Don Carlos.

Nach der Grunddifferenz unſers Stückes treten auch die Perſonen in zwei Partien auseinander; und wie Poſa, Don Carlos, und auch die Königin, eigentlich nur ſymboliſche Figuren für Schiller'ſche Tugenden ſind, ſo ſind auch die Charaktere des andern Gebiets nur als Gegenbilder ſeiner Ideale gezeichnet. Wie Franz Moor in den Räubern, Gianettino Doria im Fiesco, ſo verdanken auch ſie ihre Geſtaltung dem Contraſte. Diesmal ſollte aber in der Charakterzeichnung alles Herbe und Milde vermieden werden;[1]) Philipp durfte daher nicht als ein Ungeheuer dargeſtellt werden, ſondern er erſcheint als höchſt bemitleidenswürdig. Der mächtigſte Monarch der Welt jammert, daß er keinen Menſchen habe, der ihn liebt, und in ihm ſelbſt darf ſich, nach den Worten des Großinquiſitors, kein menſchliches Gefühl regen. Von Allen um ihn her ſieht er ſich nur geſchmeichelt, gehaßt, verachtet oder getäuſcht, und den einzigen redlichen Diener, den Grafen Lerma, verkennt er, ſo daß auch dieſer ſich von ihm ab zu Don Carlos wendet. Der mächtigſte Herrſcher iſt ein Sklave der Inquiſition; doch empfindet er den Wellenſchlag des neuen Jahrhunderts an ſeiner bebenden Bruſt, und beweint im Tode ſeines Verräthers Poſa ſeine erſte Liebe zu einem menſchlichen Weſen. So wiederholt ſich in dieſem Charakter der allgemeine Contraſt der Tragödie. Aber Philipp iſt nicht durch Motive aus ſeinem

[1]) Thalia, Heft I, S. 68.

Gebiete entschuldigt und menschlich gemacht, sondern dadurch bringt ihn der Dichter uns näher, daß er ihn in seine eigene Ideenbewegung mit hineinreißt, und zum sentimentalen Tyrannen macht. Eben so sind auch die übrigen Charaktere ganz subjectiv behandelt, und eigentlich nur Formen für die Idee des Dichters, nicht in sich selbst ruhende Gestalten.

Hieraus erhellt schon, wie schwach die Charakterzeichnung in unserm Drama ist. Solche Schemata können uns von sittlicher Seite befriedigen, vielleicht selbst begeistern; dem gebildeten ästhetischen Sinne können sie nicht gefallen. Denn der Mangel einer concreten, objectiven Gestaltung läßt sich durch keine Lebendigkeit des Gefühls und keine sonstige Kunst ersetzen. Am gelungensten dürfte unter den Männern noch die untergeordnete Figur des Lerma seyn, da sie mit keinerlei Rhetorik behaftet ist. Von den Frauen trägt entschieden die Königin den Preis davon; ja sie ist von allen Frauen der ersten Periode am meisten objectiv gehalten. Dieß erklärt sich zum Theil daraus, daß dem Dichter zu diesem Charakter ein wirkliches Musterbild vorschwebte, die Frau von Kalb. [1]) Im Contrast zur Elisabeth steht dann wieder die Fürstin von Eboli. Jene repräsentirt die natürliche und freie, diese, vor ihrem Falle, die gemachte und eigennützige Tugend, — ein Unterschied, den der Philosoph

1) Schiller's Leben, von Frau von Wolzogen, I, S. 205.

Posa in einer psychologisch höchst bedeutungsvollen Stelle (Act 2, Sc. 15) selbst auseinandersetzt.

Weil dieß Stück aber mehr, als ein anderes, aus Ideen herausgearbeitet ist, so ist dasselbe auch das am meisten rhetorische. In die früheren Dramen floß schon durch ihre vorherrschende Polemik mehr Leben, Raschheit, Wechsel; im Don Carlos herrscht eine gewisse breite Ausführlichkeit und Erschöpfung der Ideen, an denen dem Dichter Alles gelegen ist, und für die er Andere zu gewinnen und zu begeistern sucht. Eine beiläufige Ursache dieser Breite waren auch die Jamben, die er auf den Ausspruch Wieland's hin, daß ein vollkommenes Drama in Versen geschrieben seyn müsse, noch mehr aber aus innerm Drange, für sein Gemälde gewählt hatte. Die sanften Regungen seines Herzens fanden in ihnen eine Form, in welcher sie sich bequem in alle Theile der Dichtung ausbreiten konnten, und der ungestüme Heroismus seiner Seele wurde durch diese rhythmische Form, welche alles Rohe und Widerliche abwies, gemäßigt. Da er aber des neuen Versmaßes nicht sogleich Herr war, so konnte es an manchen wenigsagenden, zur Ausfüllung des Metrums dienenden Versen und Halbversen nicht fehlen.

Was endlich die Oeconomie des Dramas betrifft, so muß vor Allem in Erinnerung gebracht werden, daß das Stück im Verlaufe der Zeit, worin es allmälig entstand, zu etwas ganz Anderm wurde, als worauf es ursprünglich angelegt war. Zuerst sollte es „ein Familien-

gemälde aus königlichem Hause" werden, also ein Stück, wie Cabale und Liebe, welches so viel Beifall gefunden, nur in einer höhern Sphäre. Denn Schiller's Dramen steigen stufenmäßig in immer höhere Kreise der Gesellschaft. Aber die Tragödie wurde gleichsam wider seinen Willen zu seinem letzten, auf sittlich-politischen Ideen ruhenden Drama, welches allen andern die Krone aufsetzte. So viel mächtiger wirkt in einem originellen Geiste der innere Entwickelungsgang, als ein mit diesem Bildungsprocesse nicht übereinstimmender Vorsatz. Hierdurch entstand aber natürlich für die Gliederung des Ganzen eine große Unbequemlichkeit. Denn der veränderten Grundidee gemäß mußte der ganze Plan umgeformt, und das noch zu Dichtende mußte dem schon Gedruckten, welches sich das Publicum nicht mehr entreißen ließ, angepaßt werden. Vielleicht war es unmöglich, diese ungleichartigen Bestandtheile vollkommen mit einander zu verschmelzen.

Es darf uns daher nicht wundern, daß durch den ungeheuern Beifallssturm, womit das Werk aufgenommen wurde, auch Stimmen der Kritik durchtönten, welche Zweifel gegen die kunstgerechte Composition desselben erhoben. Dieß veranlaßte den Dichter, zwei Jahre später, eine Reihe vortrefflich geschriebener „Briefe über Don Carlos" herauszugeben, welche indeß, weit entfernt, alle Bedenken zu lösen, in einem wesentlichen Puncte die richtige Auffassung eher zu verwirren, als aufzuhellen scheinen. Die Zweifel drehen sich vorzüglich um Posa, wie er sich des

Vertrauens des Königs bemächtigt, und dann als Hauptperson die Handlung fortführt.

Zunächst befremdet es, daß der König einen ganz unbekannten Menschen zum Vertrauten und Beaufsichtiger seiner Familienangelegenheiten machte. Besaß er doch, was einem „Menschenkenner," wie Philipp, nicht entgehen konnte, an seinem Hofe einen treuen, redlichen Diener in Lerma. Aber der König, so rechtfertigt sich Schiller, verschmähte die Dienste Lerma's, weil er ihn für die Königin eingenommen glaubte (Act 3, Sc. 2 am Ende). Wenn wir diesen Beweggrund auch zugeben könnten, so bleibt es noch immer unerklärlich, wie Philipp gerade dem Marquis die innersten Angelegenheiten seines Hauses anvertraute. Der König findet in Posa einen Mann, der den Muth hat, seine Ueberzeugungen frei auszusprechen. Und wegen dieser edeln Kühnheit sollte der weltkundige Philipp den Posa für tauglich halten, den geheimen Auflaurer seiner Gemahlin und seines Sohnes zu machen? Wie wenn ein Enthusiast, bloß seiner Offenherzigkeit wegen, geeignet wäre, den wirklichen Thatbestand einer dunkeln Angelegenheit ans Licht zu ziehen! Offenbar hat sich hier der Dichter einer Spitzfindigkeit bedient, statt den Schritt des Königs gehörig zu motiviren. Philipp will „Wahrheit," und zwar über das Verhältniß seiner Gemahlin zu seinem Sohne, und findet eine ganz andere Wahrheit, nämlich Freimüthigkeit, im Marquis, und also vertraut er sich ihm an! Im prak-

tischen Leben aber sind wir zu klug, um uns durch solche Begriffsverwechselungen irre führen zu lassen.

Weiter sucht Schiller das räthselhafte Benehmen Posa's gegen den Prinzen, nach seinem Bekanntwerden mit dem Könige, zu erklären. Er thut dies aber auf eine Weise, welche, statt des Marquis auffallende Zurückhaltung gegen Don Carlos zu rechtfertigen, vielmehr die richtige Ansicht über das Verhältniß beider Freunde trüben und verwirren muß. Schiller bemüht sich nachzuweisen, daß Posa's Anhänglichkeit an Don Carlos sich nicht auf persönliche Uebereinstimmung gegründet, sondern daß er in dem Prinzen nur sein in ihm niedergelegtes Ideal geliebt, und ihn deßwegen als ein Werkzeug zu seinem Zwecke betrachtet habe. Wir sind aber der Meinung, daß Schiller hier eine sittliche Schönheit an seinem Lieblingshelden läugnet, um einen poetischen Fehler aus seinem Kunstwerke wegzubringen. Jener Beweisgrund ist unrichtig, und somit auch seine Anwendung. Wenn zwei Freunde sich zu einem edlen Zweck vereinigen, so ist der, von welchem die Idee zuerst ausging, allerdings der höher Stehende; aber es wäre irrig, wegen dieser Ungleichheit die Freundschaft beider nicht zugeben zu wollen. Der Andere hat die Idee des Freundes in seine Grundsätze, in seine Interessen, in seine Handlungsweise aufgenommen; und, wenn er für die gemeinschaftliche Idee begeistert ist, wird er auch, wenn sonst kein Widerstreit der Charaktere stattfindet, Jenen innig lieben, in welchem die Idee sich zuerst verwirklichte. Person

und Sache gehen für das Herz in Eins auf; und wo ſich beide Freunde immer für die gemeinſame Sache zu opfern bereit ſind, wird keiner den andern als „Werkzeug“ betrachten. Das ganze, von Schiller als Gleichgültigkeit beurtheilte Benehmen Poſa's gegen Carlos bis zu ſeiner unnatürlichen Verſchloſſenheit, welche die Kataſtrophe herbeiführen mußte, ſtimmt mit der ſich einem edlen Zwecke aufopfernden Freundſchaft vollkommen überein. Der Verfaſſer mochte ſelbſt gewahr werden, wie großes Unrecht er durch ſeine feindſelige Zergliederung ſeinem Helden thue, und wieviel er dadurch dem ganzen Drama ſchade; deßwegen verſichert er im vierten Briefe: „Poſa würde Don Carlos immer, hätte ihn auch das Schickſal auf keinen Thron gerufen, durch eine beſondere zärtliche Bekümmerniß vor allen Uebrigen unterſchieden, im Herzen ſeines Herzens würde er ihn getragen haben,“ — womit eigentlich die in den vorigen Briefen ſcheinbar begründete entgegengeſetzte Behauptung wieder aufgehoben wird. Weiter ſucht Schiller, ohne Zweifel, weil er ſelbſt kein rechtes Zutrauen zu dem allgemeinen Erklärungsgrunde hatte, die räthſelhafte Intrigue des Marquis noch durch ein paar beſondere Erklärungsgründe zu rechtfertigen. Der aus enthuſiaſtiſcher Anhänglichkeit an eine Idee handelnde Menſch, ſagt er, ſchalte oft ebenſo willkürlich mit den Individuen, wie nur immer ein Deſpot; und des Marquis Schwärmerei ſey geweſen, geräuſchlos, ohne Gehülfen, in ſtiller Größe zu wirken. Dagegen läßt ſich aber einwenden, daß eine ſolche Willkür

gegen Individuen doch nur dann eintreten möchte, wenn diese dem Handelnden fremd sind und ihm im Wege stehen, und daß die Sucht, geheim zu thun, in dem vorliegenden Falle durch die Freude, an dem Könige selbst einen Gehülfen gefunden zu haben, überwogen werden mußte. Wir müssen annehmen, der Kritiker legte später den Dichter unrichtig aus, und um sein Werk von einem Kunstfehler zu reinigen, beurtheilte er die Freundschaft des Marquis anders, als er sie dargestellt hatte.

Auch die Gefangennehmung des Prinzen und die Aufopferung Posa's dürfte Schiller schwerlich hinreichend aufgeklärt haben. Für welchen Fall ließ sich Posa vom Könige den geheimen Verhaftsbefehl gegen den Prinzen ausstellen, da der dem Könige angegebene Grund nur ein erdichteter ist? Ich gestehe, daß ich mir diese Frage nicht zu beantworten weiß. Wie leicht wäre es dem Dichter gewesen, die dunkle Intrigue des Marquis durch einen ihm in den Mund gelegten Monolog zu enthüllen — wenn es anders möglich war, sie aufzuklären! Daß dann Posa sich übereilt in den Tod stürzt, ohne sich bestimmt zu denken, was denn eigentlich Carlos der Prinzessin gestanden haben könne, ohne auf die an diese gethane Frage auch nur die Antwort abzuwarten, ohne den Eindruck seiner Aufopferung auf das Herz des Freundes zu berücksichtigen — dieß alles stimmt nicht mit dem Charakter eines umsichtsvollen, welterfahrnen Helden überein.

Die ganze Katastrophe endlich geht von der Verirrung

des Infanten zur Prinzessin Eboli aus. Aber die erste Zusammenkunft mit derselben war nur dadurch möglich, daß Carlos die Handschrift der Königin nicht kannte, wie er selbst (Act 2, Sc. 4) sagt:

Noch nichts hab' ich von ihrer Hand gelesen!

Wie aber? Er hat noch nichts von der Königin Hand gelesen? Sie standen ja nach Act 4, Sc. 5 seit Langem mit einander in Briefwechsel. Alles beruht also auf einem Irrthume, in den der Prinz unmöglich gerathen konnte. An dieser Handschrift, die der Prinz einerseits nothwendig kennen muß, und andrerseits nothwendiger Weise nicht kennen darf, scheitert, strenge genommen, die ganze Tragödie.

Es wird nicht nöthig seyn, diese Ausstellungen zu vermehren. Die Handlung fließt, um wenig zu sagen, nicht klar und stetig ihrem Ziele zu. Es sind Räthsel in derselben, die kein Commentar lösen wird. Solchen Fehlern, wie seinen Tugenden nach, gehört Carlos zu den Schauspielen der ersten Periode. Der Zauber liegt in den Ideen und der Begeisterung; aber weder Charakterzeichnung, noch Kunstform des Ganzen kann uns befriedigen. Nur gründen sich die Fehler der drei ersten Stücke auf eine überschwengliche Empfindung und eine ungezähmte Einbildungskraft; die des Don Carlos dagegen vorzüglich auf eine allzu spitz und schneidend hervortretende, mit sich uneinige Verstandesthätigkeit. Schiller's Denken mischte sich hier mehr, als früher je, in sein Dichten; und nachdem jetzt eine

poetiſche Periode durchlaufen war, ließen ſich die Anforderungen ſeiner forſchenden Vernunft nicht mehr abweiſen. Das Dichten blieb von nun an zur Seite liegen, ſein ſpeculativer Hang mußte befriedigt werden.

Und ſo wären wir denn in unſrer Entwickelungsgeſchichte am Ziele des erſten Stadiums angelangt, welches ich durch den Ausdruck Periode der jugendlichen Naturpoeſie im Allgemeinen zu bezeichnen ſuchte, um es hierdurch mit der gereiften Kunſtpoeſie des dritten Zeitraums in Contraſt zu ſetzen. In dieſem ganzen Zeitabſchnitte waltet, ſich noch ſelbſt überlaſſen und noch nicht mit ſich einig, eine ſpeculativ-ſittliche Dichterkraft, welche erſt in der folgenden Periode ſich wiſſenſchaftlich verſtehen lernte, um in der dritten im hohem Grade kunſtgerecht zu verfahren. Wie Schiller's originelle Natur organiſirt war, wie ſie ſtrebte und kämpfte, was ſie hervorbrachte, und welchen Weg ſie einſchlug, ehe ſie jetzt bei dem unabweisbaren Bedürfniß einer höhern Selbſtverſtändigung anlangte, habe ich bisher anſchaulich zu machen geſucht.

Schiller's Leben

von

Karl Hoffmeister.

II.

SCHILLER

in seinem 28^sten Lebensjahre.

Verlag von Ad. Becher.

Schiller's Leben

für

den weitern Kreis seiner Leser,

von

Karl Hoffmeister.

Ergänzt und herausgegeben

von

Heinrich Viehoff.

Zweiter Theil.

Mit einem Stahlstiche: „Schiller im 28. Lebensjahre."

Stuttgart,

Ad. Becher's Verlag.

1846.

Schiller's Leben

für

den weitern Kreis ſeiner Leſer,

von

Karl Hoffmeiſter.

Ergänzt und herausgegeben

von

Heinrich Viehoff.

Zweiter Theil.

Mit einem Stahlſtiche: „Schiller im 28. Lebensjahre."

Stuttgart,

Ad. Becher's Verlag.

1846.

Gedruckt auf Schnellpressen in der Guttenberg'schen Buchdruckerei
in Stuttgart.

Vorwort.

Karl Hoffmeister's größeres Werk:

„Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhange"

gehört zu den seltenen literarischen Erscheinungen, welche über die Legion der ephemeren Schriften unserer Tage, mit der vollsten Berechtigung zu bleibender Anerkennung und Theilnahme, weit hervorragen; es sichert seinem Verfasser auf die Dauer eine der ehrenvollsten Plätze unter unseren Biographen und Literarhistorikern. Es ist viel behauptet, aber nicht zu viel, wenn man sagt, daß bisher schlechterdings keine Schrift dieser Gattung dem Ideale einer ächt wissenschaftlichen Biographie so nahe gekommen ist, als Hoffmeister's Werk. Wer es bestreiten will, der nenne eine Lebensbeschreibung, worin eine klare, wohlgeordnete und,

so weit es die vorhandenen Quellen erlaubten, erschöpfende Darstellung der Lebensbezüge eines Schriftstellers mit einer tiefen, gründlichen, umfassenden Charakteristik seiner Werke, und, was besonders hervorzuheben ist, mit einer wissenschaftlichen Naturgeschichte seines Geistes zu einem so festgefügten, schön gegliederten Ganzen verbunden wäre. Hoffmeister war aber auch zur Lösung einer so hohen und schwierigen Aufgabe, wie er sich gestellt hatte, durch einen seltenen Verein trefflicher Eigenschaften vor vielen Anderen befähigt. Mit dem lautersten Interesse für die Wahrheit, der wärmsten Begeisterung für seinen Gegenstand und einem nicht zu ermüdenden Fleiße und Forschungseifer verband sich bei ihm ein scharfer, durch langjährige philosophische Studien gereifter Verstand, eine unbestechliche Kritik, ein gesunder Geschmack und die Gabe einer körnigen und lichtvollen Darstellung. Wer das Glück hatte, den edeln Mann aus persönlichem Umgange näher kennen zu lernen, dem mußte noch eine merkwürdige Aehnlichkeit seines ganzen Wesens mit dem des Helden seiner Biographie auffallen. Dieselbe heroische Seelenstimmung und energische Charakterstärke, der gleiche Stolz eines freien Geistes, der nämliche hohe sittliche Ernst, und wieder dieselbe Humanität, dasselbe sanft und zart organisirte Gemüth, dasselbe gleichmäßig dem Wahren, Guten und

Schönen zugewandte Intereſſe, die gleiche Begeiſterung für die Idee der fortſchreitenden Veredelung unſers Geſchlechtes, die nämliche ideale Welt- und Lebensanſchauung — fanden ſich unverkennbar bei ihm, wie bei Schiller; und ſo hatte ihn die Natur gleichſam prädeſtinirt, die innerſte Geiſtes- und Herzensentwickelung Schiller's nicht bloß beobachtend und reflectirend, ſondern auch mitlebend und mitfühlend zu verfolgen, und der tiefſte Interpret ſeiner Werke zu werden. Und wenn ihn dieſe große Uebereinſtimmung vielleicht der Gefahr einer allzu warmen Vorliebe und partheiiſchen Hingebung an die ganze Perſönlichkeit ſeines Helden ausſetzte, ſo ſchützte ihn dagegen wieder die hohe Beſonnenheit, das klare Selbſtbewußtſeyn und die ſtrenge Gerechtigkeitsliebe, die er gleichfalls mit Schiller gemein hatte.

Eine ganze Reihe ſeiner kräftigſten Mannesjahre hat er an die hohe Aufgabe gewandt, das Geſammtgemälde des Lebens unſers großen Dichters in würdigen und treuen Farben und Zügen vor der Nation auszubreiten; und ein glänzender Erfolg hat ſein Streben gekrönt. Eine Theilnahme und Anerkennung, wie ſie nur wenigen literariſchen Producten zu Theil wird, haben ihm die kurze Zeit, die ihm nach der Vollendung ſeines Werkes noch vergönnt war, zur ſchönſten ſeines Lebens gemacht. In viele Schriften ſah er die Reſultate

seiner Forschungen übergehen; selbst die Gegner seines Standpunctes konnten seine mächtige Einwirkung nicht ablehnen, und mußten sich ihm zu Dank verpflichtet bekennen; einem großen Kreise von Lesern ist durch ihn das tiefere und allseitige Verständniß eines Dichters erschlossen worden, den sie längst liebten und verehrten, aber nur oberflächlich und einseitig ergriffen hatten.

Bei weitem größer noch würde dieser Kreis gewesen seyn, wenn nicht die bedeutende Ausdehnung des Werks und der dadurch gebotene Preis nach manchen Seiten hin seine Verbreitung beschränkt hätte. Hoffmeister hatte dieß wohl vorausgesehen; aber er konnte es sich nicht versagen, zuerst, von solchen Rücksichten absehend, Schiller's Lebensgeschichte in genauem Detail, seine Werke in ihrer Fülle und Vielgestaltigkeit und seine Weltanschauung in ihrer ganzen Tiefe und reichen Gliederung darzustellen. Indeß hatte er gleich Anfangs den Entschluß gefaßt, dem größern Werke ein weniger umfangreiches, übersichtlicheres folgen zu lassen, dessen Ausarbeitung er auch bald nach Vollendung des erstern begann. Mitten in dieser Arbeit ereilte ihn unversehens der Tod. Seine Gattin ersuchte mich um Ergänzung der Schrift, von welcher ungefähr ein Drittel (bis S. 217 des ersten B.) druckfertig niedergeschrieben war, und zu deren übrigen Theilen sich noch fragmentarische Stücke,

Andeutungen und Materialien vorfanden. Ich verkannte keineswegs das Bedenkliche eines ſolchen Auftrags, hielt mich aber, nach ſorgfältiger Erwägung der Sache verpflichtet, den Verſuch zu wagen. Was mich dazu ermuthigte, war der Gedanke, daß, wie Vieles auch mancher Andere zur Löſung einer ſolchen Aufgabe vor mir voraus haben mochte, ich doch auch in einigen Hinſichten mich vor Anderen im Vortheile befände. Bei häufigem brieflichen und mündlichen Verkehre mit dem Freunde, zumal in der letzten Zeit ſeines Lebens, war ich mit der Beſtimmung und dem ganzen Plane des neuen Werkes durchaus vertraut geworden; Hoffmeiſter's Sinnes- und Denkweiſe hatte ich durch eifriges Studium ſeiner Schriften und noch mehr durch den perſönlichen Umgang mit ihm kennen gelernt; und in der Auffaſſung Schiller's ſtimmten wir ſo ſehr überein, daß auch Arbeiten, die wir ganz unabhängig von einander durchführten, z. B. unſere Abhandlungen über die Jungfrau von Orleans, in vielen Reſultaten überraſchend genau zuſammentrafen; in ſein größeres Werk über Schiller aber, welches überall Grundlage und Hauptquelle der neuen Schrift bilden ſollte, war ich, wie vielleicht Wenige, mich zu vertiefen veranlaßt geweſen, da ich es mir zur Aufgabe gemacht hatte, ihm meinen

Commentar über Schiller's Gedichte allenthalben aufs Engste anzuschließen.

Indem ich nun hiermit Hoffmeister's letzte Schrift nebst meiner Ergänzung, der Oeffentlichkeit übergebe, halte ich es noch für meine Pflicht, die Gesichtspuncte, von denen er bei der Anlage und Bearbeitung desselben ausging, so wie die Grundsätze, die ich bei der Ergänzung befolgte, und damit auch das Verhältniß dieser kleinern Schrift zu Hoffmeister's größerm Werke über Schiller, bestimmt und offen darzulegen.

Das äußerlich Biographische sollte hier in gleicher Vollständigkeit, wie in dem größern Werke, gegeben werden; ja es mußten hier sogar manche lückenhafte Partieen, die besonders im ersten Theile jenes Werks aus Mangel an Quellen und Nachrichten geblieben waren, durch inzwischen glücklich herbeigeschaffte Hülfsmittel ausgefüllt werden, wofür man den Raum durch eine gedrängtere, wenn gleich darum nicht minder klare Darstellung zu gewinnen suchen mußte. Was die eben erwähnten Hülfsmittel betrifft, so hatte Hoffmeister einen besonders glücklichen Fund an einem bisher ungedruckten und unbenutzten Manuscripte des Professors (nachherigen Prälaten) Abel über Schiller gethan. Dann wurde Petersen's bis jetzt noch nicht gehörig gebrauchter Nachlaß über Schiller mit großer Sorgfalt ausgebeutet.

Ferner war eine Menge Briefe an Schiller in Hoffmeister's Hände gekommen, wovon er für das größere Werk, mit Ausnahme der später erschienenen Theile, noch keinen Gebrauch hatte machen können. Auch bot die seit dem Erscheinen jener Schrift von ihm herausgegebene Nachlese zu Schiller's Werken eine bedeutende Anzahl ganz neuer Documente dar; und endlich ward auch, was G. Schwab u. A. inzwischen ermittelt hatten, mit gewissenhafter Sorgfalt benutzt. Dieß alles mußte besonders auf den ersten Theil der neuen Schrift, der Schiller's ersten Lebensabschnitt bis zur Vollendung des Don Carlos behandelt, einen großen Einfluß haben, wie denn auch dieser, dem Publicum bereits seit einiger Zeit vorliegende Theil eine von dem ersten Bande des größern Werkes bedeutend abweichende Gestalt zeigt. In der zweiten und dritten Periode durfte das eigentlich Biographische unverrückter stehen bleiben, obgleich auch hier manches Einzelne, das der Leser ungern vermißt haben würde (z. B. die von Schwab ermittelten genaueren Data über Schiller's Reise in die Heimath, das französische Bürgerdiplom, das Adelsdiplom u. s. w.), nachzutragen war.

Dagegen sollten statt der ausführlichen Erörterungen und Beurtheilungen der Schiller'schen Werke, wie sie die größere Schrift bietet, hier nur kürzere, leicht überschauliche

Charakteristiken und die Resultate tieferer Forschungen gegeben, aber kein einziges der bedeutenderen Geistes-erzeugnisse Schiller's unberücksichtigt gelassen werden. Nicht bloß für die Lectüre seiner Dichtungen, auch für das Studium seiner philosophischen und historischen Schriften sollte dieses Werk ein umsichtiger und sorgfältiger Führer und Interpret seyn.

Die Grundauffassung Schiller's aber nach der innersten Form, dem Entwickelungsgange und den Epochen seines Geistes, so wie nach seiner Zeit- und Weltstellung, war bei Hoffmeister unerschütterlich fest stehen geblieben, und wird auch, nach meiner innigsten Ueberzeugung, in ihren wesentlichen Puncten für alle Folgezeit maßgebend bleiben. Dieser wird also der Leser in dem vorliegenden Werke, als einer durchaus unveränderten, wieder begegnen, wenn gleich die Darlegung derselben auf einen bedeutend engern Raum zusammengezogen worden ist.

Was nun endlich meinen Antheil an dieser Schrift betrifft, so war ich durch das größere Werk, verbunden mit den für das kleinere hinterlassenen Materialien, in den Stand gesetzt, die ganze Schrift beinahe mit Hoffmeister's eigenen Worten zu Ende zu führen, so daß ich mich getrost der Hoffnung hingeben darf, der Leser werde darin ein nach Geist und Form streng harmonisches Ganzes finden. Waren auch stellenweise Zusätze

oder kleine Berichtigungen unerläßlich, so waren doch diese nicht der Art, daß dadurch die Einheit des Tons gefährdet wurde. Bei der Verkürzung der erörternden Partieen habe ich das Bedürfniß der Leser, für welche diese Schrift berechnet war, fest im Auge zu behalten gesucht, aber eher etwas zu viel, als zu wenig geben wollen. In der Abgränzung der einzelnen Perioden bin ich gewiß, ganz im Sinne Hoffmeister's gehandelt zu haben. Dadurch, daß ich den Schluß der zweiten Periode etwas weiter hinausrückte, als in dem größern Werke, gewannen die drei Bändchen nicht nur dem Volumen nach eine ebenmäßigere Gestalt, sondern es konnte auch im zweiten Theile mit Schiller als Prosaiker vollkommener abgeschlossen werden, so daß der dritte sich nur noch mit dem Dichter beschäftigt. Auf die Vertheilung des Stoffes in die einzelnen Capitel habe ich besondere Aufmerksamkeit verwandt. Die Erörterungen der Werke, zumal der historischen und philosophischen, glaubte ich in eigenen Capiteln absondern zu müssen, damit der Leser, der sich diese für eine sorgfältige, eindringende Betrachtung vorbehalten wollte, dadurch in der Lectüre des eigentlich Biographischen möglichst wenig gehemmt werde.

Und so übergebe ich denn das theure Vermächtniß meines unvergeßlichen Freundes dem Publicum mit dem

ſehnlichſten Wunſche, daß, wie durch ſeine größere Schrift bereits Schiller's Verſtändniß einem engern Kreiſe tiefer eindringender Leſer, erſchloſſen worden iſt, ſo nun durch dieſe der große Lieblingsdichter unſerer Nation dem geſammten gebildeten Deutſchland möglichſt nahe gerückt werden möge.

H. Viehoff.

Zweiter Lebensabschnitt,

oder

Periode der wissenschaftlichen Selbstverständigung,

von der Vollendung des Don Carlos

bis

zur Gründung des Musenalmanachs.

Erſtes Capitel.

Entſcheidung für das Geſchichtsſtudium. Erſte hiſtoriſche Arbeiten. Der Verbrecher aus verlorener Ehre. Der Geiſterſeher. Das philoſophiſche Geſpräch im Geiſterſeher. Die philoſophiſchen Briefe.

Mit Don Carlos iſt ein poetiſcher Cyklus durchlaufen. Nachdem in dieſem kosmopolitiſchen Drama die uns bekannten ſittlichen Grundüberzeugungen Schiller's zu ihrer Blüthenkrone ſich entwickelt haben, iſt ſein poetiſches Intereſſe, das ſich ganz aus ſittlich-politiſchen Ideen nährte, erſchöpft, und das zweite Grundelement ſeines Geiſtes, das ſpeculative Princip, ergreift die Zügel ſeines Lebens. Es tritt die zweite, die hiſtoriſch-philoſophiſche Periode, ein, in welcher er ſich in der wirklichen äußern Welt umſieht, und zugleich ſich über die höchſten Fragen wiſſenſchaftlich zu verſtändigen ſucht, bis er nach erlangter Selbſtläuterung zu einer gereiften Kunſtdichtung in dem letzten Lebensabſchnitte zurückkehrt.

Es war indeß nicht einzig der innere Entwickelungsgang, was ihn auf eine geraume Zeit von der Dichtkunſt

abzog; auch äußere Verhältniſſe trugen dazu bei, dieſen wichtigen Wendepunct in ſeinem Leben herbeizuführen. Dringender, als je, ward er an die Abtragung ſeiner alten Schuld gemahnt. Den goldenen Traum, auf die Ausübung ſeines Dichtertalentes die äußere Exiſtenz zu gründen, hatten die herbſten Erfahrungen zerſtört. So war ihm denn der Gedanke nahe gelegt, ſein Lebensglück ſeinem eben ſo ausgezeichneten intellectuellen Talente anzuvertrauen und ſich durch Aneignung einer Brodwiſſenſchaft eine ehrenvolle Stellung in der Geſellſchaft zu verſchaffen.

Welches aber dieſe Berufswiſſenſchaft ſeyn ſollte, darüber war er lange immer von Neuem mit ſich uneins. Von dem Plane, die Rechte zu ſtudiren, hatten ihn ſeine Freunde, wie es ſcheint, bald zurückgebracht. Näher mußte ihm die Arzneikunſt liegen, die er ja — und zwar mit Neigung, wie er ſich jetzt ſagte — ehemals ſtudirt und ſelbſt ausgeübt hatte. Aber er fand bald, daß von ſeinen früheren Studien wenig in ihm zurückgeblieben war, ſo daß er das Meiſte von Neuem hätte lernen müſſen. Dazu kam ſeine jetzt völlig ausgebildete Vorliebe für das Geiſtige, die ihm, bei ernſter Selbſtbeſinnung, die Medicin als etwas ſeiner Natur durchaus Heterogenes erſcheinen ließ. So hätte unſer Schiller gar keine Brodwiſſenſchaft für ſich gefunden, wenn ſich ihm nicht endlich das Geſchichtsſtudium als ein Weg zu einer ſorgenfreien Zukunft angeboten hätte.

Die Geſchichte hatte ihn ſchon in der Carlsſchule aus

seinem Plutarch angesprochen, und mit ihr war er seither durch seine Vorstudien zum Fiesco und Don Carlos in Verbindung geblieben. Wenn er die Geschichte zu seinem Lebensberufe machte, so trat er nicht aus der Sphäre des Geistigen, des Menschlichen, worin er sich allein mit eigenem Genügen bewegen konnte, und begann eine Laufbahn, welche sich an seine bisherigen dramatischen Arbeiten anschloß. Der wahre Historiograph und der neuere Tragiker sind Blutsverwandte; sie theilen sich in dieselbe Weltbetrachtung. Studirte Schiller die Geschichte, so konnte er hoffen, in derselben einst ein akademisches Lehramt und dadurch eine freie und selbstständige Stellung zu erhalten. Aber auch schon jetzt konnte er durch Uebersetzungen oder eigene historische Darstellungen seiner Existenz zu Hülfe kommen, und zugleich mit der Feder nach und nach die gehörigen Kenntnisse für sein neues Fach und einen Ruf als Historiker sich verschaffen.

Allein die Geschichte hatte für ihn auch ein *inneres* Interesse. Schiller war in das Alter gekommen, worin man dem Drange, die äußeren Dinge näher an sich heranzuziehen, sich in der äußern Menschenwelt zu orientiren, nicht mehr ausweichen kann. Hierzu sollte ihm nun das Studium der Geschichte behülflich seyn. Was ihm die äußere Erfahrung bisher versagt hatte, das sollte ihm von nun an diese Disciplin gewähren. Er gedachte sich durch dieselbe in ein wissenschaftliches Verhältniß zu der Welt zu setzen.

Als Schiller's erste historische Arbeit ist früher ein Werk unter dem Titel: Wilh. Robertson's Geschichte von Amerika, aus dem Englischen übersetzt von Joh. Friedr. Schiller, betrachtet worden. Allein da diese Uebersetzung bereits 1777 zu Leipzig erschienen ist, so müßte Schiller sie noch während seines Aufenthalts auf der Carlsschule verfaßt haben, eine Annahme, die, von Anderm abgesehen, schon deßhalb nicht statthaft ist, weil ihm die Kenntniß der englischen Sprache gänzlich fehlte. Als den Uebersetzer haben wir im ersten Theile [1]) schon einen mit dem Dichter entfernt verwandten Buchhändler in Mainz kennen gelernt, der längere Zeit in London gelebt, und auch mehrere Werke von A. Smith, Hawkesworth und anderen englischen Schriftstellern übertragen hat.

Der erste Versuch unsers Dichters in historischer Darstellung war ein noch ins Jahr 1786 gehöriger Aufsatz: Philipp der Zweite, König von Spanien, nach Mercier, [2]) den er in das zweite Heft der jetzt in Leipzig bei Göschen erscheinenden Thalia einrücken ließ. Wahrscheinlich war er auf das Original desselben durch seine Vorstudien für Don Carlos geführt worden. Anderer Seits läßt sich dieser Aufsatz auch als eine Vorarbeit zur Geschichte des niederländischen Krieges ansehen, auf welche

---

[1]) S. 8 und 9.

[2]) Mitgetheilt in meinen Supplementen zu Sch.'s Werken IV, 241 u. ff.

wir später zurückkommen werden. Es ist ein im Ganzen rhetorisch gehaltenes Charaktergemälde Philipp's, welches aber doch durch manche individuelle Züge aus dessen Leben bestimmter gezeichnet ist.

Im Beginne seiner historischen Laufbahn faßte Schiller mit Anderen den Plan, die Geschichte der wichtigsten Rebellionen aus der mittlern und neuen Zeit herauszugeben. Merkwürdig ist uns schon die Wahl gerade dieses Gegenstandes; wir sehen Schiller als Historiker da beginnen, wo er auch als Dramatiker mit seinen Räubern begonnen hatte; ja wir werden ihn in dieser ganzen Periode dasselbe Thema historisch behandeln sehen, welches er in der vorigen dramatisch abgeschlossen hatte. Es erschien aber von dieser Sammlung nur der erste Band, und zwar erst 1788, als Schiller schon in Weimar lebte. In diesem Bande werden uns drei revolutionaire Unternehmungen erzählt; die mittlere Erzählung, welche die Verschwörung des Marquis von Bedemar (Botschafters Philipp's III. von Spanien, vom Jahr 1607 bis 1618) gegen die Republik Venedig behandelt, [1]) ist von Schiller. Er hat sie, wie er in einer jenem Bande vorgedruckten Nachricht selbst sagt, beinahe wörtlich aus St. Real übersetzt, „weil der Leser bei jeder andern Behandlung dieses Gegenstandes zu viel verloren haben würde." Für seinen historischen Styl mag diese Arbeit eine nützliche Vorübung

1) S. meine Supplemente zu Sch.'s W. IV, S. 301 u. ff.

gewesen seyn; die Uebersetzung ist auch so gut, daß man ihr ein fremdes Original wenig anfühlt. Aber im Ganzen war es keine günstige Fügung, welche unsern angehenden Historiker zu einem Manne führte, der nicht geeignet war, seinen Sinn für gründliche Geschichtsforschung zu schärfen. In der St. Real'schen Schrift ist das Geschichtliche mit zu viel Erfundenem verwebt, als daß man ihr einen historischen Charakter zuschreiben könnte, und auf der andern Seite kann sie auch die Anforderungen nicht erfüllen, die man an einen historischen Roman macht. Uebrigens hat Schiller später durch seine geistvolle Bewältigung des Stoffes, durch die Tiefe und den Reichthum seiner Ideen und Gefühle, so wie durch die Pracht seiner Diction, diese Muster, an denen er sich zu bilden suchte, sehr schnell und bei weitem übertroffen.

Können diese Nachbildungen als Vorarbeiten und Vorstudien Schiller's zu seinen eigenen Geschichtswerken begriffen werden, so wollen wir einige andere Darstellungen dieser Zeit Zwischenarbeiten nennen, weil sie die bisherigen poetischen Werke und die folgenden historischen mit einander vermitteln, und den Dichter zum Geschichtschreiber gleichsam unvermerkt hinüberführten. Ich meine besonders den Verbrecher aus verlorener Ehre und den Geisterseher. Wie oben nachahmend, so bereitete er sich hier durch eigene kleine Versuche auf seine Geschichtsdarstellung vor.

Die erste dieser historischen Vorübungen ist der Verbrecher

aus verlorener Ehre, eine durch ihren pſychologiſchen Pragmatismus, wie durch ihren Styl gleich muſterhafte Erzählung. Die Grundzüge zur Geſchichte des Sonnenwirthes Wolf ſind, nach des badiſchen Kirchenrathes Dittenberger Selbſtbiographie [1]), in den Schickſalen eines im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in Württemberg ſehr gefürchteten Räuberanführers zu finden. Schiller verdankte, wie es heißt, den Stoff ſeinem Lehrer Abel, deſſen Vater der Richter des Helden dieſer Erzählung geweſen war. Abel ſoll ihm auf ſeiner Durchreiſe durch Mannheim, in der Mitte Novembers 1783, die Geſchichte erzählt haben, mit deren auf Actenſtücke gegründeter Bearbeitung er gerade damals ſich beſchäftigte. [2]) Wahrſcheinlich ſchrieb aber Schiller ſeine Erzählung erſt in Leipzig oder Dresden; denn in der Einleitung gibt er zu erkennen, wie nach ſeiner Anſicht die Geſchichte geſchrieben werden müßte, eine Frage, deren Beantwortung erſt jetzt ein Intereſſe für ihn haben konnte. Die Erzählung erſchien zuerſt im zweiten Hefte der Thalia vom Jahre 1786 unter dem Titel: Verbrecher aus Infamie, eine wahre Geſchichte. Hermann Kurtz, der Verfaſſer des vortrefflichen Romans „Schiller's Heimathsjahre", deſſen wir ſchon einige Male gedacht haben, iſt vor Kurzem in den Beſitz

---

1) 1839 zu Heidelberg erſchienen.

2) Sie erſchien ſpäter in Abel's Sammlung kleiner pſychologiſcher Schriften.

der Proceßacten über den „Sonnenwirth“ gelangt, aus denen ſich ergibt, daß Schiller's Erzählung keine „wahre Geſchichte“ in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes iſt, indem er in den Hauptmotiven und dem Verlaufe der Begebenheiten von dem wirklichen Hergange der Sache bedeutend abgewichen iſt. [1]) Das Anziehende der Begebenheit lag für Schiller in dem Gedanken, „daß in der ganzen Geſchichte des Menſchen kein Capitel unterrichtender ſey für Herz und Geiſt, als die Annalen ſeiner Verirrungen.“ Da aber dieſe Verirrungen im vorliegenden Falle ihre Quelle mehr im Geſellſchaftszuſtande, als in der Gemüthsverfaſſung des Unglücklichen haben, ſo trifft die tragiſche Laufbahn des Räubers Wolf mit dem Schickſale des Räubers Moor zuſammen. Müßiggang und Leichtſinn machen ihn zum Wilddieb, er büßt durch dieſen Fehltritt ſein Vermögen ein, kommt ins Zuchthaus, auf die Feſtung, und verliert mit der ihm gewaltſam entriſſenen Ehre

---

[1]) Kurtz vermuthet, daß Schiller die in Schwaben weitverbreitete Volksſage vom Sonnenwirth ſchon als Knabe aus dem Munde des Volks, und nicht erſt durch Abel, kennen gelernt, und dann ſpäter in Leipzig, vielleicht durch ein äußeres Bedürfniß getrieben, aus verbleichter Erinnerung aufgeſchrieben habe. Der von Kurtz auf das Studium jener Proceßacten gegründete Roman „Der Sonnenwirth, eine ſüddeutſche Volksgeſchichte aus den fünfziger Jahren“ dürfte nach den uns jüngſt im Morgenblatte (1846 Nr. 42 ff.) mitgetheilten Proben eine treffliche hiſtoriſche Dichtung werden.

alles Gute; er wird ein Mörder, ein Räuber, und fleht endlich, zur sittlichen Besserung gekommen und in der Zuversicht, noch ein rechtschaffener Mann werden zu können, seinen Landesherrn vergebens um Gnade an. Diese allmälige, durch bürgerliche Verhältnisse aufgedrungene Verschlechterung und die Rückkehr der Gesinnung zur Tugend, „als das Laster seinen Unterricht vollendet hatte", ist mit großer psychologischer Einsicht und einer außerordentlichen Kunst entwickelt. Dabei ist die Sprache höchst einfach, klar und natürlich, und von der frühern Manier der so häufig wiederkehrenden Gedankenstriche und von gekünstelten Antithesen findet man keine Spur. Man sieht es an Allem, der Dichter bewegte sich in einem reinern, freiern Elemente.

Wir reihen an diese Räubergeschichte eine, wenn gleich etwas später entstandene,[1]) kleine Erzählung von verwandter Natur: Spiel des Sickfals, ein Bruchstück aus einer wahren Geschichte. Der Held dieser tragischen Geschichte ist eigentlich nicht ein Spiel des Schicksals, sondern der Fürstengunst. Hofglück, Ungnade, Einkerkerung und endliche Erlösung, Beides ohne gerichtliche Untersuchung und förmliche Lossprechung, Emporsteigen in fremdem Kriegsdienste, und endlich eine scheinbare, kalte Aussöhnung mit dem Fürsten, das sind die Fäden dieses Gewebes. Die in unserm größern Werke ausgesprochene Vermuthung,

[1]) Zuerst gedruckt im Deutschen Merkur, 1789.

daß unserm Dichter bei dieser Geschichte das Schicksal Schubart's vorgeschwebt habe, muß aufgegeben werden. Es werden uns vielmehr hier unter dem Namen des Aloysius von G. beinahe wörtlich die Lebensschicksale des württembergischen Obersten Rieger erzählt, desselben, dem er 1783 eine Todtenklage widmete. [1])

Ebenfalls, wie es scheint, durch Begebenheiten aus der Geschichte seines Vaterlandes veranlaßt ist das Hauptwerk, wodurch sich Schiller für die Historiographie vorbereitete, der Geisterseher. Denn bei dem Helden dieses Romans, dem Prinzen, ist, was noch neuerdings C. A. Menzel in seiner deutschen Geschichte [2]) erwähnt hat, wahrscheinlich an den Herzog Carl Alexander von Württemberg (1733 bis 1737) gedacht. Wie im Verbrecher aus verlorener Ehre sittliche, so werden hier religiöse Verirrungen dargestellt. Der Roman führt uns einen Prinzen vor, der

---

1 Vergl. Th. 1, S. 190 f. und G. Schwab in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur, 1839, Nr. 41. Das Ausführliche über Rieger's Schicksal ist in Spittler's Geschichte des württemb. Geheimraths-Collegiums (Th. 3, S. 434 ff.) zu finden.

2) Th. 10, S. 219 Anmerk. — Wir bemerken noch, daß Schiller's Geisterseher seinem Inhalte nach von Morvell in seinem „Geisterseher aus den Memoiren des Grafen v. O." Leipzig 1333, 3 Thle. aufgenommen und nebst der Grävenitz'schen Unglücksperiode zu einer geschickt angelegten Schilderung jesuitischer Umtriebe verarbeitet ist. Dort sind die betreffenden historischen Data aus den Quellen zum Theil ausführlich beigebracht.

in rohen und sinnlichen Religionsbegriffen aufgezogen worden war. „Eine bigotte, knechtische Erziehung hatte eine Furcht in ihm begründet, die Fundamente seines Glaubens einer Untersuchung zu unterwerfen, und überdieß war die religiöse Melancholie eine Erbkrankheit der Familie. Alle Lebhaftigkeit des Knaben war in einem dumpfen Geistes-zwange erstickt worden." Der Dichter beginnt nun den Roman damit, seinen Helden aus dieser Periode der blinden Autorität in eine Periode der Geistesmündigkeit hinüberzuführen. Unserm Prinzen aber fehlten beinahe alle Bedingungen, diese Geistesbefreiung durch sich selbst zu Stande zu bringen. Eine im Geheimen wirkende Gesellschaft sucht ihn durch die künstlichsten Anstalten und die ausgesuchtesten Verückungen an seinem lutherischen Glaubenssystem irre zu machen und ihn zugleich aus seiner bisherigen einfachen und zurückgezogenen Lebensweise heraus in Sinnentaumel und die größten Verwirrungen zu ziehen, indem sie voraussieht, daß er die Kraft nicht haben werde, sich das Gebäude seiner sittlich-religiösen Ueberzeugungen auf eigenem Grunde wieder herzustellen. So reicht diese Gesellschaft endlich dem mit allen seinen Verhältnissen zerfallenen, mit seinen Verwandten überworfenen, von Gewissensbissen beunruhigten Manne, der die innere Sicherheit eingebüßt hat, und keinen neuen Halt finden kann, mitleidig die heuchlerische Freundeshand, und den Verlorenen nimmt — die alleinseligmachende Kirche in ihre weiten Arme auf. Bis dahin gebracht, konnte er sich endlich als ein fanatisches Werkzeug seines neuen Glaubens

auch „bethören lassen, durch ein Verbrechen den Thron zu besteigen," was aber in der unvollendeten Geschichte nicht weiter ausgeführt ist.

Vortrefflich hat der Dichter die inneren Zustände des Prinzen geschildert, durch welche er der Reihe nach hindurchgehen mußte, bis er zu jenem Aeußersten gelangte: die verschiedenen Phasen der Geistesunmündigkeit, der Befreiung von der Autorität, der Zweifelsucht, des sittlich-religiösen Unglaubens bis zum endlichen Aufgeben seiner selbst unter innerm Unfrieden und äußeren Bedrängnissen aller Art. Der letzte Gemüthszustand sollte in einem besondern, zweiten Theile dargestellt werden, ist aber im letzten Briefe nur durch einige Nachrichten und Züge angedeutet worden. An dieser Stelle des Romans mußte sich der Dichter von sich selbst verlassen fühlen; denn hier sollte ein Zustand veranschaulicht werden, wie er ihn noch nicht erlebt und empfunden hatte, während er die übrigen Zustände alle mehr oder weniger selbst in sich durchgemacht hatte. Deßwegen würde der zweite Theil an innerm Gehalte gewiß ärmer, als der erste, geworden seyn; und der reichste äußere Schmuck einer sinnvollen Erfindung hätte schwerlich diesen innern Mangel zu ersetzen vermocht. Hierin liegt ohne Zweifel auch der Grund, warum Schiller den Roman nicht vollendet hat; und es erklärt sich eine Aeußerung, die aus späteren Jahren von ihm angeführt wird, daß er unter sich selbst hinabsinken müßte, wenn er den Geisterseher fortsetzen wollte, obgleich er für kein anderes

seiner Werke ein so hohes Honorar erhalten könnte. Die Geschichte hätte einen schwachen und unbefriedigenden Ausgang genommen; sie wäre das Document der Hinfälligkeit des menschlichen Geistes gewesen, der zur Selbstständigkeit nicht gemacht sey und gar leicht einem feinen Betruge als Beute anheimfalle. Aber die Erbärmlichkeit des Menschen zu verkünden, dazu war am wenigsten Schiller geboren.

Vergleichen wir den Geisterseher mit früheren größeren Werken von Schiller, so gibt sich uns ein mehrfacher Fortschritt des Dichters zu erkennen. Schon daß der tiefere Sinn der Geschichte vom Publicum gleich Anfangs verkannt wurde und auch jetzt noch selten begriffen wird, spricht für ihre poetischen Vorzüge. Der Dichter hat hier seine Ideen nicht unverdeckt dem gemeinen Verständnisse bloßgelegt, sondern mit mehr Künstlerfreiheit, als im Don Carlos, auch hier „Wahrheiten, die Jedem, der es gut mit seiner Gattung meint, die heiligsten seyn müssen, und die bis dahin nur das Eigenthum der Wissenschaften waren, in das Gebiet der Dichtkunst herübergezogen, mit Licht und Wärme beseelt und als lebendig wirkende Motive des Menschenherzens in einem kraftvollen Kampfe mit der Leidenschaft gezeigt.“ [1]) Schon auf dem ersten Blatte wird die Neugierde erregt, und sie wird durch das Wundervolle, das Unerwartete, das Schaudererregende und dadurch, daß man in der Tiefe dieses leichten, wechselvollen Spieles der

1) S. das Ende des zehnten der Briefe über Don Carlos.

Begebenheiten und Situationen einen bleibenden ernſten Zweck ahnet, fortwährend in Spannung erhalten. Die Wunder werden zwar zerſtört, und die Hoffnung des Leſers, wenn er nur Geiſter zu finden erwartet hatte, wird durch die Geſtändniſſe des Sicilianers und den Scharfblick des Prinzen wankend gemacht. Aber die Quelle des Wunderglaubens im menſchlichen Gemüthe wird uns aufgedeckt; welchen Anhalt in unſerm Geiſte Religionsfanatismus und Täuſchung Anderer haben, und welche Macht ſie nur allzu leicht über denſelben gewinnen, wird uns an einem furchtbaren Beiſpiele gezeigt; an die Stelle der verſchwindenden Geſpenſter werden wichtige Wahrheiten aus dem geheimnißvollen Abgrunde der menſchlichen Seele heraufbeſchworen. Hinter dem Schleier der Dichtung ſteht die ernſte Geſtalt der Wahrheit; aber dieſer Schleier iſt ſo ſchön und kunſtgemäß gewoben, und ſo bunt gewirkt, daß er ſchon für ſich das Auge ganz feſſelt und nichts vermiſſen läßt. In keinem der bisherigen Werke Schiller's iſt das Poetiſche ſo ſelbſtſtändig behandelt, in keinem iſt die Idee in einem ſolchen Grade in die Darſtellung übergetreten, wie in dem Geiſterſeher; und wenn wir manche andere Dichtungen durch ein auswärtiges, ſittliches und ſpeculatives Intereſſe rhetoriſch und ſchwerfällig werden ſehen, ſo dient hier die hohe Perſönlichkeit des Dichters nur dazu, dem ungehemmten poetiſchen Spiele Würde und hierdurch einen neuen Reiz zu geben, mit welchem das bloße Talent ſeine Erzeugniſſe nie auszuſtatten vermag.

Schiller hat in der That durch den Geisterseher eine neue Gattung des Romans aufgebracht. Das Wunderbare, Geheimnißvolle und Unbegreifliche, worin sich die Geschichte bewegt, ist als ein Symbol des Uebersinnlichen behandelt. In den Geistererscheinungen fassen wir unsern Glauben sinnbildlich auf, und wenn wir auch keine positive Belehrung über religiöse Wahrheiten aus dem Buche davon tragen, so wird doch unser religiöses Gefühl belebt und geläutert, was immer ein großer Gewinn ist.

Mit der innern Bedeutung des Romans, welche in einer psychologischen Geschichte religiöser Vorstellungen liegt, ist der äußere Zweck desselben mit ungemeiner Kunst in Eins verschmolzen, nämlich der Zweck, zu zeigen, wie gewisse Mitglieder einer Religionspartei Personen vom höchsten Range an sich ziehen, um durch sie politische Absichten zu erreichen. Denn die geheime Gesellschaft, die hier den Prinzen mit ihrem Netze umstrickt, will doch eigentlich nichts Anderes, als durch ihn einen Thron für die Kirche erwerben. Da hat sie nun Alles auf eine bewundernswürdige Weise angelegt, um sich des Prinzen zu bemächtigen. Alles ist auf die Beschaffenheit seines Temperaments, seiner Denkweise, seiner Neigungen berechnet, nichts übereilt, keine Seite seines Charakters unberücksichtigt gelassen, allen möglichen Zufällen ist vorgebeugt. Der Betrug und die Verirrung des Prinzen gehen Einen Schritt. „Er wird, ohne es zu ahnen, von allen Seiten bestrickt, wird mehr und mehr gefesselt, je mehr

er sich frei und selbstständig wähnt; keine Kraft der Seele ist mehr sein, er selbst ist kaum mehr sein, und muß doch glauben, nie mehr *sein* gewesen zu seyn. Zauberei, trostlose Philosophie, Liebe und Ehrgeiz sind die vier Hauptmittel, um den Prinzen zu bestimmen, und es liegt gleich viel Kunst in der Aufeinanderfolge derselben, als in der innern Anlage. Mit wie unübertrefflicher Feinheit Schiller aber die Maschinerie der Zauberei spielen läßt, verdient vorzüglich bemerkt zu werden. Der Prinz durchdringt ein ganzes Gewebe täuschender Gaukeleien der Magie, nur um seine Vernunft nach diesem glänzenden Siege über in der That nicht alltägliche Täuschungen dann desto sicherer durch unübertreffbare Meisterstücke magischer Blendwerke überwältigen zu lassen." [1]) Kurz, innerlich und äußerlich wird der Held dieser tragischen Geschichte wie durch ein Verhängniß in sein Verderben getrieben.

So fein berechnet und kunstreich nun auch die Anlage der Geschichte ist, so leicht und scheinbar kunstlos ist das Gewand, in welches der Dichter sie gehüllt hat. Dabei ist die Diction klar, einfach, rein, edel und bündig. Alles Strenge der Reflexion und alle Rhetorik sind vermieden. Mit dem Ausschweifenden und dunkel Geheimnißvollen des Inhalts macht die gemäßigte und klare Sprache einen trefflichen Contrast. Die Gespenster sind gleichsam an den hellen Tag citirt, und dem Wunderbaren

---

[1]) S. Allgem. Literaturzeitung vom J. 1790, Nr. 260.

ist der Stempel der Wahrheit aufgedrückt durch die naive Art, wie es erzählt wird.

Auch darin müssen wir einen Fortschritt erkennen, daß sich in diesem Romane mehr Welt zeigt, als in Schiller's früheren Schriften. Man sieht es deutlich, sein vermehrter Verkehr mit Menschen in Leipzig und Dresden hat seine Früchte getragen. Von manchen überspannten Ansichten geheilt, betrachtet er die menschlichen Zustände und geselligen Verhältnisse vorurtheilsfreier und ruhiger, und weiß sie sicherer zu behandeln. Beobachtung, Erfahrung, Belehrung Anderer, Lectüre haben seine Kenntnisse der Welt vermehrt und seine Urtheile berichtigt. Die Maschinerie der Geisterbeschwörung verdankte er wahrscheinlich zum Theil Nachrichten über den berüchtigten Abenteurer und Magier Cagliostro, dem auch Goethe eine Zeit lang so große Aufmerksamkeit gewidmet hat. Was aber unser Autor ganz Anderes aus jenen Wunderdingen, die man sich von Cagliostro erzählte, gemacht habe, das zeigt dem tiefer Blickenden das meisterhafte Werk selbst am besten.

Und ein solches Meisterwerk nannte Schiller damals, als er es dichtete, — eine Farce.[1]) Wir setzen diesem Worte nur einen Ausspruch Tieck's gegenüber, der den Geisterseher als den „Torso eines vortrefflichen Romans" bezeichnet.

In der Thalia, worin zuerst der Geisterseher allmälig,

1) Schiller's Leben von Frau v. Wolzogen, Th. 1, S. 381.

mit Ausnahme des letzten Briefs und der nachfolgenden aphoristischen Nachrichten, erschienen ist, findet sich ein philosophisches Gespräch, das der Dichter in der spätern Ausgabe, bis auf ein kleines Fragment, unterdrückt hat,[1]) ohne Zweifel, weil es in der Form zu strenge, und der Klarheit und Leichtigkeit der Diction im übrigen Romane zu widerstreiten schien. Auch paßte ein solcher religiöser Skepticismus, wie uns in demselben entgegentritt, nicht gut zur Persönlichkeit des Prinzen, der nicht auf einmal zu einer so ausgezeichneten philosophischen Bildung gekommen seyn konnte. Da dieses Gespräch zu den köstlichsten Documenten über Schiller's Geistesentwickelung gehört, so theilen wir das Wichtigste seines Ideengehalts in möglichster Kürze mit.

Vor Allem verdient die hier zuerst ausgesprochene, tief empfundene Idee unsere Aufmerksamkeit, daß des Menschen Glück auf den Augenblick beschränkt sey, welchen er allein sein nennen könne. Diese Ueberzeugung verzweigt sich in jene Klage in der Resignation, daß der Mensch das Glück nicht in seiner Gewalt habe, und daß der höher Strebende ihm sogar entsagen müsse, und ist die Quelle jener elegischen Empfindung, die sich durch viele spätere Gedichte Schiller's hindurchzieht, während in seinen Jugendgedichten ein heroischer Seelenaufschwung vorwaltet. Dann

---

1) Mitgetheilt in meinen Supplementen zu Schiller's Werken, Th. IV, S. 270 u. ff.

begegnen wir im Spätern einem Gedanken, den ſich Schiller aus der Philoſophie des Königsberger Weiſen angeeignet hatte, daß Zweck und Mittel nur Begriffe der menſchlichen Thätigkeit und Beſtrebungen ſeyen, und außerhalb derſelben gar nicht angewendet werden können; denn da, wo die menſchlichen Beſtrebungen aufhören, waltet nur das Ineinandergreifen von Urſache und Wirkung, alſo die Naturnothwendigkeit, und es kann daher von einer Zweckmäßigkeit der Welt begriffsmäßig nicht die Rede ſeyn. Es iſt ein thörichter Wahn, ſo wird hier gelehrt, die Welt- oder Menſchengeſchichte nach göttlichen Zwecken oder nach Naturzwecken betrachten und erklären zu wollen; denn wir ziehen hierdurch die Gottheit oder die Natur in den Bezirk unſerer kleinen, vermittelten Thätigkeit, und machen ſie zu unſers Gleichen, indem wir ſie wirken laſſen, wie nur wir beſchränkte Weſen wirkſam ſeyn können. Daher iſt alle ſogenannte Teleologie der Natur ein täuſchendes Spiel der Einbildungskraft, und wir ſind nicht im Stande, von dem abſoluten Zwecke der Welt und der Menſchheit das Geringſte zu begreifen.

Beides nun, jene Unzuverläſſigkeit des Glücks und dieſe theoretiſche Beſchränktheit der Vernunft, weiſen den Menſchen auf den gegenwärtigen Augenblick hin, jene, um dieſen Augenblick zu genießen, dieſe, um in ihm zu wirken. Nicht im Wiſſen, ſondern im Handeln liegt, wie es auch Raphael in den philoſophiſchen Briefen ausſpricht, die höchſte Beſtimmung des Menſchen. Die Menge der

Wirkungen, behauptet der Prinz, entscheidet den Werth des Menschen, wobei jedoch zu bemerken ist, daß nur die nächsten, unmittelbaren Wirkungen ihrer Ursache angehören, nicht deren ganze Kette; nur die unmittelbare Wirkung meiner That ist meine Wirkung. Dem Menschen gehört nichts als seine Seele, innerhalb welcher das ursprüngliche Gebiet seiner Wirksamkeit ist, so daß sich diese mit den ersten, unmittelbaren äußeren Wirkungen nur abgränzt. Es kommt also auf die Menge der inneren Wirkungen an; nur innerhalb der Seele ist eine Handlung gut oder schlimm, außerhalb derselben ist sie moralisch gleichgültig. Diese nur im Bezirke der Seele vorhandenen Handlungen gehören also zu einem Ganzen, welches seinen Mittelpunct, sein Princip in sich selbst hat. Welches ist dieses Princip? Kein anderes, als alle unsere Kräfte zum Wirken zu bringen. In diesem vollständig thätigen Zustande liegt die Vollkommenheit des moralischen Wesens, und das Verhältniß, in welchem die Thätigkeiten desselben zu diesem Principe stehen, bezeichnen wir mit dem Namen Moralität. Moralisch böse sind Handlungen, wenn sie jenem Principe widerstreiten, moralisch gut, wenn sie mit demselben übereinstimmen. Mit anderen Worten, eine Handlung ist in dem Grade gut, als dabei viele Kräfte thätig sind, und eine schlechte Handlung ist nur durch die Kräfte, welche ihr mangeln, schlecht. Die Glückseligkeit aber geht mit der moralischen Vortrefflichkeit ganz auf; beide sind in und mit einander. Das moralische Wesen

ist also in sich selbst vollendet und beschlossen, so gut wie das organische Wesen, beschlossen durch seine Moralität, wie dieses durch seinen Bau; und diese Moralität ist eine Beziehung, die von dem, was außer dem moralischen Wesen vorgeht, unabhängig ist. Meine Moralität und Glückseligkeit bedürfen also nicht des Glaubens an ein vernünftig geordnetes Ganze, an eine unendliche Gerechtigkeit und Güte, an eine persönliche Fortdauer — also keiner Religion.

Daß diese Philosophie des Prinzen damals auch beinahe die unsers Dichters gewesen, würde ein unbefangener Beobachter seiner Geistesentwickelung nicht leicht bezweifeln, selbst wenn es nicht in Schiller's Leben von Frau v. Wolzogen ausdrücklich bemerkt wäre. [1])

Mit dem Anfange des Geisterſehers in einem Jahre (1786) wurden die Philosophischen Briefe geschrieben, und sind, wie dieser, eine lebenswarme Production einer im Dienste der eigenen Selbstverständigung zugleich philosophirenden und dichtenden Vernunft. Im Geisterſeher zeigt der denkende Dichter die Entwickelung religiöser Ideen, also eines besondern Zweiges der philosophischen Untersuchung; in den Briefen versuchte sich der dichtende Denker an der Aufgabe, diesen philosophischen Entwickelungsproceß im Allgemeinen darzustellen — gewiß einer höchst würdigen, aber zugleich außerordentlich

1) Th. 1 S. 369 f.

ſchwierigen Aufgabe. Denn hier mußte das Trockene und Abſtracte belebt, das Fundament der Seele mußte an den Tag gehoben werden. Schiller erleichterte ſich aber ſein Geſchäft dadurch, daß er aus ſeinem eigenen Leben ſchöpfte. Er ſtattete ſich hier nur Rechenſchaft über das ab, was er ſelbſt in ſich erfahren hatte, und das Selbſterlebte kann ein poetiſches Talent auch lebendig darſtellen. Auch ſcheinen dieſe Briefe der Freundſchaft Körner's Manches ſchuldig zu ſeyn; ja, nach einer Stelle der Vorerinnerung und der Chiffre K. (Körner?) unter dem letzten Briefe Raphael's in der Thalia zu urtheilen, hat Körner ſelbſt vielleicht einigen Antheil an der Abfaſſung genommen. Wenigſtens leben und athmen die Briefe ganz in der Freundſchaft, deren Werk die philoſophiſche Ausbildung des Julius iſt.

Die „Revolutionen und Epochen des Denkens," durch welche dieſer Julius hindurchging, könnten wir aus dem Geiſterſeher und dem geiſtigen Lebensgange Schiller's ſchon im Voraus errathen. Seine erſte Periode war, wie die unſers Schiller ſelbſt, „die ſelige, paradieſiſche Zeit, in welcher er noch mit verbundenen Augen, wie ein Trunkener, durch das Leben taumelte," in welcher er, ſtatt zu denken, empfand und glaubte. Es iſt die Zeit, wo der Menſch ein Gefangener der Meinung, theils in religiöſem Felde (Brief 1), theils in Dingen des geſellſchaftlichen Lebens (Brief 2) iſt. Ein ſolcher Zuſtand war eines Julius nicht werth. Raphael riß die Binde von ſeinen Augen, indem

er ihn über das Unhaltbare seiner ererbten religiösen und sittlich-politischen Meinungen aufklärte. Mehr that er nicht. Jetzt aber zeigte sich die kräftige und geniale Natur unseres Jünglings. Während der verdüsterte und verknöcherte Geist jenes schon-bejahrten Prinzen im Geisterseher in einer ähnlichen Lage nur niederreißen konnte, so daß er der Zweifelsucht und dem Unglauben anheim fiel, hatte unser Julius so viel Energie und Fülle des Geistes, sich ein den Bedürfnissen seines Herzens entsprechendes neues Gebäude seiner Ueberzeugungen aufzuführen. So entstand „die Theosophie des Julius," dieses kühne, weltumspannende System, das ganz nach dem jugendlichen Schiller selbst gebildet ist. Es kann nicht bezweifelt werden, daß diese pantheistischen Phantasieen großentheils schon in der Carlsschule geschrieben und später nur überarbeitet worden sind, wenigstens erhellt aus dem Zusatze zur Ueberschrift der Ode „Freundschaft" in der Anthologie: „Aus den Briefen des Julius an Raphael, einem noch ungedruckten Romane," daß der Plan dieser Briefe schon in Stuttgart entworfen seyn muß.[1]) Wie innig damals auch Schiller an diesen theosophischen Ideen gehangen haben mag, so ließen doch sein scharfer Verstand und seine Ehrlichkeit ihn schon in Jünglingsjahren dieselben aufgeben.

Auch bei Julius folgt bald der Periode eines schwärmerischen Dogmatismus die des Zweifels und des Mate-

1) Vergl. Thl. 1, S. 60 u. ff.

rialismus. Wenn nun Schiller selbst offenbar durch seine medicinischen Studien von diesem pantheistischen Systeme zurückkam, wie läßt er seinen Helden an demselben irre werden? Es wird angenommen, ein fremdes System habe bei ihm das seinige verdrängt. Nach einer andern Stelle führt Raphael auch diese Krisis herbei, worin wir den Unglücklichen gleich im Anfange der Briefe finden. Denn Alles, was wir hier vorausgeschickt, ist auf eine kunstvolle Weise später eingefügt. So sehen wir sogleich im Anfange den Leidenden, Schmerzerfüllten in die rührendsten Klagen ausbrechen. Die Philosophie wird hier lebendige Geschichte. Julius fühlt sich doppelt verlassen: seine höchsten Ueberzeugungen, seine überkommenen sowohl, als jetzt auch seine selbsterworbenen, sind von ihm gewichen, und sein großer Freund ist von ihm in einem Zustande abgereis't, wo er seiner am meisten zu bedürfen schien. Aber Raphael hatte diese unausbleibliche Krisis absichtlich beschleunigt, um seinen Freund zu einer Zeit in den Kampf mit der klügelnden Vernunft zu führen, wo dessen Seele noch frei vom Sturme der Leidenschaft war. Denn der Irrthum lös't sich am reinsten und leichtesten von uns ab, wenn unsere persönlichen Bedürfnisse nicht für ihn interessirt sind und ihn in Schutz nehmen. Bei Julius sind die Zweifel rein speculativer Art und beflecken die sittliche Grazie seines Herzens nicht; sein veredeltes moralisches Gefühl nimmt an den Verirrungen des Verstandes keinen Antheil und kann diesen immer zur Wahrheit wieder zurückleiten.

Indem Raphael sich auf das Herz seines jungen Freundes fest verläßt, ist er von ihm gegangen, weil er will, daß Julius alle Heilkräfte für diese Krankheit in sich selbst aufbiete. Die Rückkehr unter die Vormundschaft der Kindheit sey auf immer versperrt, aber auch bei dem Erstlingsversuche seines Nachdenkens oder bei ähnlichen Lehrgebäuden könne er nicht stehen bleiben. Raphael denke seinen Julius zu einer höhern Freiheit des Geistes zu führen, zu welcher nur emporzuklimmen mehr werth sey, als alles Andere, was er eingebüßt habe, und von welcher allein die Ruhe einer tief befestigten Ueberzeugung der Preis seyn könne.

Aber worin soll nun diese Ueberzeugung bestehen? Das wird zuletzt nur im Allgemeinen von Raphael ausgesprochen. Leider sind auch die philosophischen Briefe unvollendet geblieben; ihre in der Thalia versprochene Fortsetzung ist nicht erfolgt. Jene Angaben des Raphael aber sind höchst wichtig, weil sie die Resultate enthalten, bei denen Schiller's Denken im Jahre 1789 angelangt war; denn in diesem Jahre ist der letzte Brief des Raphael an Julius geschrieben. Alle ähnlichen (dogmatischen) Versuche, wie das System des Julius, lehrt Raphael, hielten eine strenge, unpartheiliche Prüfung nicht aus; denn die menschliche Vernunft sey zu keinem derselben berechtigt. Dieß lasse sich durch eine, freilich etwas trockene Untersuchung über die Natur der menschlichen Erkenntniß beweisen. Das Maß der Größe, wozu der Mensch bestimmt sey, könne er nur

erreichen, wenn er sich innerhalb der ihm von der Natur gezogenen Gränzen halte, während er im Streben nach einem unerreichbaren Ziele seine Kräfte verschwende. Oder mit anderen Worten, die von geistigen Thatsachen des unmittelbaren Bewußtseyns ausgehende, vom Bekannten zum Unbekannten stufenmäßig fortschreitende und sich der Schranken menschlicher Erkenntniß deutlich bewußte Philosophie, also die anthropologisch-kritische, sey die wahre, dem Menschen allein zukommende Weisheit.

So bekannte sich Schiller also zur Kant'schen Philosophie, deren Hauptwerke, außer der Kritik der Urtheilskraft, damals (1789) schon erschienen waren. Seine eigene Natur und bisherige Entwickelung — seine hohe Besonnenheit, sein sittliches Selbstgefühl, seine medicinischen Studien, seine poetischen Arbeiten, und überhaupt seine ausschließlichen Beschäftigungen mit dem Menschlichen — führten ihn mit Kant in Einem Ziele zusammen, so daß die kritische Philosophie nur seine Grundansicht bestätigte und ihm nur einzelne neue Wahrheiten zuführte.

Zweites Capitel.

Eintritt in Weimar. — Lebensverhältniſſe zu Weimar. — Die Familie von Lengefeld. — Aufenthalt bei Rudolſtadt. — Neigung zu Charlotte von Lengefeld. — Bekanntſchaft mit den Griechen. — Schriftſtelleriſche Thätigkeit: Die Götter Griechenlands, die Künſtler, drei zweifelhafte Gedichte, die Briefe über Don Carlos, Ueberſetzungen aus dem Euripides. — Rückkehr nach Weimar. — Ruf nach Jena.

Wir nehmen den Faden der Erzählung der äußeren Lebensverhältniſſe unſers Dichters da, wo wir ihn im erſten Theile fallen ließen, beim Eintritte Schiller's in Weimar, wieder auf.

Weimar galt längſt als ein klaſſiſcher Boden. Die verwittwete Herzogin Amalia hatte, zuerſt als Vormünderin ihres Sohnes, und ſeit 1774, wo dieſer die Regierung übernahm, durch ihren mütterlichen Einfluß, Weimar zum Mittelpuncte einer edlern, freiern Bildung gemacht, welche von hier aus über das ganze Vaterland ausſtrahlte. Mehr Gelehrte, Dichter und Künſtler fanden ſich in dem kleinen Orte zuſammen, als in irgend einer andern Stadt Deutſchlands, und unter ihnen Geiſter des erſten Ranges, wie Goethe, Herder, Wieland. Seele und Centralpunct all' dieſer verſchiedenartigen Perſönlichkeiten und Talente blieb fortwährend die geiſtreiche, vielſeitig gebildete, gewandte Herzogin, die in ihrer Muße in künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen jeder Art den ſchönſten

und edelſten Genuß für ihren regen Geiſt fand. Ihr Schloß in Weimar, ihr Landhaus in Tiefurth waren Verſammlungsörter aller ſchönen Geiſter und ausgezeichneten Talente. Jeder Fremde von Geiſt und Ruf wurde in ihrem ausgewählten Kreiſe mit Huld und Anerkennung aufgenommen. Wieland aber war der tägliche Geſellſchafter und gefeierte Hausgenoſſe der Herzogin.

In dieſe Stadt und in die Nähe ſolcher Perſonen und Verhältniſſe trat nun der achtundzwanzigjährige Schiller, als einer der letzten großen Geiſter, welche ſich hier zuſammenfanden. Er kam nicht als ein Unbekannter, und eigentlich auch nicht als ein Fremder. Sein Dichterruf verbürgte ihm eine gute Aufnahme, und durch den Titel, womit ihn der regierende Herzog Carl Auguſt, der Freund Goethe's, beehrt hatte, war er Weimar'ſcher Unterthan. An der Frau von Kalb fand er die wohlbewährte Freundin, wie er ſie erwartet hatte, in deren Umgange er ſeines Geiſtes froh werden konnte.

Goethe war damals in Italien, und auch die Herzogin Amalia bereitete ſich zu einer Reiſe jenſeits der Alpen vor, um durch Bewegung und milderes Klima ihre wankende Geſundheit zu befeſtigen und in dem ſchönen und merkwürdigen Lande ihre Weltbetrachtung zu erweitern. Mit Studien und Zurüſtungen zu dieſer Reiſe beſchäftigt, nahm ſie gerade jetzt weniger Intereſſe an Schiller, als ſie ſonſt dieſer bedeutenden neuen Erſcheinung zugewandt hätte. Der Herzog war viel abweſend und ſcheint damals keinen beſondern

Antheil an Schiller bezeigt zu haben. Von Wieland dagegen wurde er mit herzlichem Wohlwollen aufgenommen; in seinem Umgange, in seinem Familienkreise wurde ihm frei und wohl. „Wir werden schöne Stunden haben," schrieb er damals: „Wieland ist jung, wenn er liebt." Und nach einer Bekanntschaft von drei Vierteljahren äußerte er sich über dieß Verhältniß: „Mit Wieland bin ich genau verbunden, und ihm gebührt ein großer Theil an meiner jetzigen Behaglichkeit, weil ich ihn liebe und Ursache habe, zu glauben, daß er mich wieder liebt. Weniger Umgang," fügt er bei, „habe ich mit Herder, ob ich ihn gleich als Mensch wie als Schriftsteller hoch verehre. Der Eigensinn des Zufalls trägt eigentlich die Schuld, denn wir haben unsere Bekanntschaft ziemlich glücklich eröffnet. Auch fehlt es mir an Zeit, immer nach meiner Neigung zu handeln."

Den wiederholten Antrag Wieland's, Mitarbeiter an seiner Zeitschrift, dem Deutschen Merkur, zu werden, konnte Schiller nicht zurückweisen. Die Einladung war ehrenvoll und vielleicht auch vortheilhaft; Schiller suchte sich den väterlichen Freund zu verpflichten und gewogen zu erhalten. Er versprach, dem Journal seine ganze Kraft zu widmen, und Wieland hoffte, daß dasselbe durch sein Eingreifen wieder eine frischere und jugendlichere Gestalt gewinnen werde. Schiller ließ es an Anstrengung nicht fehlen, diesen Erwartungen zu entsprechen. Die Jahrgänge 1788 und 1789 des Merkur sind durch treffliche Beiträge von seiner Meisterhand ausgezeichnet, mit denen wir unsere

Leſer nach und nach bekannt machen werden. Seine eigene Zeitſchrift ließ er in dieſer Zeit zurücktreten; im Jahre 1787 erſchien von der Thalia gar nichts, und in dem folgenden Jahre nur das fünfte Heft, das vom Herausgeber nur eine Fortſetzung des Geiſterſehers enthält. Als aber ſpäter die Thalia wieder gewichtiger hervortrat, mußten Schiller's Beiträge für den Merkur um ſo ſeltener und kürzer werden, da ihn in dieſen Jahren auch die von Dresden mit herübergebrachte Geſchichte des Abfalles der Niederlande, als ſeine Hauptarbeit, ſtark beſchäftigte. Vom Jahre 1790 an hörte ſeine Theilnahme am Merkur gänzlich auf. Doch ſtörte dieß ſein gutes Vernehmen mit Wieland in keiner Weiſe. Wer hätte auch mit ihm, dem humanſten, nachſichtigſten Menſchen, nicht gut auskommen können?

Die vielfachen, zum Theil mühevollen und zeitraubenden Arbeiten aber, die Schiller in Weimar beſchäftigten, machten eine eingezogene Lebensweiſe nöthig. Hatte er in Dresden mehr unter Freunden gelebt und ſich der Geſellſchaft und den Menſchen hingegeben, ſo ſchloß er ſich hier gegen geſellſchaftliche Vergnügungen ab. Er ging ſelten aus, und wenn er einmal ſein Zimmer verließ, ſo ſuchte er am liebſten ein weiſes Geſpräch bei einem geiſtreichen Freunde, oder die ſtille Einſamkeit im weitläufigen, reizenden Parke, wo man ihn bisweilen gegen Abend luſtwandeln und ſich nach den am wenigſten beſuchten Orten hinwenden ſah. Sein frugales Mittageſſen ließ er ſich wieder, wie in Mannheim, auf ſein Zimmer bringen; Abends genoß er

ſelten etwas Anderes, als Butterbrod, wozu er Bier trank. Dieſem Getränke hatte er auch ſchon früher den Vorzug gegeben, wogegen er in ſpäteren Jahren den Wein vorzog, ſo wie er ſich auch durch eins der vielgeſungenſten Punſchlieder, die Vermählung der vier Elemente, zu einem erklärten Punſchliebhaber bekannte.

Uebrigens gebot ihm ja auch ſchon der geringe und unſichere Ertrag ſeiner Feder, in welchem ſein ganzes Einkommen beſtand, eine zurückgezogene und eingeſchränkte Lebensweiſe. Sein Erwerb mochte oft kaum zur Beſtreitung ſeiner nothwendigſten Bedürfniſſe hinreichen; und bei manchen unabweisbaren Ehrenausgaben, und bei ſeinem Ungeſchicke, ſeine kleine Wirthſchaft ordentlich zu führen — denn durchgängig ökonomiſch zu leben, war gewiß die letzte Tugend, die er lernte — kam er wohl nicht ſelten in große Verlegenheit. Bei dem Mangel anderer Zeugniſſe hierüber muß uns ein Beweis für viele gelten. In einem Briefe vom Jahre 1795 an Goethe ſchreibt er: „Ich erinnere mich, wie ich einmal vor ſieben Jahren in Weimar ſaß, und mir alles Geld, bis etwa auf zwei Groſchen Porto, ausgegangen war, ohne daß ich wußte, woher neues zu bekommen. In dieſer Extremität denken Sie ſich meine angenehme Beſtürzung, als mir eine längſt vergeſſene Schuld der Literaturzeitung überſendet wurde.“ So war unſer Schriftſteller, während ganz Deutſchland ſeine Werke bewunderte und er überall Verehrer und Freunde ſeiner Muſe hatte, ganz auf ſich geſtellt, ganz verlaſſen, und

seine Existenz gränzte bisweilen an Mangel und Noth. Wie fröhlich hätte sich sein Genius entfalten können, wenn er eine jährliche Rente von nur einigen hundert Thalern gehabt hätte!

Dieser äußeren Beschränkung ungeachtet fühlte sich der Genügsame im freien Genusse seines Geistes und seiner Thätigkeit glücklich. In solchem Sinne schrieb er damals an seinen Freund Moser: „Ich bin jetzt, wornach ich mich so gesehnt habe, in Weimar, und wähne in Griechenlands Ebenen zu wandeln. Der Herzog ist ein vortrefflicher Fürst, ein wahrer Vater der Künste und Wissenschaften, von denen ich hier auch keine einzige verwaist getroffen habe, du müßtest denn das steife Ceremoniel der Höfe in die ernste Reihe der Künste und Wissenschaften aufnehmen wollen. Du kennst die Männer, auf welche Deutschland stolz seyn kann: einen Herder, Wieland und Andere; und eine Mauer umschließt mich jetzt mit ihnen. Wie viel Treffliches hat nicht Weimar! — Ich denke hier, wenigstens im Weimarischen, mein Leben zu beschließen, und endlich einmal ein Vaterland wieder zu erhalten."

Außer mit Wieland und Herder, war Schiller allmälig noch mit manchen interessanten Männern in ein Verhältniß gekommen. So genoß er zuweilen einen heitern Abend mit Ridel, dem Erzieher des Kronprinzen, und mit Friedrich Schulz, Verfasser einiger prosaischen Schriften. Ein wöchentlicher Clubb, wo er mitunter eine Partie Whist spielte, zog ihn von seinen angestrengten Arbeiten ab und

brachte einige Abwechſelung in ſein einförmiges Schriftſtellerleben. Bode, Bertuch, Corona Schröter fanden ſich hier mit anderen gebildeten Perſonen zuſammen. Auch führte er, wie Caroline von Wolzogen erzählt, mit dem Geheimrathe Schmidt, [1]) der viel Antheil an der Literatur nahm und früher mit Klopſtock in Verbindung geſtanden hatte, oft intereſſante Geſpräche über Richardſon's Clariſſa, welche dieſer, wie Schiller ſelbſt, ſehr hoch hielt.

Aber bei all' dieſem Umgange fehlte ihm etwas Bedeutendes, das er nicht entbehren konnte, wenn er ſich glücklich fühlen ſollte, — gemüthliche Anregung. Vielleicht mit dem einzigen Wieland mochte ein Herzensverkehr möglich ſeyn; aber von ihm war er eigentlich doch noch mehr durch den Abſtand ſeiner Empfindungsweiſe und Lebensanſicht, als den der Jahre, getrennt. In dieſer Hinſicht mußte er den Unterſchied Weimar's von Dresden, wo ihn die innigſte Freundſchaft erquickt hatte, lebhaft fühlen. Der ganze Weimar'ſche Geſellſchaftston wollte ihn nicht anſprechen. Hatte er ſchon früher geurtheilt, daß „die Kurſachſen nicht die liebenswürdigſten unter den Sachſen ſeyen", ſo konnte er in einem Briefe an Schwan aus dieſer Zeit, worin er doch alles mögliche Gute hervorhebt, von den Weimaranern nicht mehr rühmen, als daß ſie

[1]) An ſeine Tochter richtete er damals einige Verſe, eine Widmung des Don Carlos, welche in meinen Supplem. zu Sch. W. II, 263 mitgetheilt ſind.

„eine leidliche Menschenart" seyen; und er fügte wehmüthig bei: „Die Schwaben sind doch ein liebes Volk das erfahre ich je mehr und mehr, seitdem ich andere Provinzen Deutschlands kennen lernte." Bei allem Interesse an der Litteratur, welches man zur Schau trug, und bei aller von den vorzüglichsten Geistern ausströmenden Bildung war der gesellschaftliche Ton in Weimar mehr verneinend und absprechend, als belebend und anerkennend. Ein unbehaglicher Geist der Reflexion und Kritik hielt die Gemüther befangen. Schiller aber sehnte sich, je mehr er sich selbst damals von diesem Geiste umstrickt und gelähmt fühlte, um so inniger nach der unmittelbaren, unverfälschten Natur und den lauteren Aussprüchen schöner Menschlichkeit. Sein guter Genius sorgte dafür, daß diese Sehnsucht befriedigt wurde.

Im November 1787 machte Schiller eine kleine Reise nach Meiningen, um seine an Reinwald verheirathete Schwester, und zugleich seine mütterliche Freundin, die Frau von Wolzogen, in Bauerbach zu besuchen, wo sich damals auch ihr Sohn Wilhelm, Schiller's Jugendfreund, befand und nach dem Austritte aus der Carlsakademie zu einer Reise nach Paris vorbereitete. Dieser gab ihm auf der Rückreise, die zu Pferde über Rudolstadt gemacht wurde, das Geleite, und führte ihn bei der mit dem Wolzogen'schen Hause verwandten Familie von Lengefeld ein.

Frau von Lengefeld wohnte mit ihren beiden Töchtern außerhalb Rudolstadt wie auf dem Lande, in dem durch

nahe waldbekränzte Höhen, durch sanfte Flußkrümmungen und seine Fruchtbarkeit so reizenden Thale der Saale. Der Vater, der sich als Forstmann ausgezeichnet hatte, war längst todt; die Mutter, eine gütige, empfängliche Natur, nur mit zu großer Aengstlichkeit an kirchliche und gesellschaftliche Observanz gebunden. Den Töchtern dagegen war frühe das Bedürfniß und die Anregung einer freiern, edlern Geistesbildung zu Theil geworden. Der treffliche Vater wollte seine Mädchen besser unterrichtet sehen, als es damals in der fürstlichen Kleinstadt gebräuchlich war und von dem noch ungebildeten geselligen Leben gefordert wurde. Er sorgte daher für die Entwickelung des Verstandes, welche der phantasiereichen Beweglichkeit seiner Kinder das Gleichgewicht halten sollte, und ließ sich auch ihre körperliche Ausbildung angelegen seyn. Seine mannhafte, ehrenwerthe Persönlichkeit prägte sich ihren Seelen ein, und Friedrich der Große, dem der Vater eine hohe Verehrung zollte, wurde auch der Held seiner Töchter. Dazu kam die Lectüre Herz und Gemüth ansprechender Bücher, deren Inhalt der Geist in der ländlichen Einsamkeit ungestört in sein Eigenthum verwandeln und weiter ausbilden konnte.

Die ältere Tochter, Caroline, war schon in ihrem sechszehnten Jahre dem Heirathsantrage eines Herrn von Beulwitz gefolgt, lebte aber in einer nicht glücklichen, kinderlosen Ehe, im Hause ihrer Mutter. Die jüngere, Charlotte, war zu einer Hofdamenstelle bestimmt. Damit

sie sich nun Fertigkeit in der französischen Sprache und Weltton aneigne, beschloß Frau von Lengefeld, eine Zeit lang in der französischen Schweiz zu leben. Hier, an den reizenden Ufern des Genfersees, in dem freundlichen Vevay, brachte die Familie glückliche, auch durch liebe Freunde und den Umgang mit geistreichen Männern verschönerte Tage zu. Auf der Heimreise kamen Frau von Lengefeld und ihre Töchter mit Frau von Wolzogen in Stuttgart zusammen und machten, von ihr begleitet, bei Schiller's Aeltern einen Besuch auf der Solitude. Frau von Wolzogen veranlaßte die weiterreisenden Frauen auch, da ihr Weg sie über Mannheim, Schiller's damaligen Wohnort, führte, dessen Bekanntschaft dort zu machen. Er war gerade nicht zu Hause, und als er ihre Visitenkarten erhielt, begab er sich in ihren Gasthof, und traf sie noch, als sie eben im Begriffe waren abzureisen. „Seine hohe, edle Gestalt", erzählt Caroline von Wolzogen, „frappirte uns; aber es fiel kein Wort, das lebhaftern Antheil erregte. Die mannichfachen und großen Gegenstände, von denen wir so eben geschieden waren, füllten unsere Seele... So sahen wir Schiller zum ersten Male, wie aus einer Wolke wehmüthiger Sehnsucht, die uns nur schwankende Formen erblicken läßt."

Und jetzt sah Schiller, nach drei Jahren, dieselbe Lengefeld'sche Familie in ihrem Wohnsitze wieder. Es war an einem trüben Novembertage, als er mit Wilhelm von Wolzogen, beide in ihre Mäntel gehüllt, vorgeritten kam;

und an dieſen Abend knüpfte ſich die Zukunft ſeines Lebens. In dem Kreiſe dieſer Familie fühlte er ſich wohl; hier fand er, was er ſo ſehnlich ſuchte, natürliche, empfängliche Menſchen, in deren Umgange ſich ſein Herz und Genius frei und voll ausſprechen konnten. Keine Vorurtheile, kein Vorwitz, keine Kälte lähmten hier die Zunge; hier fand er Bildung mit Entwickelungsfähigkeit und Beſtimmbarkeit vereinigt, und was zugleich mit Verſtand und mit Gemüth von ihm geſprochen wurde, das traf auch wieder den ganzen Menſchen. Man unterhielt ſich von den Briefen des Julius an Raphael und den darauf bezüglichen Gedichten der Anthologie. Ohne alle ſchriftſtelleriſche Eitelkeit ſtellte es ſich in ſeinem Geſpräche hervor, daß es ihm am Herzen liege, die Familie mit ſeinem Don Carlos bekannt zu machen. So ſehr hatte man ſich einander in wenigen Stunden genähert, daß Schiller ſchon bei ſeinem Abſchiede den Plan ausſprach, den nächſten Sommer im Rudolſtädter Thale zu verleben, was mit Freuden aufgenommen wurde.

Weimar erſchien ihm jetzt noch in trüberm Lichte, als bisher; ſein Herz war in Rudolſtadt, und es braucht dem Leſer kaum geſagt zu werden, daß eigentlich Charlotte von Lengefeld der anziehende Magnet war. In der That hatte er ſeine Neigung nach den vollgültigſten Zeugniſſen, z. B. eines Goethe und Wieland, einem höchſt liebenswürdigen Weſen zugewandt. Ihre Schweſter gibt uns folgendes Bild von ihr: „Sie hatte eine ſehr

anmuthige Gestalt und Gesichtsbildung. Der Ausdruck reinster Herzensgüte belebte ihre Züge, und ihr Auge blitzte nur Wahrheit und Unschuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst, hatte ihr ganzes Wesen eine schöne Harmonie. Mäßig, aber treu und anhaltend in ihren Neigungen, schien sie geschaffen, das reinste Glück zu genießen. Sie hatte Talent zum Landschaftszeichnen, einen feinen und tiefen Sinn für die Natur, und Reinheit und Zartheit in der Darstellung. Unter günstigen Umgebungen hätte sie in dieser Kunst etwas leisten können. Auch sprach sich jedes erhöhte Gefühl in ihr oft in Gedichten aus, unter denen einige, von der Erinnerung an lebhaftere zärtliche Herzensverhältnisse eingegeben, voll Grazie und sanfter Empfindung sind." Von ihrem poetischen Talente zeugen die ausgewählten Gedichte derselben, die in meinen Supplementen zu Schiller's Werken [1]) mitgetheilt worden sind.

Charlotte von Lengefeld hatte eben, als Schiller sie kennen lernte, ihr einundzwanzigstes Jahr vollendet. Sie war damals in ihrem Gemüthe verwundet, und durch eine Herzensneigung schmerzlich ergriffen, welcher sie, durch äußere Umstände gezwungen, hatte entsagen müssen. Den Mann, dem ihre Liebe zugewandt war, führten seine Verhältnisse im Militairdienste über das Meer nach einem andern Welttheile. Um sie zu erheitern, wurde in der

[1]) Th. III, S. 379 u. ff.

Familie beſchloſſen, daß ſie ſich einige Monate in Weimar bei der Frau von Stein aufhalten ſollte, die ſich früher bei der Herzogin Luiſe um eine Hofdamenſtelle für Charlotte verwendet hatte. Ihre Gegenwart in der Reſidenz konnte zugleich dazu dienen, ihr Andenken bei der Herzogin zu erneuern. Unverhofft, wie vor einem Jahre die glühend geliebte Julie zu Dresden, ſtand jetzt der Gegenſtand einer edlern Neigung wieder plötzlich — auf einer Redoute vor Schiller. Er ſah ſie auch bei Frau von Stein und in anderen Kreiſen, aber nur ſelten und immer nur auf kurze Zeit. Nach dem Berichte der ältern Schweſter hielt er ſich, den Umſtänden und den Eingebungen ſeines eigenen Zartgefühls gemäß, in gehöriger Entfernung von ihr. Doch verſchaffte er ihr zur Lectüre ein und das andere Buch; ſie nahm den Auftrag an, ihm nach ihrer Rückkehr in ihre Vaterſtadt ein Logis für ſeinen dortigen Sommeraufenthalt zu miethen, und empfing auch Briefe und Billets von ihm, von denen uns ihre Schweſter mehrere aufbewahrt hat. Man kann ſie nicht ohne Freude leſen. Er ſpricht in ihnen nur ſeine Hochachtung, ſeine Freundſchaft aus; aber jeder Satz, jede Zeile verkündet außerdem noch ſein liebendes Herz. Ohne von ſeiner Liebe ein Wort zu ſprechen, ſagt er, gleichſam unwillkürlich und verhüllt, Alles, was er denkt und fühlt. In dieſen Briefen athmet eine edle, milde, beſonnene Neigung, ganz ohne eine Spur von leidenſchaftlicher Glut. Seine jetzige Liebe war das reine Gold von der ſinnlich geiſtigen

Leidenschaft, welche ihn in Dresden beherrscht hatte. Fräulein von Lengefeld scheint damals schon seine Neigung nicht ganz unerwiedert gelassen zu haben. Er würde nicht so beruhigt, so zuversichtlich an sie geschrieben haben, wenn er seines Glücks nicht so gewiß gewesen wäre. Hier begegnete ein von unglücklicher Liebe verwundetes Herz einem gleichen, und man weiß, daß in solchen Herzen die Liebe schnell wieder erwacht, und leicht bereit ist, einen neuen Bund zu schließen.

Die Absicht Charlottens, an den Hof zu gehen, war, wie sich leicht denken läßt, dem Sinne ihres Verehrers gar nicht entsprechend. Dem Hofleben und Allem, was daran gränzte, widerstrebte von Grund aus seine Naturliebe, sein Freiheitsgefühl, der Stolz seiner Armuth. In diesem Sinne ist auch das Gedicht: Einer Freundin ins Stammbuch, aufzufassen, welches er ihr bei ihrer Rückreise nach Rudolstadt mitgab. Es ist eine Verdächtigung des Welt- und Hoflebens, von dem der Dichter fürchtet, daß es seiner Herzensfreundin in zu günstigem Lichte erschienen seyn möchte. Ungefähr gleichzeitigen Ursprungs ist „Die berühmte Frau, Epistel eines Ehemannes an einen andern.“ Den Gedanken dieses Gedichtes, einer in leichtem, humoristischem Tone gehaltenen Satyre auf gelehrte, literarisch berühmte Ehefrauen, gab ihm vielleicht die Vorstellung von dem ächt weiblichen, schönen Charakter seiner Auserwählten, und

von dem, was sie ihm einst als Gattin seyn werde, durch den Contrast ein.

In der Mitte des Mai 1788 reis'te er ihr nach in das Rudolstädter Thal, wo die Lengefeld'sche Familie eine halbe Stunde vor der Stadt, in dem Dorfe Volkstädt, eine Wohnung für ihn gemiethet hatte. Er war mit dieser Wahl äußerst zufrieden. „Der Ort, die Lage, die Einrichtung im Hause", schreibt er an seine Freundin, „Alles ist vortrefflich. Sie haben aus meiner Seele gewählt. Eine fürstliche Nachbarschaft hätte mir meine Existenz verdorben." Das Haus lag frei vor dem Dorfe, und aus seinem Zimmer übersah er die Ufer der Saale, die sich in einem sanften Bogen durch die Wiesen krümmt, und im Schatten uralter Bäume dahin fließt. Die am jenseitigen Flußufer sich erhebenden waldigen Berge, mit freundlichen Dörfern an ihrem Fuße, und das hoch und schön gelegene Schloß von Rudolstadt an der andern Seite, gewähren diesem einsamen Platze eine mannigfaltige und reizende Aussicht. Auf einer waldumkränzten Anhöhe, dem Hause gegenüber, ist jetzt ein kleines Monument des gefeierten Dichters, mit einem Bronzeabdrucke seiner kolossalen Büste von Dannecker, errichtet, und so sein Aufenthalt in diesem glücklichen Thale im Andenken der Menschen erhalten.

Im Lengefeld'schen Hause begann für Schiller ein neues Leben. „Sein Gespräch", so erzählt Frau von Beulwitz (nachher mit Wilhelm von Wolzogen vermählt),

„floß über in heiterer Laune; sie erzeugte witzige Einfälle; und wenn oft störende Gestalten unsern kleinen Kreis verengten, so ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zusammenklangs unter uns nur noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffeevisite unserm genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saalufers entgegengehen konnten! Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt, und über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen erblickten, dann erschloß sich ein heiteres, ideales Leben unserm innern Sinne. Hoher Ernst und anmuthige, geistreiche Leichtigkeit des offenen, reinen Gemüthes waren in Schiller's Umgange immer lebendig; man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in seinen Gesprächen."

Schiller erhöhte sich den Reiz dieses Umganges durch Maßhalten im Genusse. Den Tag über arbeitete er meistens auf seinem einsamen Landsitze an der Geschichte des Niederländischen Abfalles, und zur Abwechselung an seinem Geisterseher; auch die Briefe über Don Carlos sind hier, wenn nicht ganz geschrieben, doch vollendet, und der erste Theil der Künstler wurde hier gedichtet. Meistens nur die Abende brachte er in Gesellschaft der Freundinnen zu. Wie mußte es ihn da entzücken, wenn er ihnen die Früchte seines täglichen Fleißes vorlesen konnte!

Zuweilen brachte auch irgend ein bedeutender Mann neue Anregung und Bewegung in diesen kleinen Kreis, und Briefe von Körner, Wieland und Anderen erfrischten unsern Dichter in seiner Einsamkeit. Der heitere Wieland legte ihm von Zeit zu Zeit seinen Deutschen Merkur ans Herz und wünschte ihm, „daß es ihm behagen möge in seinem selbstgewählten Pathmos, und daß ihm da auch, wie dem heil. Johannes — nur nicht ganz in seiner Manier — hohe Offenbarungen zu Theil werden möchten.“ Zur beinahe täglichen Gesellschaft der Familie gehörte der edle und liebenswürdige Baron von Gleichen, dessen Lieblingsgespräche über Gegenstände der Metaphysik aber in jener Zeit unserm Freunde nicht immer zusagen mochten. Auch Wilhelm von Wolzogen kam zu Besuch. Er lebte damals noch der Hoffnung, daß seine kränkelnde Mutter wieder vollkommen genesen werde. Aber bald nachher langte die Nachricht ihres Todes an. Schiller beklagte diesen Verlust, wie ein Sohn um seine Mutter weint. Der darauf bezügliche Brief an Wilhelm von Wolzogen ist voll Dankbarkeit, voll Pietät und Gefühl.

Auch Goethe'n, der von seiner Reise nach Italien gerade zurückkam, lernte Schiller zuerst in dem Lengefeld'schen Hause kennen. Aber eine Annäherung zwischen ihnen, welche das Schwesternpaar so sehr wünschte, fand nicht statt. Ein weiter Abstand lag zwischen ihnen. „Für Freiheit waren Beide zwar in die Schranken getreten, aber Jeder nach seinem Sinne. Goethe hatte Freiheit, Kraft und

Trotz der Natur in rein poetischem Gegensatze gegen schwächlichen Pedantismus, süßliche Empfindsamkeit und aufgesteifte Anmaßlichkeit in unserer Literatur geltend gemacht; Schiller's Ruf ging an den Genius der in Staat und Leben unterdrückten und gemißhandelten Menschheit; seine Muse war voll des edeln Zornes über Unbilden der Machthaber, über Zerstörung menschlichen Glückes durch ihre Tücken und Frevel, und über ihre Ungestraftheit, die ihnen Stand und Rang verlieh. Goethe war heiter lächelnd, ja selbst muthwillig, mit natürlicher Ungebundenheit hervorgetreten; fast spielend hatte er seine Waffen gegen die Künstelei der Convenienz und geschmackloses Bürgerthum gewandt; Schiller vergegenwärtigte mit bitterm Ernste Kränkungen des ewigen Rechts in den höchsten Interessen der Menschheit. Goethe hätte zu Frivolität anregen können, Schiller konnte zu einer Revolution führen. Goethe's Erstlinge gingen aus dem Gefühle der Freiheit von beschränkenden äußeren Lebensbedingungen und dem Wohlgefühle, dergleichen Peinlichkeiten Trotz bieten zu können, Schiller's aus der Erfahrung lästigen Druckes und dem Unmuthe, ihn tragen zu müssen, hervor. Jetzt, einander im Angesicht, stand Goethe da in sich abgeschlossen, durch die italienische Reise zu innerer Ruhe gelangt, mit Selbstbewußtseyn des Geleisteten, noch reger schöpferischer Kraft und poetischer Läuterung, äußerlich mit dem Ausdrucke vollendeter Befriedigung und mit einer Haltung, die nicht mehr das Streben, dem Leben etwas abzugewinnen, aussprach: Schiller ihm

gegenüber, voll verzehrender Glut (?) und beunruhigenden poetischen Dranges, und ohne feste, gegen Verkümmerung sichernde äußere Stellung im Leben. Was sie auseinanderhielt, zu beseitigen, und zwei im Innern so sehr von einander abweichende Naturen späterhin zum innigsten poetischen Einverständnisse und zum Seelenaustausche der Freundschaft zu einen, war nur der hohen Genialität, die dem Einen wie dem Andern inwohnte, möglich; dazu bedurfte es aber Zeit. Es vergingen noch sechs Jahre, ehe der große Geisterbund geschlossen wurde; Schiller's Neigung, dem Ueberlegenen die Hand zu bieten, ward durch Goethe's Gemessenheit im Aufkeimen niedergehalten." [1])

Unser Dichter beurtheilte selbst nach dieser Zusammenkunft seine geistige Stellung zu Goethe sehr treffend in einem Briefe an Körner. „Vieles, was mir jetzt noch interessant ist," sagt er, „was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her ganz anders angelegt als das meinige; seine Welt ist nicht die meinige; unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren."

Schon diese Zeilen lassen durchblicken, daß Schiller die Vereitelung des Wunsches seiner Freundinnen leichter trug, als sie selbst. Aber er fand ja auch in dem Genusse

---

[1]) Weimar's Musenhof, v. Wachsmuth (Berl. 1844) S. 90 u. f.

ihrer Liebe und Freundschaft und seiner eigenen Thätigkeit jetzt eine überströmende Quelle des Glücks.

Mit Plutarch, Rousseau und Goethe war das Schwesternpaar aufgewachsen; sie waren die Hausgötter der Familie. Welche neue Bande der geistigen Gemeinschaft! denn wir wissen, mit welcher Wärme Schiller in seiner Jugend an Plutarch und Rousseau hing und wie begeistert er von Goethe war.

Dazu kam nun noch eine gemeinsame Lectüre der Griechen. An der Hand der Geliebten trat unser Freund zuerst in die Welt des Hellenenthums ein — eine Welt, die eben so harmonisch, eben so anmuthig ist, als das geistige Leben, welches den Liebenden von Herz zu Herzen fließt. Bis vor Kurzem hatte er von den Griechen wenig Kenntniß genommen. Seine Jugendbildung hatte ihn nicht in dieselben eingeführt; sein späterer wechselvoller Lebenslauf hatte ihm keine Muße gegönnt und keinen Anreiz gegeben, das Versäumte nachzuholen. Der Glückliche wird nur von dem Glücklichen verstanden. Wie hätte Schiller sich früher mit seinem Herzen der Hellenenwelt nahen können? Wenn ihr Licht auch in ihn eindrang, so beleuchtete es nur die Zerrissenheit seiner Seele. Auch konnte sich der Riesengang seines von philosophischen und ethischen Ideen fortgerissenen Genius unmöglich mit den gemäßigten und reinen Werken der Griechen zusammenfinden. Sein Weg, welcher von Shakespeare anhub, mußte durch die Franzosen gehen, ehe er bei den Griechen anlangte. Das Gute hat die Affectation

einer Tugend immer, daß ſie uns auf die Tugend ſelbſt aufmerkſam macht. So vorbereitet kam er nach Weimar, und erſt hier fing er an, die Alten fleißiger zu leſen, und das entſcheidende Verdienſt hat ſich Wieland um die Bildung Schiller's erworben, daß er ihn auf die Griechen nachdrücklich hinwies und an ihrem Studium ſo ſehr feſthielt, als es ſeine anderweitigen Arbeiten damals erlaubten. Von dieſer Zeit an zeugen beinahe alle ſeine Schriften mehr oder weniger von ſeinem Studium der Alten, und die erſten Früchte deſſelben waren metriſche Uebertragungen und die Götter Griechenlands.

Wir verweilen hier einige Augenblicke bei Schiller's damaliger Thätigkeit, und legen in die Erzählung ſeiner Liebe die eben genannten Arbeiten und ein paar andere mitten hinein, denen größtentheils dieſe Liebe ihre Seele einhauchte.

Die Götter Griechenlands zwar entbehren noch der freundlichen Harmonie, die aus einem glücklich liebenden Herzen kommt; denn ſie wurden noch vor dem Aufenthalte bei Rudolſtadt geſchrieben.[1]) Dieſes Gedicht liegt mit den letzten Acten des Don Carlos in der Thalia, mit der Freigeiſterei aus Leidenſchaft, der Reſignation, dem Verbrecher aus verlorener Ehre, den philoſophiſchen Briefen und dem Geiſterſeher in einer Reihe, und ſchließt die durch jene Schriften hindurchgeführte Ideenbewegung ab. Hatte er

1) Dieſes Gedicht erſchien zuerſt im Märzhefte des Merkur vom Jahre 1788.

dort im Namen der Geistesfreiheit und der Wissenschaft Opposition gegen kirchliche Formen und Lehren gemacht, welche den Geist niederzudrücken, gefangenzunehmen oder einzuschläfern schienen, so mußte er jetzt manchen religiösen Dogmen und kirchlichen Gebräuchen im Namen der Schönheit entgegentreten. Denn in unsrer Religion schienen ihm die ewigen Rechte der Schönheit gar nicht oder nur kümmerlich berücksichtigt. Als Anwalt dieser Rechte tritt Schiller in den Göttern Griechenlands auf. Er spricht seine heißeste Sehnsucht nach einer poetischen Betrachtung der Dinge aus, welche aus der Religion seiner Zeit verschwunden sey, bei den Hellenen aber einst auf eine herrliche Weise sich ins Leben gebildet habe. Das Gedicht ist nicht eigentlich gegen jeden Monotheismus gerichtet, sondern tadelt nur den abstracten Verstandesmonotheismus, welcher, im einseitigen Interesse der Wahrheit, alle Anforderungen des Gefühls und der Einbildungskraft unberücksichtigt läßt, die sich nur an einer lebendigen Mannichfaltigkeit einzelner, naher, anschaulicher, göttlicher Gestalten erquicken können. Außerdem, und in noch höherm Grade, rügt der Dichter die finsteren, öden und Entsagung auflegenden Religionsgebräuche seiner Zeit, die ganz verstandesmäßige, gemüthlose und mechanische Auffassung der Natur, die trübe Ansicht des Lebens, die grausenhafte Vorstellung vom Tode und die unerquickliche von unserm künftigen Daseyn — Alles in der Absicht, um durch den Gegensatz seine heitere, rein menschliche ästhetische Weltanschauung in ein helleres

Licht zu ſetzen. Dieſe ganze Polemik tritt in der älteſten Geſtalt des Gedichtes[1]) weit greller und ſtärker hervor. Bei der ſpätern Ueberarbeitung ließ der Dichter ganze Stellen und Strophen weg, die ihm zu verletzend ſchienen; aber mit dem Anſtößigen und Heftigen verſchwand nun auch aus dem Gedichte ein guter Theil des Charakteriſtiſchen.

Aus dem Geſagten geht hervor, daß wir die Götter Griechenlands für etwas mehr anzuſehen haben, als für den Ausfluß einer nur „poetiſchen Anſicht und momentanen Dichterlaune," wofür ſie Caroline von Wolzogen hielt, oder als „eine poetiſche Grille," wie ſie Götzinger nennt. Es fehlte auch bald nach dem Erſcheinen des Gedichtes nicht an Solchen, die darin mehr als das Erzeugniß einer vorübergehenden Anregung und Stimmung ſahen, und daher als Vertheidiger des Chriſtenthums gegen dieſe Apologie des griechiſchen Heidenthums auftreten zu müſſen glaubten. Einige unter dieſen waren thöricht genug zu glauben, Schiller habe im Ernſte gewünſcht, die Religion der Hellenen zurückrufen zu können; Andere, welche wohl erkannten, daß er dadurch nur ſeinen Widerwillen gegen die einſeitige, rein begriffsmäßige Religionsbetrachtung einer kalten Vernunft und gegen die dürren, geſchmackloſen Formen des kirchlichen Cultus habe ausſprechen wollen, machten ohnmächtige Verſuche, dagegen mit gleichem Glanze die poetiſchen Seiten des Chriſtenthums hervorzuſtellen. Zu

---

[1]) S. meine Supplem. zu Schiller's W. II. 267 ff.

ſolchen Gegenſtücken gehört „Das Lob des einzigen Gottes“ von Fr. von Kleiſt, im Deutſchen Merkur (1789), ferner ein „Gegenſtück zu Schiller's Göttern Griechenlands“ von Benkowitz, in von Archenholz's Literatur und Völkerkunde (1789). Auch proſaiſche Entgegnungen rief das Gedicht hervor, unter andern einen Aufſatz „Ueber Polytheismus, veranlaßt durch die Götter Griechenlands“ im Deutſchen Merkur (1788) und die „Gedanken über Schiller's Gedicht, die Götter Griechenlands, von Fr. L. Gr. zu Stolberg“ im Deutſchen Muſeum (1788). Stolberg's Fehdebrief ſcheint unſern Dichter am empfindlichſten bewegt zu haben; doch gab er ſeinen erſten Vorſatz, darauf zu antworten, bei ruhiger gewordenem Blute wieder auf, obgleich Wieland ihn ermunterte, „den platten Grafen Leopold für ſeine, ſelbſt eines Dorfpfarrers im Lande Hadeln unwürdige Querelen ein wenig heimzuſchicken.“

Mit den Göttern Griechenlands ſteht das herrliche Lehrgedicht „Die Künſtler“ in der innigſten Verbindung. Es wurde zu Rudolſtadt im Herbſte 1788 begonnen und zu Weimar im Februar 1789 vollendet.[1]) Der Dichter führt hier das Reſultat der Götter Griechenlands, über alle Polemik erhaben, mit friedlichem, heiterm Geiſte weiter aus. Wie im Don Carlos aus Schiller's politiſchem

---

[1]) Eine ausführliche Detailerklärung dieſer im Einzelnen ſtellenweiſe ſehr ſchwierigen Dichtung gibt Viehoff in ſeinem Commentar zu Schiller's Gedichten, Th. 1 S. 315—372.

Unmuthe eine reine Idee emporstieg, so konnte erst in den Künstlern die ungetrübte Begeisterung der Liebe glühen, nachdem sich Schiller seines durch so viele Darstellungen hindurch getragenen ethisch-religiösen Mißbehagens zuletzt in seinen Göttern Griechenlands vollends entledigt hatte. Wenn daher dieses letztere Gedicht noch rückwärts schaut, indem es eine polemische Ideenrichtung abschließt, so haben die Künstler das Gesicht wieder vorwärts gewandt, indem sie die Keime beinahe aller Grundansichten enthalten, welche Schiller später in seinen ästhetischen Abhandlungen auseinandersetzte. Poetisch prägte er hier zuerst seine Gefühle und Ideen aus, dann begründete und erweiterte er sie wissenschaftlich, und zuletzt, in seiner dritten Lebensperiode, setzt er wohl von dem, was ihm die Forschung Neues eingebracht hatte, Manches wieder in Poesie um.

Auch noch in einer andern Beziehung schließen sich die Künstler an die Götter Griechenlands an. Diese letzteren spielten von allen bisherigen Gedichten, in denen uns Schiller eigene Ideen vorträgt, zuerst in die Geschichte ein; die Künstler aber haben ganz und gar einen culturhistorischen Charakter. Sie veranschaulichen den Werth des Schönen dadurch, daß uns die Erziehung des Menschengeschlechts durch die Kunst vor Augen geführt wird. In einer Zeit, wo die Kunst gewöhnlich nur als ein Unterhaltungsmittel und als ein Schmuck der feinern Gesellschaft betrachtet wurde, verkündete Schiller ein neues Evangelium

der Schönheit und Kunst und vindicirte beiden die erhabenste Stellung, indem er sie als die mächtigsten Hebel in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit, ja als das Ziel ihrer Ausbildung darstellte. Er lehrte, daß alle intellectuelle, moralische, politische und religiöse Bildung von je her von dem Schönen ausgegangen sey; er wies es in der Culturgeschichte nach, daß alle Humanität immer sich mit der Kunst gehoben habe, und ohne sie gesunken oder verschwunden sey, und schloß damit, daß die menschliche Cultur erst in der Rückkehr zu eben dieser schönen Kunst ihr Ende finde.

Daß die in diesem Gedichte niedergelegten Ideen und Empfindungen aus dem Innersten seines Wesens gegriffen seyen, äußerte Schiller damals selbst in Briefen an seine Geliebte und ihre Schwester; auch gestand er, daß er noch nichts so Vollendetes gedichtet zu haben glaube, sich aber auch noch zu nichts so viel Zeit genommen habe. Einen bedeutenden Einfluß auf die Dichtung hatte Moritzen's Schrift: „Ueber die Nachahmung des Schönen" und die mit Moritz, der damals in Weimar war, und mit Wieland über dieses Buch gepflogenen Gespräche. [1])

Je höher aber die Stufe ästhetischer Bildung ist, auf welcher uns Schiller in den Künstlern erscheint, um so weniger ist zu glauben, daß er in demselben Jahre 1789,

---

[1]) Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 304, 373, 383 u. ff.

wo er dieſes Gedicht vollendete, eine ſo alltägliche, ideenarme Paramythie, wie der „Troſt am Grabe“ [1]) gedichtet haben könne. Dieſes Gedicht wurde zuerſt im „Ergänzungsbande zu Schiller's Werken“, Gratz 1829, abgedruckt. Der Herausgeber, Greiner, gibt die Notiz, das Gedicht ſey ihm von Prag aus durch eine hohe Perſon zugeſandt worden mit der Verſicherung, daß dieſe Dichtung von Schiller zum Troſte für eine junge Dame verfaßt worden ſey, die ihren Gemahl im erſten Jahre ihrer glücklichen Ehe verloren habe und dadurch in eine ſolche Troſtloſigkeit verfallen ſey, daß man für ihr Leben fürchtete. Wer die Dame und wer die hohe Perſon war, die das Gedicht dem Herausgeber ſchickte, wiſſen wir nicht. Noch mehr iſt aber das Stück durch ſeinen Inhalt verdächtig. Die Auferſtehungsſcene in der drittletzten und vorletzten Strophe iſt unſchilleriſch, und die gewöhnlichen Unſterblichkeitsvorſtellungen, wie wir ſie hier finden, ſind unſerm Dichter fremd. Ob Schiller ſich hier vielleicht einmal accommodirt hat? Sonſt wenigſtens hat er es nie gethan.

Eher könnte noch dieſer Zeit ein „Hochzeitgedicht“ [2]) angehören, welches Boas in ſeinen Nachträgen mitgetheilt hat. Er ſetzt es in das Jahr 1801 und bemerkt, daß es zuerſt im Taſchenbuche für Damen auf das Jahr 1807 erſchienen und im Jahre 1810 in Hamburg zum Beſten

1) S. meine Supplemente zu Schiller's W. II, 277 ff.
2) Ebendaſ. III, 265 ff.

der reformirten Armencaſſe wieder abgedruckt worden ſey. Ein kurzes Vorwort ſage darüber: „Schiller dichtete dies, in fremdem Namen, zur Vermählung eines ſeiner würdigſten Freunde. Er ſchrieb es, umgeben von mehreren Menſchen, aus der Fülle ſeiner ſchönen Seele. Ohne es wieder durchzuſehen, gab er es zum Drucke hin. Die erſten Verſe beziehen ſich auf die Schwierigkeiten, die ſich der ſo ſchönen Wahl des Liebenden Anfangs entgegenſtellten.“ Das Authentiſche dieſer Nachricht, der manches Unwahrſcheinliche anhaftet, muß erſt ermittelt und feſtgeſtellt werden. Wenigſtens ſcheint das Gedicht nicht Schiller's drittem Lebensabſchnitte anzugehören; denn es enthält keine Spur jener auf philoſophiſcher Reflexion beruhenden ſittlich-äſthetiſchen Weltanſicht und der kunſtvollen Behandlung der Sprache und des Versmaßes, welche damals Schiller's Eigenthum geworden waren.

Dann erwähnen wir noch eines zweifelhaften Gedichtes, „die Prieſterinnen der Sonne, zum 30. Jänner 1788, von einer Geſellſchaft Prieſterinnen überreicht [1])“, das vielleicht eine Feſtgabe für den Geburtstag der Herzogin Luiſe von Weimar war. Mehrere ſprachliche Gründe, die Viehoff in ſeinem Commentar zu Schiller's Gedichten erörtert hat [2]), ſprechen für die Authenticität dieſes Gedichtes.

---

1) Ebendaſ. III, 372. ff.
2) Th. 5, S. 283 f.

Wie in den Künſtlern, ſo ſpricht ſich auch in den gleichzeitig verfaßten Briefen über Don Carlos, über deren Hauptpuncte wir uns ſchon früher erklärt haben, ein friedlich geſtimmtes, durch Liebe verklärtes Gemüth aus. Man ſieht es dieſen Briefen recht an, wie ſie aus dem ſchönſten Seelenfrieden hervorgewachſen ſind, ſo harmoniſch, ebenmäßig und ſchön iſt Alles an ihnen. Kein harter, eckiger Ausdruck, geſchweige denn ein roher, heftiger Gedanke iſt in ihnen zu finden. Kein Satz, kein Wort iſt, welches man verändern oder wegnehmen möchte. Eine Proſa, welche reiner, klarer, ſchöner wäre, als dieſe, iſt noch nie geſchrieben worden. Selbſt die von uns früher nachgewieſenen Fehler in der Apologie des Don Carlos wurzeln in Schiller's idylliſcher Liebesſchwärmerei in Volkſtädt. Wir würden ihm Unrecht thun, wenn wir behaupten wollten, er habe einige Theile ſeines Dramas, um daſſelbe von Mängeln zu reinigen, abſichtlich unter einen falſchen Geſichtspunct geſtellt. Vielmehr veranlaßte ihn ſein damaliger Gemüthszuſtand, jene Theile anders zu betrachten, und ſein Scharfſinn führte nur den Ton weiter aus, den ſein Herz angab. Alles Verfehlte in jenen Briefen läuft nämlich darauf hinaus, daß Schiller das Verhältniß Poſa's zu Don Carlos falſch darſtellte. Sein Herz war damals in Volkſtädt ſo einzig voll von Liebe, daß ihm auch die ihr verwandte Freundſchaft ganz in Liebe aufging. Indem er nun an die Freundſchaft der beiden Helden des Dramas den Maßſtab einer Alles ausſchließenden, allein

in dem Gegenstande lebenden Neigung legte, konnte ihn jene Freundschaft, eben weil sie sich einem andern Zwecke unterordnete, unmöglich befriedigen; und so verführte die Sentimentalität seines Herzens seinen Kopf zur Sophistik Wie Schiller früher seinem Freiheitstriebe nicht selten zu viel einräumte, so gestattete er jetzt bisweilen einen zu großen Spielraum seinem Herzen, seinem zweiten sittlichen Lebenselemente, das während seines friedlichen und genußreichen Aufenthaltes in Volkstädt und Rudolstadt unter dem milden Lichte einer glücklichen Liebe und beim Genuße der unsterblichen Werke der Griechen alle seine Blüthen zu entfalten begann.

Und so mögen denn noch kurz die Uebertragungen in's Deutsche erwähnt werden, durch welche Schiller den antiken Geist mit dem seinigen zu verschmelzen suchte, während er sich hierdurch zugleich Masse für seine Thalia schuf.

In das sechste und siebente Heft dieser Zeitschrift (1789) ließ er seine Uebersetzung der Iphigenia in Aulis von Euripides einrücken. In Rudolstadt hatte er mit seinen Freundinnen in der französischen Uebersetzung von Brumoy unter andern griechischen Schauspielen auch Stücke von Euripides gelesen, von denen sie sich ganz besonders angezogen fühlten. Sie baten ihren Freund, ihnen ihre Lieblingsstücke zu übersetzen; in seiner edeln und klaren Sprache würden sie dieselben erst recht genießen können. Wie hätte Schiller den Geliebten das verweigern mögen, wozu schon das eigene Herz ihn drängen mußte? Den

Euripides ſtellt er ſelbſt auf die Scheidelinie zwiſchen die alten und neuen Dichter,[1]) und er hatte damals wohl mit keinem Schriftſteller des Alterthums eine ſo innige Verwandtſchaft, als mit dieſem ſententiöſen und empfindungsvollen Tragiker. Daß aber nun gerade Iphigenia in Aulis beliebt wurde, mochte durch Goethe's Iphigenie veranlaßt ſeyn, die vor Kurzem erſchienen war. Das deutſche Schauſpiel ſchien einer Bearbeitung der griechiſchen Tragödie eine gute Aufnahme zu verſprechen.

Da Schiller nicht ſo viel Griechiſch verſtand, um den Tragiker in der Urſprache leſen zu können, ſo überſetzte er das Stück aus einer wörtlichen lateiniſchen Ueberſetzung, wobei er ſich noch der franzöſiſchen Ueberſetzungen von Brumoy und von Prevot bediente. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er ſeine Uebertragung der modernen Auffaſſung und Empfindungsweiſe möglichſt annäherte, da er ja zunächſt für ſeine Freundinnen arbeitete. Hiezu trieb ihn aber auch ſchon die Beſchaffenheit ſeines Geiſtes, deſſen Eigenthümlichkeit jeder Gegenſtand annehmen mußte, der in ſeine Nähe trat. Er drückte überall den Dingen mehr den Stempel ſeines Geiſtes auf, als er, ſich ſelbſt vergeſſend, in ihr Weſen einzugehen vermochte. Daher wirkt dieſe Bearbeitung der Iphigenia in Aulis ganz verſchieden von dem Originale auf den Leſer; ſie bringt durch eine veränderte Anſchauung eine andere Stimmung der Phantaſie

---

[1]) Schiller's W. (Octavausg.) B. 12, S. 225.

und des Gefühls hervor; bleibt auch im Wesentlichen der Ideengehalt, so haucht uns doch ein anderer Geist an. Der antike Geist blickt, nach Humboldt's Ausspruche,[1]) wie ein Schatten durch das ihm geliehene Gewand; aber dennoch finden sich überall Züge des Originals so bedeutsam herausgehoben und so rein hingestellt, daß man vom Anfange bis zum Ende beim Antiken festgehalten wird.

Ein Fortschritt in der Uebersetzungskunst zeigt sich in dem Bruchstücke: „Die Phönizierinnen, aus dem Euripides übersetzt. Einige Scenen," welches Schiller im achten Hefte der Thalia erscheinen ließ. Ohne dem Inhalte etwas zu vergeben und im Ganzen seine Methode zu verlassen, hält er sich hier mehr am Worte und ist weniger gedehnt. Alles ist in Jamben übersetzt, welche freilich verständlicher zu unserm Herzen sprechen, als die nachgekünstelten antiken Versmaße.

Indem wir nun von diesen Schriften zu unsers Dichters Leben zurückzukehren im Begriffe stehen, fassen wir einen Augenblick seine Gemüths- und Gefühlsbildung in's Auge, deren Einfluß auf Form und Gehalt seiner Dichtung wir im Vorhergehenden schon nachzuweisen suchten, und welche durch die Einwirkung des Lengefeld'schen Familienkreises ihren vollen Blüthenschmuck entfaltete.

In Schiller's Seele bemerkten wir schon von Anbeginn neben einer energischen und erhabenen Gemüthsstimmung

---

[1]) Briefwechsel mit Schiller, S. 19.

für die Freiheit und die anderen höchſten Güter des Lebens, eine ſanfte und ſchöne Herzensneigung für Liebe und Freundſchaft und alles Andere, was das Leben ſchmückt und veredelt. Jenen heroiſchen Charakterzug hatte er bisher im Kampfe mit den ungünſtigſten Verhältniſſen vorzüglich ausgebildet und in ſeinen bisherigen Schriften dargeſtellt. Dieſer humane Trieb, aus dem alle Liebenswürdigkeit im Leben und alle Harmonie in der Dichtung fließt, hatte ſich bisher in ihm nicht ebenmäßig entwickeln können. Nur günſtige Verhältniſſe rufen dieſe ſchön menſchliche Neigung an das Tageslicht, nicht im Widerſtreben kann dieſe Uebereinſtimmung der Seele mit ſich ſelbſt gedeihen. Von der Dichtung des Don Carlos an hatte dieſe harmoniſche Gemüthsbildung begonnen; aber ſie hatte bisher ihre ganze Blüthenpracht noch nicht erſchloſſen. Mißmuth, Ungeſtüm und Leidenſchaft hatten nur allzuſchnell Schiller's Verhältniſſe in Dresden getrübt, und es fehlte noch immer an der rechten Wärme, deren er bedurfte, daß ſeine ganze Menſchheit in ihm zur Reife kam. Noch ſchwebte der Fluch des Ungemachs über ſeinem Haupte, und der Unfriede wohnte in ſeinem Herzen. Erſt in der Lengefeld'ſchen Familie, erſt während ſeines Aufenthalts in Rudolſtadt begrüßte ihn der verſöhnende Genius; und es ging an ihm in Erfüllung, was er an ſeine Freundinnen geſchrieben hatte: „Rudolſtadt, und dieſe Gegend überhaupt ſoll, wie ich hoffe, der Hain der Diana für mich werden; denn ſeit geraumer Zeit geht's mir, wie dem Oreſt in

Goethe's Iphigenia, den die Eumeniden umhertrieben, den Muttermord freilich abgerechnet, und statt der Eumeniden etwas Anderes gesetzt, was am Ende nicht viel besser ist. Sie werden die Stelle der wohlthätigen Göttinnen an mir vertreten und mich vor den bösen Unterirdischen beschützen."

Schiller blieb in der Nähe des Familienkreises, wo ihm ein so unschätzbares Gut zu Theil wurde, bis in die Mitte des Novembers 1788. In den letzten Wochen zog er von seinem Landsitze nach Rudolstadt, da der Winter einen längern Landaufenthalt nicht mehr wünschenswerth machte. Literarische Arbeiten und eine zarte Rücksicht gegen Charlotte von Lengefeld, da das Publicum sich schon mit einem Heirathsgerüchte trug, ließen ihn an baldige Rückkehr nach Weimar denken. Dieselbe Zartheit beobachtete er auch darin, daß er ihr keinen bestimmten Antrag machte. Er konnte sich über die Unsicherheit seiner äußern Lage nicht täuschen, und er war viel zu besonnen, als daß er dem Gedanken Raum gegeben hätte, ohne eine feste bürgerliche Existenz sich ein Familienleben gründen zu wollen. Er sprach gegen die Schwestern den Plan aus, sich als Professor der Geschichte eine gesicherte Stellung im Leben zu verschaffen. Der Gedanke wurde freudig aufgenommen, und man konnte nun, bei dieser beglückenden Aussicht im Hintergrunde der Seele, die Hoffnung und den Wunsch einer Vereinigung für die Zukunft schon muthiger aussprechen. Die Herzen verstanden sich auch ohne bestimmte Erklärung. Mit beseligendem Vertrauen kehrte Schiller nach Weimar

zurück, und an demſelben Tage reiſ'te ſeine Freundin mit ihrem Oheime nach Erfurt. Ohne dieſe, vielleicht abſichtlich veranſtaltete Reiſe, würde er ſeinen eigenen Aufbruch vielleicht noch weiter hinausgeſchoben haben. Er nahm einen ſchriftlichen Abſchied. Manches Andenken, das Bild ſeiner Lotte, geſchenkte Blumenſtöcke, empfangene Billets nahm er mit; „denn alles Gute und Schöne hat, wie die Sacramente, eine unſichtbare Wirkung und ein ſichtbares Zeichen.“

Aber welche Lücke in ſeinem Leben fühlte nun Schiller in Weimar! Es ſchien ihm Alles zu fehlen, da ihm der Umgang mit der Freundin mangelte, auf die er Alles bezog. Er war jetzt wieder ganz auf ſich zurückgewieſen, aber nicht mehr ſo glücklich, als damals, wo er Alles aus ſich ſchöpfte und ſo wenig vom Leben forderte. An ſie war ihm Alles gebunden, von ihr ihm Alles abhängig. Alles war ihm fremd und gleichgültig geworden, er ſchien einen Verluſt an ſeiner Seele erlitten zu haben. Er ſonderte ſich noch mehr, als ehedem, von den Menſchen ab, und hielt ſich auch von dem Kränzchen fern, an dem er früher Theil genommen hatte. Nur ſeltene, nur die nothwendigſten Beſuche machte er, und luſtwandelte oft, von Vergangenem und Zukünftigem träumend, nach Belvedere hin auf dem Wege, der zum Wohnſitze ſeiner Freundin führte. Die Weimaraner klagten ſehr über ihn, er verderbe ſeine Geſundheit durch vieles Arbeiten und Sitzen. „So ſind die Leute!“ ſchrieb er an Lotte, „ſie können

es einem nicht vergeben, daß man sie entbehren kann. Und wie theuer verkaufen sie einem die kleinen Freuden, die sie zu geben wissen! Wenn die völligste Indifferenz gegen Clubbs und Cirkel und Kaffeegesellschaften den Menschenfeind ausmacht, so bin ich's wirklich in Rudolstadt geworden." — „Es sieht vielleicht misanthropisch aus," heißt es in einem andern Briefe, „aber ich kann mir nicht helfen, ich bin Kleist's Meinung: Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen seyn."

Der 22. November war der Geburtstag seiner Charlotte. Den Abend dieses Tages brachte er in einer stillen und glücklichen Herzensfeier zu. Seit er wieder in Weimar war, hatte er sich von Arbeiten, die ihm nicht recht an's Herz wollten, gespannt und zusammengedrückt gefühlt. An diesem Abend empfand er zuerst wieder eine wohlthätige, lebendige Bewegung in seinem Wesen; er wiegte sich in süßen, dichterischen Träumen, alte erwärmende Ideen tauchten wieder auf; er war

— in der schönen Welt,
Wo aus nimmer versiegenden Bächen
Lebensfluthen der Dürstende trinkt,
Und gereinigt von sterblichen Schwächen
Der Geist in des Geistes Umarmungen sinkt. [1])

---

[1]) Wir sind verwundert, vom Dichter selbst zu hören, daß diese Verse, womit er Charlotten „als der Heiligen des Tages" dankt, sich damals in den „Künstlern" befunden haben. Das

Durch den Briefwechsel mit Charlotte, von dem wir so eben ein paar Bruchstücke mitgetheilt haben, wurde der fehlende Umgang mit ihr einigermaßen ersetzt. Regelmäßig jede Woche wurden Briefe geschrieben und beantwortet, an eine oder die andere Schwester. Der Donnerstag war für den Liebenden der glückliche Tag, der periodisch in seinem Leben einen Pulsschlag machte — wo er durch die Botenfrau einen Brief erhielt. „Ihre Briefe", schreibt er am 4. December, „vertreten jetzt bei mir die Stelle des ganzen Menschengeschlechts, von dem ich diese Woche über getrennt gewesen bin." Bisweilen wurde auch ein gutes, erweckendes Buch beigelegt, oder auch eine eigene Geistesarbeit mitgeschickt, z. B. von Lotte einmal ein von ihr übersetztes Lied Ossian's. Diese Briefe, welche uns die ältere Schwester aufbewahrt hat, sind ein köstliches Document. Sie führen uns Schiller als Menschen vor, wie ihn uns die später geschriebenen, an Goethe besonders, als Denker und Kunstkenner zeigen; sie geben uns ein Bild von der Gefühlsausbildung des trefflichsten Menschen, und decken uns die Quelle des sittlichen, humanen Geistes auf, der bezaubernd durch seine Dichtungen fluthet. Gleichzeitig ging der Briefwechsel mit Körner auf's lebhafteste fort. Schiller ließ es sich angelegen seyn, die neuen Freundinnen

---

Metrum weicht ganz von dem der Künstler ab, und auch der Inhalt will sich nirgendwo dem Gedankengange derselben recht anfügen.

mit dem alten Freunde bekannt zu machen, und so die Geliebten seines Herzens auch unter einander, wenigstens geistig, zusammenzubringen.

Uebrigens mußten auch die schon durch seine ökonomische Lage gebotenen vielfachen literarischen Beschäftigungen ihn diesen Winter $178^{8}/_{9}$ über zu Hause zurückhalten. Zwei Zeitschriften, der Merkur und die Thalia, erforderten angestrengte Thätigkeit. Von der letztern war 1788 nur ein Heft erschienen, das Eingehen derselben war zu befürchten, wenn sie nicht kräftiger hervortrat. Und doch war auf dieses Blatt und den Merkur seine Subsistenz und die Hoffnung der Wiedervereinigung mit seinen Freundinnen gegründet. Denn eine baldige feste Anstellung stand nicht zu erwarten, und reizte auch unsern Freund täglich weniger, je mehr er sich nach dem Glücke sehnte, den nächsten Sommer wieder in Unabhängigkeit im Rudolstädter Thale zu verleben. Aber was er für jene Blätter arbeitete, berührte ihn meist nur oberflächlich: nur die Vollendung der Künstler machte ihm Freude. Und das Schlimmste war, daß die Arbeiten auch in dem Grade langsam fortrückten, als sie ihm wenig Genuß brachten. Auch seine Beschäftigung mußte seine Wünsche nach dem Sommer hinziehen, wo er in Rudolstadt auf eine genußreichere Thätigkeit rechnen konnte. Abspannung von seiner angestrengten, mannichfachen Arbeit fand er bisweilen in der Lectüre guter Bücher oder in der Unterhaltung mit gebildeten Männern. So las er einige historische Werke von

Friedrich II., Voltaire, Montesquieu, und machte sich auch zum ersten Male, durch ein übersetztes Bruchstück, mit Gibbon bekannt. Von Ossian wird in seiner damaligen Correspondenz die feine Bescheidenheit und das leichte Hinschweben über die Thaten gerühmt, die er uns nur in den Folgen merken läßt. Unter den Alten fühlte er sich durch Horazen's Satyren in der Wieland'schen Uebersetzung lebhaft angesprochen. Besonders angenehm und fördernd war ihm die öftere Gesellschaft des genialen Moritz, den er schon von Leipzig her kannte, und der jetzt nach seiner italienischen Reise eine Zeitlang in Weimar lebte. Im December ging an Schiller auch ein Landsmann, der ihn interessirte, Schubart der Sohn, vorüber, welcher von Berlin nach Mainz reis'te, wo er bei der preußischen Gesandtschaft angestellt war. Schiller nennt ihn einen Dichter, aber keinen geborenen, sonst einen guten, redlichen Charakter, der besonders viel vom schwäbischen Provincialcharakter an sich habe. Er erfuhr von ihm, daß sein Don Carlos in Berlin auf Befehl des Königs aufgeführt worden, und die Scene des Marquis mit Philipp dem Könige, wie es hieß, sehr ans Herz gegangen sey. „Ich erwarte nun", fügt Schiller dieser Nachricht scherzend bei, „alle Tage eine Vocation nach Berlin, um Herzberg's Stelle zu übernehmen und den preußischen Staat zu regieren."

Nebenbei klagt er in seinen Briefen häufig über die entsetzliche Winterkälte jenes Jahres. Am 11. December schreibt er an Charlotte: „In diesem grimmkalten Winter

habe ich Sie schon öfters bedauert. Ich weiß, wie ungern Sie sich in Ihr Zimmer einsperren lassen, und daß freie Luft und heiterer Himmel gewissermaßen zu Ihrem Leben gehören. Die schönen Berge werden jetzt traurig um Rudolstadt liegen, aber auch in dieser traurigen Einförmigkeit immer groß — und daß ich sie nur vor meinem Fenster hätte! Mir macht dieses winterliche Wetter mein Zimmer und meinen stillen Fleiß desto lieber und leichter, und läßt mich die Entbehrungen, die ich mir auflegen muß, desto weniger empfinden."

Ein anderes Mittel, wodurch er sich bei diesen Entbehrungen zu trösten suchte, war die eifrig genährte Hoffnung eines abermaligen schönen Sommeraufenthalts bei Rudolstadt. Aber diese Aussicht sollte ihm bald geraubt werden, denn er erhielt einen Ruf als Professor der Geschichte nach Jena.

Der Abgang Eichhorn's nach Göttingen machte die Wiederbesetzung seiner Stelle in Jena nothwendig. Schiller hatte durch die eben erschienene Geschichte des Abfalls der Niederlande seinen Beruf für die Geschichte glänzend beurkundet. Er war auch sonst den Regierungen der herzoglich sächsischen Länder, welche die akademischen Lehrstellen in Jena gemeinschaftlich besetzten, vortheilhaft bekannt. Goethe bewies sich bei dieser Gelegenheit sehr theilnehmend; er und der Geheimerath von Voigt verwandten sich für Schiller, und der Herzog war, wie wir wissen, ihm persönlich gewogen. Ohne Zweifel war auch die Lengefeld'sche

Familie in dieser Angelegenheit von Gewicht, indem ihre Freunde die Sache in ihrem Sinne betrieben. So konnte denn Schiller schon am 28. December 1788 die Nachricht geben, es sey beinahe schon richtig, daß er künftiges Frühjahr als Professor der Geschichte nach Jena gehe.

Diese Aussicht freute ihn weniger, als man hätte erwarten sollen. „So sehr es im Ganzen mit meinen Wünschen übereinstimmt", sagt er, „so wenig bin ich von der Geschwindigkeit erbaut, womit es betrieben wird. Ich selbst habe keinen Schritt in der Sache gethan, habe mich aber übertölpeln lassen, und jetzt, da es zu spät ist, möchte ich zurücktreten. Also die schönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte, sind dahin; mein schöner künftiger Sommer ist auch fort, und dieß alles soll mir ein heilloser Katheder ersetzen. Ich lobe mir doch die goldene Freiheit. In dieser neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht schon mehr Geschichte, als der Herr Professor. Indessen denke ich wie Sancho über die Statthalterschaft: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, und habe ich nur erst die Insel, so will ich sie regieren, wie ein Daus! Wie ich mit meinen Herren Collegen, den Professoren, zurecht komme, ist eine andere Frage." In einem andern Briefe beklagt er es, daß man ihm in Jena keine Vortheile werde anbieten können, ihn für seine Opfer schadlos zu halten, und ihm eine angenehme

Unabhängigkeit zu verschaffen. Dieser Umstand könne ihn in der Folge zwingen, Jena mit einem andern Platze zu vertauschen. Es war nämlich mit der Professur kein Gehalt verbunden. „In der That", fährt er fort, „ist es von meiner Seite nichts Anderes, als eine heroische Resignation auf alle Freuden in den nächsten drei Jahren, um für meinen Geist allenfalls in der Folge eine leichte Zukunft dadurch zu gewinnen. Um glücklich zu seyn, muß ich in einem gewissen sorgenfreien Wohlstande leben, und dieser muß nicht von den Producten meines Geistes abhängig seyn. Dazu konnte mich aber nur dieser Schritt führen, und darum habe ich ihn gethan." Man sieht daraus, daß er die Stellung in Jena nur als eine Stufe zu einem einträglichern und mußereichern Posten betrachtete.

Wie wehe es ihm aber that, für eine noch ungewisse Aussicht in den nächsten Jahren der Dichtkunst ganz entsagen zu müssen, sprechen andere Stellen seiner damaligen Briefe lebhaft genug aus. „Der Abschied von den schönen, freundlichen Musen", schreibt er, „ist immer hart und schwer, und die Musen — ob sie schon Frauenzimmer sind — haben ein rachsüchtiges Gemüth. Sie wollen nicht verlassen werden, und wenn man ihnen einmal den Rücken gekehrt hat, so kommen sie auf kein Rufen zurück. Wenn dieß aber auch nicht wäre, so rächen sie sich schon durch ihre Abwesenheit genug." So empfand er denn auch, schon als er sich in den folgenden Monaten für

seine Vorlesungen vorbereitete, das Drückende seiner Arbeit und das Widerstreben seines Genius gegen dieselbe. „Ich bin dazu verdammt", klagt er, „mich durch die geschmacklosesten Pedanten durchzuschlagen, um Dinge daraus zu lernen, die ich morgen wieder vergesse. Ich habe nie eine so große Lust gefühlt, ein neues Schauspiel anzufangen, als diesen Winter — gerade weil die Umstände es verbieten."

Das Schwesternpaar that, nach Frauenart, alles Mögliche, um ihn zu trösten und mit der Zukunft auszusöhnen, und es gelang ihm auch so gut damit, daß Schiller zuletzt selbst meinte, „der Himmel habe es am Ende doch gut mit ihm vor." Als eine besonders tröstliche Lichterscheinung für die freudenlose Zeit hielt er den Besuch der Schwestern in Jena im Auge, den diese ihm für die schöne Jahreszeit zugesagt hatten; und da er in Jena dem Wohnorte seiner Freundin nicht näher kam, so erheiterte er sich durch die Vorstellung, daß er dort wenigstens die Saale mit ihr gemein habe, die ihn immer erinnern werde, daß sie von Rudolstadt komme. Ja, er freute sich sogar auf die große Geistesleere, die in Jena durch die gesellschaftlichen Cirkel in ihm entstehen werde, denn durch sie müsse das Andenken an seine Lotte ihm nur noch mehr zum Bedürfnisse werden.

Unter solchen Hoffnungen und Sorgen und unter eifriger Arbeit flossen die paar Monate dahin, die er noch in Weimar zuzubringen hatte. Bisweilen kam er mit

Knebel zusammen, wo dann das Gespräch meist metaphysische Gegenstände betraf. Im April erschien Bürger auf einige Tage in Weimar, und Schiller war viel in seiner Gesellschaft. Sein Urtheil über Bürger stellte sich gleich Anfangs nicht besonders günstig, und ohne Zweifel hat der Eindruck, den Bürger's Persönlichkeit auf ihn machte, auf die spätere Recension seiner Gedichte eingewirkt. Zwar nennt er ihn einen geraden, guten Menschen, konnte aber in seinem Aeußern und seinem Umgange nichts Anziehendes finden. In dem letztern schien ihm, wie in seinen Gedichten, der Charakter der Popularität sich zuweilen ins Platte zu verlieren. „Der Frühling seines Geistes", schreibt er, „ist vorüber, und es ist leider bekannt, daß Dichter am frühesten verblühen." — „Noch ein Fremder ist hier", fügt er den Nachrichten über Bürger hinzu, „aber ein unerträglicher, der Capellmeister Reichardt aus Berlin. Er componirte Goethe's Claudine von Villabella, und wohnt auch bei' ihm. Der Himmel hat mich ihm auch in den Weg geführt, und ich habe seine Bekanntschaft ausstehen müssen."

Unterdessen hatte sich Schiller ein Logis in Jena gemiethet und sich das Diplom als Doctor philosophiae verschafft, wovon er den Rudolstädter Freundinnen eine Abschrift zuschickte, damit sie doch auch etwas zu lachen hätten, wenn sie ihn in dem lateinischen Rocke sähen. „Uebrigens", schreibt er, „ist es ein theurer Spaß, denn er kostet mir fünfzig Thaler." Sein „verwünschter" Geisterseher

machte ihm noch so viel zu schaffen, daß er vor Mitte Aprils 1789 nicht an die Vorarbeitung für seine ersten Collegien kommen, und daher nicht mehr nach Rudolstadt reisen konnte. Zuweilen fühlte er sich durch Uebelbefinden, namentlich durch ein drückendes Kopfweh in seiner Thätigkeit gehemmt, was er sich durch zu vieles Sitzen und angestrengtes Arbeiten den Winter über zugezogen hatte. Anfangs Mai reis'te er zu seiner neuen Bestimmung nach Jena ab.

Drittes Capitel.

Professur und Lebensverhältnisse in Jena. — Liebe und Verlobung. — Besuch in Rudolstadt. — Leiden der Liebe. — Der Coadjutor von Dalberg. — Wilhelm von Humboldt. — Verheirathung.

Schiller war noch nicht dreißig Jahre alt, als er, nach zweijährigem Aufenthalte in Weimar und Rudolstadt, sein akademisches Lehramt in Jena antrat.

Hatte Jena schon früher zu den berühmtesten Universitäten Deutschlands gehört, so war es besonders nicht lange vor Schiller's Ankunft eine lockende Stätte für wissenschaftliche Wallfahrten geworden. Seitdem der Schwiegersohn Wieland's, der junge Reinhold, hier als Prophet des neuen philosophischen Evangeliums seinen Sitz aufgeschlagen hatte (1787), durfte es mit jedem Jahre kühner

gegen Göttingen in die Schranken treten; die anderen deutschen Universitäten wichen in den Hintergrund zurück. Die Anzahl tüchtiger, strebsamer, meist jüngerer Professoren mehrten sich fortwährend, der Geist zog den Geist an.[1]) Und neben den Männern fehlte es nicht an schönen, kunstliebenden und gern poetisch schwärmenden Frauen. In dem geselligen Leben zeigte sich eine große Mannichfaltigkeit von Sitten und Persönlichkeiten. Man konnte kaum eine größere Verschiedenheit in Manier, Kleidung, wissenschaftlicher und sittlicher Cultur antreffen, als in Jena. Die grellsten Contraste bestanden neben einander, und es war einem Jeden freigestellt, zu erscheinen und zu handeln, wie er es für gut fand, so lange er nur nicht die Gesetze der Gesellschaft muthwillig mit Füßen trat. Von den gemeinsten und rohsten Manieren bis zur großstädtischen Ueberverfeinerung in Sitte und Kleidung, von der beschränktesten Betrachtung der Wissenschaft eines Privatdocenten bis zum freisten Ueberblick und zur heitersten Lebensansicht des Weltmannes — für diese ganze Reihe von Lebensformen konnte man in Jena Repräsentanten finden. „Die akademische Jugend war froh bis zur Ausgelassenheit und ohne Ahnung außer dem Gebiete ihrer Studien und ihres Humors liegender Aufgaben; eben diese Negation des Politischen kam der Laune zu Statten; es war harmlose Heiterkeit,

---

1) Vergl. Weimar's Musenhof, von Wachsmuth (1844) S. 95 u. f.

es war Poeſie darin. In der Unbekümmertheit um äußerliche Eleganz aber blieben die akademiſchen Lehrer hinter den Zuhörern wenig zurück, man lebte dem Geiſte ohne alle Normalformen der Convenienz. Eben ſo unbefangen war man in kirchlichen Angelegenheiten. Hier galt in Jena, gleichwie in Weimar, eine nur wenig beſchränkte Toleranz. Im Gegenſatz gegen den preußiſchen Obſcurantismus der Wöllner'ſchen Zeit war man mit Herz und Zunge froh, im Lichte der Freiheit des Gedankens zu verkehren." [1]) So war die geiſtige Atmoſphäre, in die jetzt unſer Schiller trat.

Bei Reinhold, Paulus, Griesbach, Schütz und anderen Männern konnte er auf einen freundſchaftlichen Empfang hoffen. Bei der akademiſchen Jugend aber durfte er beinahe auf ſo viele Verehrer rechnen, als die Univerſität lebenskräftige Jünglinge zählte. Er, der jetzt noch der Liebling der geſammten Jugend iſt, war damals ihr Abgott. Alle Verhältniſſe ſchienen ſich ihm günſtig zu ſtellen — wenn er nur ſelbſt ein beſſeres Herz zu ſeinem Berufe hätte faſſen können. Er erkannte in ſeinem Innerſten eine ganz andere Beſtimmung, ſo daß es ihm bei Uebernahme ſeines Lehramtes unmöglich wohl zu Muthe ſeyn konnte. Daher auch die Worte: „Nun muß ich mich Hals über Kopf beeilen, daß ich mich für meinen Beruf (Gott verzeih' mir's!) auch tüchtig mache."

---

[1]) Wachsmuth a. d. a. O.

Indeß überraſchte ihn der Anfang der Vorleſungen, die er gegen Ende Mai's eröffnete,[1]) beinahe unvorbereitet, denn die erſten Wochen gingen mit Beſuchen und Einrichtungen hin. Er las im erſten Semeſter wöchentlich zweimal, Dienſtags und Mittwochs, Abends von ſechs bis ſieben Uhr, und zwar über alte Geſchichte bis zu Alexander dem Großen. So blieben ihm fünf volle Tage zur Vorbereitung und zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Später hielt er auch Vorleſungen über die Geſchichte der europäiſchen Staaten und der Kreuzzüge.

Ein ſo rauſchender Beifall, wie vielleicht keinem zweiten akademiſchen Lehrer ſeiner Zeit, ward unſerm neuen Docenten zu Theil. Gegen vierhundert Studirende ſtrömten in das Griesbach'ſche Auditorium, wo er las. Und hier zeigte ſich ſogleich, was für eine Gewalt die bloße Gegenwart einer hohen Perſönlichkeit auf jugendliche Gemüther übt. Es war nämlich damals die rohe Gewohnheit, daß der Profeſſor beim Anfange des Lehrcurſus mit allgemeinem Stampfen empfangen wurde, was für ein Zeichen des Beifalls galt, wogegen ſich das Mißfallen durch Scharren mit den Füßen kund gab. Aber für Schiller's hohen

---

1) Die Angabe der Frau von Wolzogen, welche die erſte Vorleſung auf den 4. Mai ſetzt, iſt wohl eine irrige, da Schiller noch unter dem 30. April aus Weimar nach Rudolſtadt ſchrieb, und erſt „in der andern Woche," wie auch Schwab erzählt, nach Jena abreiſ'te.

Werth war das Gefühl der Achtung so tief, daß ihn das überfüllte Auditorium ohne jene pöbelhafte Beifallsbezeugung mit der größten Stille empfing. Eine Auszeichnung, welche später auch anderen hochgeachteten Professoren widerfuhr, die sich dadurch nicht wenig geschmeichelt fühlten.

Ueber die Antrittsrede, womit Schiller seine Vorlesungen auf die würdigste Weise eröffnete, wird später die Rede seyn. Von diesen Vorlesungen überhaupt aber wird uns berichtet, sie hätten sich durch Kraft, Feuer und lichtvolle Ideen ausgezeichnet, aber sie seyen zu pathetisch und rhetorisch gewesen, wodurch die lückenhaften Kenntnisse des Redners nicht hätten verhüllt werden können. Man habe überall gesehen, daß selbst das Beste, was er vorzutragen hatte, vielleicht erst seit gestern erworben war. Alles sey noch zu frisch gewesen, und es habe überall die Sicherheit eines festen, positiven Wissens gefehlt.[1]) Doch junge Leute fühlen sich schon befriedigt, wenn sie nur angeregt und ergriffen werden, wobei es ihnen auf eine ängstliche Genauigkeit des Wissens nicht so viel ankömmt. Am anregendsten aber unterrichtet häufig der Lehrer, dem die Sache selbst noch neu und frisch ist. Sein Ringen mit dem Gegenstande entzündet ein ähnliches Ringen in den Zuhörern. Besonders aber war damals die Richtung der Geister, zumal unter der Jugend, durch die große Aufregung, welche die kritische Philosophie und bald auch die

1) Dichtercharaktere, von Franz Horn, S. 15 f.

unerhörten Zeitereigniſſe zu äußern begannen, überwiegend philoſophiſch und reflectirend geworden. Die nackte hiſtoriſche Wahrheit galt wenig im Gedankenſyſteme der Menſchen. Wie mußten bei einem ſolchen Zeitgeſchmacke Schiller's hiſtoriſche Vorleſungen entzücken! Mochten auch Ungewohnheit im öffentlichen Sprechen, eine etwas unangenehme Stimme und der ſchwäbiſche Dialect einige Hinderniſſe in den Weg legen, ſo mußten doch ſeine belebten, ideenreichen Vorträge in hohem Grade anziehend ſeyn, und waren vielleicht damals in ihrer Gattung etwas ganz Neues. Nach den drei aus dieſen Vorleſungen gedruckten Aufſätzen zu urtheilen, von denen wir ſpäter noch ſprechen werden, möchten ſeine Zuhörer auch wenig Recht gehabt haben, ſich über zu viel Rhetorik zu beſchweren; denn ſie ſind viel einfacher und ſchmuckloſer abgefaßt, als ſeine übrigen, urſprünglich für den Druck beſtimmten hiſtoriſchen Schriften. Im Ganzen aber hat er ohne Zweifel die Gabe des Katheder-vortrags wenigſtens nie in dem Grade erlangt, als er das Talent des freien wiſſenſchaftlichen Geſprächs mit Freunden beſaß.

Zu dem ungewöhnlichen Beifall, den er als Docent genoß, kamen angenehme geſellige Verhältniſſe, die ihm ſeine Exiſtenz verſchönerten. „Mit dem Griesbach'ſchen Hauſe," ſchreibt er, „bin ich jetzt ſehr in Verbindung; ich weiß nicht, wodurch ich mir den alten Kirchenrath gewogen gemacht habe; aber er ſcheint es mit mir wohl zu meinen, und über wiſſenſchaftliche Dinge ſpreche ich gern

mit ihm. Sonst habe ich mich hier noch ziemlich gut, und mit dem Schütz'schen und Reinhold'schen Hause lebe ich noch in den Flitterwochen, und lasse mir schöne Dinge sagen. Einige unter den Professoren interessiren mich, und ich denke gut und leicht mit ihnen zu leben."

So fühlte er sich in Jena bald über Erwarten behaglich, glücklicher, als an irgend einem Orte, wo er bisher gelebt hatte. Dazu kam das bisher unbekannte, beruhigende Gefühl, endlich eine bleibende Stätte und in einem größern Vereine eine gedeihliche Wirksamkeit gefunden zu haben. „Ich schöpfe Vergnügen aus dem Gedanken," schreibt er in diesem Sinne, „daß ich hier zu Hause bin; und ich hänge auch mehr mit der Welt zusammen, die mich umgibt, weil ich hier zu einem Ganzen gehöre. Jeder Besuch von jungen Leuten oder Professoren, jede andere Gelegenheit, in die ich dadurch verwickelt werde, bringt diesen Gedanken zurück und erneuert dieses für mich neue Vergnügen."

Mit seinen Rudolstädter Freundinnen stand er unterdessen in einem fortwährenden Briefwechsel, und nur das schmerzte ihn in seiner neuen Lage, daß er verhindert war, so viele und lange Briefe zu schreiben, wie in Weimar, daß seine Gedanken nicht mehr so ungestört bei der Geliebten weilen konnten. Er fühlte das Einengende einer bestimmten Lebensthätigkeit, welchem Zwange sich sein Genius mit Widerstreben unterwarf, wie Pegasus dem Joche. Da erheiterte er sich denn an der Aussicht,

seine Freundinnen bald wieder zu sehen. Die Schwestern wollten den Badeort Lauchstädt bei Halle besuchen; dahin sollte auch Schiller auf einige Tage kommen, und ihren Weg wollten sie über Jena selbst nehmen, um ihre Freundin Caroline von Dacheröden von dem Gute ihres Vaters zur Badecur abzuholen. Dieser Plan kam im Juli zur Ausführung. Beide Schwestern brachten einen Tag bei ihrer Freundin, der Kirchenräthin Griesbach, in deren anmuthigem Garten nahe bei Jena zu. Hier verlebte Schiller einen Abend in ihrer Gesellschaft; aber die Umstände gestatteten ihm nicht, sein Herz zu erleichtern, oder die Ruhe Charlotten's, die er oft für Kälte hielt und einem abgemessenen Betragen zuschrieb, das ihn zu entfernen angenommen wäre, scheuchte seine glühenden Geständnisse in seinen Busen zurück.

Er fühlte sich nach ihrer Abreise doppelt gedrückt. „Ihr letzter Aufenthalt in Jena," schreibt er an sie nach Lauchstädt, „war für mich ein Traum — und kein fröhlicher Traum. Denn nie hatte ich Ihnen so viel zu sagen, als damals, und nie habe ich weniger gesagt. Was ich bei mir halten mußte, drückte mich nieder; ich wurde Ihres Anblickes nicht froh. So oft ist mir dieses schon begegnet, und nicht immer konnte ich äußere Hindernisse anklagen. Kaum sollte man es denken, daß auch oft die übereinstimmendsten Menschen — die einander so schnell auffassen und in einander leben — wieder einen so weiten Weg zu einander haben. So nahe und doch so fern!"

Der Sache nach lag in diesen und ähnlichen früheren Aeußerungen schon eine hinreichende Erklärung, und die Fortsetzung eines so innigen Briefwechsels erhielt auch die Zustimmung von Seiten Lotten's. Aber welche Kluft ist nicht zwischen dem stillen Einverständnisse und dem ausdrücklichen Worte!

Endlich war die Zeit gekommen, wo Schiller sich von seinem Geschäfte in Jena losmachen und nach Lauchstädt eilen konnte. Der Plan, mit seinem Freunde Körner in Leipzig zusammenzutreffen, mußte zum Vorwande dienen. Und hier war es, wo er in einer glücklichen Stunde sich den Muth nahm, seine Liebe zu bekennen. Die Schwester Caroline scheint die Erklärung herbeigeführt zu haben. Wenigstens schreibt Schiller: „Ein wohlthätiger Engel war mir Caroline, die meinem furchtsamen Geheimnisse so schön entgegenkam." Charlotte hatte sich so sehr in Schiller eingelebt, er hatte so viel zu ihrer Bildung und ihrem Glücke beigetragen, daß es ihr unmöglich schien, ihr Loos von dem seinigen zu trennen. Sie versprach ihm ihre Hand.

Welche Tage des Glückes brachte nun der Verlobte in Lauchstädt zu! Die dunkele Wolke des Ungemachs, die bisher über seinem Haupte geschwebt, war verscheucht, und er wandelte seit Jahren zum ersten Male im reinen Lichte der Freude und der sichersten Hoffnung. Alles Edle und Schöne, was sein Herz umschloß, kam in dieser Zeit zur Reife; seine Gemüthsbildung erreichte jetzt ihr Ziel. Auch durch die Freundschaft sollte ihm seine Liebe verklärt werden. Er

erwarb sich damals in Caroline von Dacheröden eine neue, werthe Freundin, die ihn mit der großen Achtung und Neigung bekannt machte, welche ihr Anverwandter, der Coadjutor des Kurfürsten von Mainz, Freiherr von Dalberg[1]) für seine Schriften gefaßt hatte. Sie begleitete auch die Verlobten auf einem Ausfluge nach Leipzig, wo Schiller sein Glück in der Theilnahme Körner's, des trefflichsten, treuesten Freundes, verdoppelt genoß.

Diese Tage fielen in die Weltepoche des Ausbruchs der französischen Revolution. Ein Bekannter las damals mit Enthusiasmus dem kleinen Vereine der Freunde die Erstürmung der Bastille vor. Den Frauen erschien „diese Zertrümmerung eines Monuments finstrer Despotie als ein Vorbote des Sieges der Freiheit über die Tyrannei," und sie freuten sich, daß ein solches Ereigniß gerade mit dem Beginne schönerer Lebensverhältnisse zusammenfiel. Schiller selbst bewährte bei dieser Gelegenheit den scharfen Blick des Historikers und die Divinationskraft des Genius. Zu gleicher Zeit schienen die Träume seines Herzens in der nächsten Gegenwart, und seine prophetischen Freiheitsdichtungen in einem fernen Lande zur Wahrheit werden zu wollen; aber seine Ansicht von den Begebenheiten in Frankreich war freudlos und ahnungsvoll. Er hielt die Franzosen keiner ächt republicanischen Gesinnungen für fähig, und

---

1) Carl Theodor, der ältere Bruder des uns schon bekannten Wolfgang Heribert von Dalberg.

auch ſpäter, wenn ſeine Freundinnen den Geiſt und die Reden der Nationalverſammlung prieſen, meinte er, von einer Geſellſchaft von ſechshundert Menſchen könne unmöglich etwas Vernünftiges beſchloſſen werden.

Mit dem Verſprechen, die nächſten Ferien in Rudolſtadt zuzubringen, trennte ſich Schiller von der Geliebten und kehrte nach Jena zurück. Seine verklärte, gehobene Stimmung ſpricht ſich in ſeinen damaligen Briefen an Lotte aus. Sie ſind ſo innig, edel und zart, und zugleich mit allem Reichthume und Schwunge ſeines Geiſtes ausgeſtattet. „Wie eine Glorie," heißt es in einer Stelle, „ſchwebt Deine Liebe um mich, wie ein ſchöner Duft hat ſie mir die ganze Natur überkleidet. Ich komme von einem Spaziergange zurück. In dem großen, freien Raume der Natur, wie in meinem einſamen Zimmer — es iſt immer derſelbe Aether, in dem ich mich bewege, und die ſchönſte Landſchaft iſt ein ſchönerer Spiegel der immer bleibenden Geſtalt. — Die Erinnerung an Dich führt mich auf Alles zurück, weil Alles wieder mich an Dich erinnert. Auch habe ich nie ſo frei und kühn die Gedankenwelt durchſchwärmen können, als jetzt, da meine Seele ein Eigenthum hat, und nicht mehr Gefahr laufen kann, ſich aus ſich ſelbſt zu verlieren. Ich weiß, wo ich mich wieder finde."

Doch auch die erwiederte Liebe bringt neue Unruhe, neue Wünſche. Sein Verlangen eilte der Zukunft zuvor, und er erſchrack über den langen Zeitraum, der ihn noch von ſeiner Lotte trennen ſollte. Nur in einer Vereinigung

mit ihr — ach! nur „in ungebornen Fernen“ sah er seine Freuden blühen. Dieser Zukunft drängte sich ungestüm seine Seele zu; die Gegenwart lag traurig und leer um ihn. „Ungeduldig, ungenügsam,“ ruft er aus, „strebe ich Alles zu vollenden, was noch nicht vollendet ist. Du siehst ruhig der Zukunft entgegen — das vermag ich nicht.“

Endlich kamen die erwünschten Ferien, wo Schiller nach Rudolstadt eilte. Er bezog dasselbe Zimmer in Volkstädt, wie im vorigen Sommer, und genoß nun die ganze Fülle des Glückes. Da man es für nothwendig erachtet hatte, der Frau von Lengefeld das Verhältniß noch nicht zu entdecken, so wurde dies Glück auch noch durch den Reiz des Geheimnisses gewürzt. Zum Ideal des Liebesglückes gehört ja auch, wie man aus den Gedichten „das Geheimniß“ und „die Erwartung“ weiß, daß die Liebe vor der Welt verborgen sey. Schiller brachte daher nur die Morgen- und Nachmittagsstunden bei der Geliebten zu, da an den Abenden die Gegenwart der Mutter störend und einengend gewesen wäre.

In seinem einsamen Zimmer bereitete er sich auf seine Vorlesungen vor oder beschäftigte sich mit literarischen Arbeiten. An den schönen Herbsttagen schweifte er oft allein, das Bild der Geliebten im Herzen, in der Gegend umher; bisweilen begleiteten ihn auf seinen Wanderungen auch seine Freundinnen. Manche poetische Plane entsprangen auf diesen Spaziergängen, die aber der Ernst der Arbeit

nicht zur Ausführung kommen ließ. So vereinigten sich Liebe, Natur, Einsamkeit und Freiheit zu seinem Glücke.

Doch die Zeit der Abreise nahte heran. Ihm graute vor der Rückkehr in sein trostloses Jenaer Leben. Zu einer baldigen Verbindung mit der Geliebten zeigte sich keine Aussicht. Er lebte noch wie früher, von seinen schriftstellerischen Arbeiten, die jetzt aber durch Amtsgeschäfte sehr beschränkt wurden. Ein Gehalt bezog er nicht, und auch seine Vorlesungen waren ihm im ersten Semester nicht honorirt worden. Der Herzog von Weimar durfte noch um kein fixes Gehalt angegangen werden, oder er konnte die so frühzeitige Bitte ablehnen. Dies Alles erzeugte Sorge und Unruhe, und da das Glück der Liebenden ganz von einer festen Anstellung abhing, so erbauten die drei Freunde, wenn sie beisammen waren, ein Luftschloß nach dem andern, ließen ihre Gedanken in alle Länder ausschweifen und fragten bei allen wohlgesinnten Menschen in der Runde herum nach einer festen Stelle für den, um dessen gemeine Existenz sich Niemand zu bekümmern schien, während Alle für seine Geisteswerke glühten. Aber trotz aller Erkundigungen mußte Schiller nach fünf Wochen doch wieder nach seinem verhaßten Jena zurückkehren.

Jetzt erst, nach einem längern Zusammenleben, glaubte Schiller seine Lotte zu kennen, zu lieben. „Ach, ich fühle," schrieb er ihr sogleich nach seiner Ankunft in Jena, „ich bin noch immer bei Dir. Dein Bild in meinem Herzen hat ein Leben und eine Wirklichkeit, wie keines

von all' den Dingen, die mich so nah umgeben. Ich bin nicht von Dir getrennt." Diese glückliche Stimmung theilte sich auch seinen Arbeiten mit. Er verfaßte damals als Einleitung zu der Sammlung von Memoiren, welche er herausgeben wollte, den vortrefflichen Aufsatz „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter," von welchem er selbst in hohem Grade befriedigt war. Auch dieses innige Geistesvergnügen, fährt er in seinem Briefe fort, habe sich wieder an sein Liebstes, sein Alles angeschlossen, und sey von dem Gedanken an seine Lotte nur schöner und süßer zu ihm zurückgekehrt. Seine höchste Begeisterung werde ihm zur Liebe, und selbst seine Geistesarbeiten wollten ihn ohne den Gedanken an seine Geliebte nicht erfreuen. Nur das entzücke ihn, so oft er sich bei etwas Großem begegne, so oft er sich seine eigene Achtung abgewinne — daß er der Liebe seiner Lotte würdig werde, daß er ihrem hohen Bilde vor ihm sich annähere.

Indessen empfand er von Tag zu Tage mehr das Drückende der Trennung und die Sehnsucht nach einer Vereinigung lebendiger. Er machte in dieser Mißstimmung sogar den Vorschlag zu einer Heirath auch ohne feste Einnahme. Als die Schwestern hierauf erwiederten, daß es ihm mit einem solchen chimärischen Plane nicht Ernst seyn könne, erwachte seine ganze Leidenschaft. „Was ich durch den Boten schrieb," versicherte er, „ist mir sehr Ernst. Ich wünsche sehnlichst, daß wir überhoben seyn könnten, bloß von Briefen zu leben, und ich würde es

mir nicht und niemals verzeihen, wenn ich die Entdeckung machte, daß dieser Zwang, diese Resignation wirklich nicht nöthig gewesen wäre. Welcher böse Genius gab mir ein, hier in Jena mich zu binden! Ich habe nichts, gar nichts dadurch gewonnen, aber unendlich viel verloren." Ueber einem und demselben Briefe jagen sich allerlei Plane in seinem Kopfe. Er will im Preußischen „etwas anzuspinnen suchen," auch meint er es durchsetzen zu können, daß er innerhalb eines Jahres ein Unterkommen finde; dann setzt er wieder seine einzige Hoffnung auf den Coadjutor von Dalberg, der ihm ein Etablissement in der Pfalz, entweder in Mannheim bei der dortigen Akademie oder in Heidelberg, verschaffen könne. Ein ander Mal hörte er auch den weit aussehenden Plan eines durch Jena reisenden Professors der Mathematik nicht gleichgiltig an. Dieser wollte in Frankfurt am Main durch Actien eine Art von Akademie für das gebildete Publicum stiften, an welcher drei Professoren angestellt werden sollten — die philosophischen und schönen Wissenschaften sollte Schiller vortragen. Ungeachtet er zu diesem Plane kein Vertrauen fassen konnte, versäumte er doch nicht, seiner Lotte Nachricht davon zu geben. So quälte die Liebe den Mann, dem, so lange er allein stand, seine äußere Lage bisher selten Sorge verursacht hatte.

Dazu kam, daß ihm sein Lehrstuhl in Jena durch Verdrießlichkeiten noch mehr verleidet wurde. Weil er sich auf dem Titel seiner gedruckten Vorlesung einen Professor

der Geſchichte genannt hatte, beklagte ſich Profeſſor H., daß er ihm zu nahe getreten, da ihm die Profeſſur der Geſchichte namentlich übertragen ſey; Schiller ſey nicht als Profeſſor der Geſchichte, ſondern der Philoſophie berufen. Die Sache kam ſo weit, daß ſich der Akademiediener den Titel jener Vorleſungen von einem Buchladen wegzureißen erlaubte. Bei dieſer Jämmerlichkeit verlor Schiller vollends alle Geduld. „O meine Lieben, Theuerſte meiner Seele!“ wandte er ſich an das Schweſternpaar, „prüfen Sie alle Möglichkeiten — unterſuchen Sie alle Fälle — und denken Sie ein Mittel aus, wie wir die Zeit unſrer Trennung abkürzen können. Von Neuem bin ich ſchmerzlich daran erinnert worden, daß ich ohne allen Zweck und Nutzen hier bin.“ Die Freundinnen riethen zur Geduld und beruhigten einigermaßen ſeine leidenſchaftliche Aufgeregtheit. Beſonders wohlthätig wirkte ihr Aufenthalt zu Weimar vom December 1789 durch einen Theil des Winters, wo Schiller ſie faſt jede Woche beſuchte.

Bisher hatten die Liebenden ihr Verhältniß der Frau von Lengefeld geheim gehalten, und zwar aus guten Gründen. Schiller war nicht bloß ohne Vermögen und ohne eine mit Gehalt verbundene Anſtellung, ſondern auch von bürgerlicher Abkunft. Frau von Lengefeld hing aber an den Vorurtheilen ihres Standes, über die man ſich damals in Sachſen noch nicht ſo leicht erheben mochte. Sie gefiel ſich am Hofe, für den ſie ganz gemacht war und ſich gebildet hatte. Daher nahm ſie auch um jene Zeit eine

Stelle als Erzieherin der Töchter des Fürsten von Rudolstadt an, weßwegen sie sich von ihrer Familie trennte und in das Schloß auf den Berg zog. Schiller machte sich über diesen herkulischen Muth, diese sauere Arbeit der chère mère recht lustig, meinte aber doch, es sey gut, daß die Töchter ihre Mutter nun oben auf dem Schlosse suchen müßten, wohin sie bisher so schwer zu bringen waren; „denn am Ende hätten sie ihm noch alle Toleranz für das alltägliche Volk der Menschen verlernt.“ Frau von Lengefeld war nicht vermögend genug, aus eigenen Mitteln die Existenz ihrer verheiratheten Töchter zu sichern. Deßhalb mußte, um ihr unnöthige Sorgen zu ersparen, Charlotten's Verhältniß vor der Hand ihr noch ein Geheimniß bleiben. Um seine Geliebte und sich selbst aus dieser peinlichen Lage zu reißen, wandte sich Schiller endlich an den Herzog von Weimar und erhielt von ihm die Zusicherung eines Gehalts von 200 Thalern als außerordentlicher Professor — denn ordentlicher Professor wurde er erst im März 1798, aber ohne Erhöhung seiner Besoldung. Jetzt schrieb er im December 1789 an Frau von Lengefeld und bat um Charlotten's Hand. Die Familienfreundin in Weimar, Frau von Stein, deren Achtung Schiller durch seinen Charakter und sein Talent längst gewonnen hatte, half die Mutter zu seinen Gunsten stimmen. Ein entscheidendes Gewicht aber legte der Coadjutor, Freiherr von Dalberg, in die Wagschale. Er ließ ihr sagen, sobald er Kurfürst seyn werde, was bei dem hohen Alter des damaligen Kurfürsten

nicht mehr fern seyn zu können schien, gedenke er Schiller ganz nach dessen Wunsch und Sinne anzustellen. Gegen Bekannte äußerte er sich näher dahin, er habe ihm ein Gehalt von 4000 Thalern zugedacht, und wolle ihm dabei den freien Gebrauch seiner Zeit lassen. Welche glänzende, und, wie es schien, beinahe sichere Aussichten! Frau von Lengefeld beglückte die Liebenden mit ihrer Zustimmung.

Dalberg wurde im Jahre 1800 der letzte Kurfürst von Mainz und Kurerzkanzler, mußte aber seinen Sitz in Regensburg aufschlagen, weil seine Hauptstadt Mainz, mit dem ganzen, auf dem linken Rheinufer gelegenen Bezirk des Kurstaates an Frankreich abgetreten wurde. Nur noch im Besitze einiger Theile seines Landes geblieben, war der edle Fürst nicht im Stande, sein Schiller'n gegebenes Versprechen zu erfüllen. An solche Umgestaltung der Dinge dachten aber damals die Liebenden nicht, als sie in Weimar und Erfurt, wo sie einen Besuch machten, sich ihr künftiges Leben in der Gegend von Mainz auf das reizvollste ausmalten.

Mittlerweile hatte sich der Kreis dieser glücklichen Menschen vergrößert. Schiller machte damals, während seines häufigen Aufenthalts in Weimar, eine Bekanntschaft, die bald zu der edelsten, lebenslänglichen Freundschaft erblühen sollte. Er lernte Wilhelm von Humboldt kennen zu derselben Zeit, wo dieser sich mit der oben genannten Freundin der beiden Schwestern, Caroline von Dacherödden, verlobte. Welche Tage verlebten diese mit einander ganz harmonirenden Menschen! In einem kleinen Kreise edler, geistvoller

Freunde ſchien alles Schöne und alles Glück eine bleibende Stätte gefunden zu haben. Das Beſte wurde von Seele zu Seele getauſcht, das Beſondere und Geringfügige zum Allgemeinen und Idealen geſteigert, und an den glücklichen Augenblick knüpfte ſich die Ausſicht in eine lange, in gleicher herzinniger Vereinigung fortgeſetzte Zukunft. Denn auch Wilhelm von Humboldt wollte mit ſeiner künftigen Gattin ſeinen Wohnſitz in Mainz aufſchlagen, und die Frau von Beulwitz dachte ihre Freunde am Rheine oft und auf längere Zeit zu beſuchen.

Ein Gegenſtand häufiger Unterhaltung und ernſter Theilnahme dieſes glücklichen, geiſtreichen Cirkels waren die damaligen Pariſer Ereigniſſe. Der Coadjutor ahnte ſchon jetzt den Umſturz der vaterländiſchen Verhältniſſe, den er ſpäter, im Jahre 1797 auf dem Reichstage zu Regensburg, auf's Beſtimmteſte vorherſagte, wenn nicht die Deutſchen in Maſſe und mit Energie gegen Frankreich aufſtänden. Zu dieſer Zeit kam auch der liebenswürdige Dichter Salis von Paris zu den Freunden nach Weimar mit einem Empfehlungsſchreiben Wilhelm's von Wolzogen, der ſich dort noch aufhielt. Die Gräuelſcenen hatten in Paris ſchon begonnen, und Salis' Erzählungen nebſt Wolzogen's Briefen ſchlugen die Freude über die Erſtürmung der Baſtille ſchrecklich nieder, und beſtärkten Schiller in ſeiner beſonnenen Anſicht von den Franzoſen, denen er nicht die Fähigkeit zu ächtem Republicanismus zutraute. Man war wegen

des Freundes und Vetters in Unruhe, da er in Paris wie auf einem Vulcane aller Leidenschaften zu leben schien. Doch das Schicksal vergönnte ihm, wohlbehalten nach der Heimath zurückzukehren, um mit unseren Freunden in ein noch innigeres Verhältniß zu treten. Er heirathete nach einigen Jahren Schiller's Schwägerin, Caroline von Beulwitz, nachdem diese sich von ihrem bisherigen Gatten hatte scheiden lassen. So vollendete sich diese Gruppe gleichgesinnter Menschen.

Nur noch Einen hätten die Freunde gern in ihrem Bunde gesehen: Goethe. Aber es entstand zu ihrem Verdrusse noch immer keine Annäherung an Schiller, obgleich er sich, wie auch früher, fortwährend freundschaftlich benahm, und in realen Dingen Schiller'n gute Dienste leistete. Goethe selbst erzählt, daß er Annäherungsversuche von Personen, die ihnen beiden gleich nahe standen, abgelehnt habe. „An keine Vereinigung war zu denken," sagt er. „Selbst das milde Zureden eines Dalberg, der Schiller nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos; ja, meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei Geistesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deßwegen in Eins nicht zusammenfallen können."

Was das Schicksal unserm Freunde von dieser Seite versagte, ersetzte ihm die hohe Gunst des Himmels vielfach

in anderer Weise. Am 20. Februar 1790 [1]) wurde er mit Charlotte von Lengefeld in Wenigenjena durch den Pfarrer Schmidt getraut. Die Mutter der Braut war von Rudolstadt gekommen, und freute sich des Glücks ihrer Kinder von ganzer Seele.

Viertes Capitel.

Historische Arbeiten: Geschichte des Abfalls der Niederlande. Antrittsrede in Jena. Drei historische Abhandlungen. Memoiren und die dafür geschriebenen historischen Darstellungen. Vorrede zur Geschichte des Maltheserordens nach Vertot. Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Denkwürdigkeiten des Marschalls Vieilleville. — Schiller als Geschichtschreiber.

Nachdem wir unsern Freund an seinen neuen Wohnort, in seine Amtsthätigkeit als Professor der Geschichte und in die dortigen Lebensverhältnisse eingeführt haben, scheint hier der angemessenste Ort zu seyn, die in Jena geschriebenen, und größtentheils mit jener Amtsthätigkeit zusammenhängenden historischen Aufsätze und Werke der Reihe nach kurz zu charakterisiren und daran eine allgemeinere Charakteristik des Geschichtschreibers zu schließen. Vorher müssen wir jedoch noch das historische Werk, welches ihm den Weg zu seiner neuen Bestimmung gebahnt hatte, „die

1) Nach einem Briefe Schiller's an seinen Vater (dat. Jena d. 10. März 1790) am 22. Februar.

Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande", nebſt einigen Beilagen betrachten.

Dieſes Werk, für welches Schiller ſo große Vorbereitungen und ſo gründliche Studien gemacht, konnte endlich zur Michaelismeſſe 1788 erſcheinen. Mit ihm hatte Schiller's Leben einen neuen üppigen Schößling getrieben, nach welcher Richtung jetzt eine geraume Zeit ſeine beſten Kräfte hinfloſſen.

Wenn uns erzählt wird, daß der Verfaſſer es zum Theil in Volkſtädt in der beglückenden Nähe ſeiner Freundinnen ausgearbeitet habe, und daß dieſen die einzelnen Abſchnitte friſch vorgeleſen worden, ſo erklärt ſich ſchon hieraus die Innigkeit und Wärme, welche uns aus manchen Partien anhaucht. Unſer Herz wird beim Leſen milde und menſchenfreundlich angeregt, wie ſein Gemüth durch die Liebe beim Schreiben geſtimmt war. Indeß zog das Werk ſeine Hauptnahrung aus Schiller's Freiheitsprincip, nicht aus jenen zarteren Gemüthsſtimmungen. Den hochgeſchwollenen Strom ſeiner politiſchen Ideen leitete er nun aus dem Drama in die Geſchichte — aus der Tragödie der Bühne in die Tragödie des Lebens. Dem Rieſenkampfe des Menſchengeiſtes, welchen Kampf er bisher dichtend aus ſeiner eigenen Seele geſponnen, ſpürte er jetzt in der Geſchichte nach; die hohe Geſtalt der Freiheit iſt es, die überall im Hintergrunde dieſes hiſtoriſchen Gemäldes ſteht. Der Verfaſſer bezeichnet ſelbſt in der Einleitung dieſen Geſichtspunct als denjenigen, aus dem er ſeinen

Gegenstand bearbeitet hat und betrachtet wissen will. Und in der That ist auch das ganze Gemälde unter den Gesichtspunct der Freiheit im Kampfe mit der Tyrannei gestellt. Die Charakterschilderungen, die Erzählung der Begebenheiten, die Wahl der Behandlung des Stoffes, die vielen eingestreuten Bemerkungen — Alles blickt nach diesem Einen Ziele hin. Ueberall kommt er auf diese Grundidee seines Werkes zurück und holt auch die Erklärungsgründe der Thatsachen so viel als möglich aus demselben Princip. An hundert Stellen macht er Opposition gegen das Priesterthum, gegen die Inquisition, gegen das Mönchswesen, gegen den politischen Despotismus, gegen jegliche Willkür, und nimmt überall in Schutz die Heiligkeit der Gesetze, die unantastbaren Rechte des Menschen, die heiligen Gefühle der Natur, die freieste Beweglichkeit der Individuen im Gegensatze gegen die abstracte Einförmigkeit des Staatsmechanismus.

Aber der vorgesetzte Zweck und die beabsichtigte Wirkung wurden nicht erreicht, weil diese Revolutionsgeschichte leider ein Fragment geblieben ist. Während die „Einleitung" sich andeutend über das Ganze verbreitet, beschränkt sich die darauf folgende Erzählung selbst auf die vorbereitende Epoche der eigentlichen Geschichte. Das Fragment endigt nämlich mit der Abdankung Wilhelm's von Oranien, mit dem Verfalle des Geusenbundes und der Gründung von Alba's blutiger Herrschaft; und zwei Beilagen sind zugegeben, von denen uns die eine die Vertheidiger der

seine Persönlichkeit und seine Ansichten sich mehr unserm Blicke entziehen, so merken wir auch weniger die Absicht des Geschichtschreibers, unsere Meinungen und unser Empfindungsvermögen zu bestimmen. Dieser rednerischen Kraft und Wärme verbindet sich dann und dient zum Theile die poetische und künstlerische Gestaltung. Konnte er sich nicht enthalten, das sittlich-politische Interesse, von dem er bewegt war, einfließen zu lassen, wie hätte er die Ansprüche, welche Einbildungskraft und Schönheitssinn an jede seiner Arbeiten machten, zurückweisen können? Er selbst setzte, wie wir aus dem Ende der Vorrede ersehen, den eigenthümlichen Vorzug dieses Werkes in seine geschmackvolle Form.

Wenn sich auf diese Weise Schiller's sittliche Kräfte und poetisches Talent in seinen historischen Darstellungen in's Spiel setzten, so betheiligte sich auch durch eine weit eingreifende pragmatische Behandlung des Stoffes sein durchdringender Verstand. Nicht leicht möchte ein anderer Historiker überall so sehr darauf ausgehen, dem ursachlichen Faden, welcher durch das Herz der Dinge geht und sie an einander bindet, auf die Spur zu kommen; keiner sucht so durch die trügerischen Erscheinungen in das dauernde Wesen der Begebenheiten einzudringen. Alle Lebenselemente Schiller's — seine sittlichen, poetischen und intellectuellen Anlagen — ergossen sich also beinahe ebenmäßig in dieses Werk. Zu läugnen ist aber nicht, daß die Fülle des Gehalts, welche Schiller durch alle

Canäle seines Geistes in sein Werk leitet, das Thatsächliche oft überwuchert und beinahe erdrückt, daß die Einbildungskraft mit den Gegenständen ein zu freies Spiel treibt und sie aus eigenem Fond zu sehr bereichert, und daß endlich viele Erklärungsgründe nicht aus den speciellen Begebenheiten, sondern aus allgemeinen Ansichten des Verfassers hergenommen sind.

Aus dem Gesagten möchte es einleuchtend geworden seyn, daß Schiller sein erstes historisches Werk nicht anders schreiben konnte, als er es wirklich schrieb. Wie er in seinen ersten Dramen übersprudelte, so legte er in sein erstes Geschichtswerk eine Ueberfülle des Gehalts aus sich selbst. Die Geschichte war ihm noch nichts Anderes, als ein Werkzeug, an dem er die Wahrheit seiner bisher bloß poetisch gestalteten Ideen nun in der Wirklichkeit prüfte; und wie sich durch seine historischen Vorstudien philosophische Gedanken ziehen, so leitete er diese jetzt auch durch sein Geschichtswerk. Die Rechte der Geschichte konnten noch nicht überall geschont werden, weil er sich gedrungen fühlte, vor Allem die jenen bisweilen widerstrebenden Rechte seiner eigenen Natur geltend zu machen. In dieser Darstellung sind alle Tugenden enthalten, die den historischen Styl Schiller's charakterisiren, aber es fehlt noch das schöne Maß der Vollendung. Wie aber die Dramen der ersten Periode an Feuer alle späteren übertreffen, so kommen die folgenden historischen Schriften dieser ersten an Lebendigkeit nicht gleich.

Von den beiden Beilagen zu dem Abfalle der vereinigten Niederlande erſchien die erſte im Jahre 1789 in der Thalia unter dem Titel: „Des Grafen Lamoral von Egmont Leben und Tod.“ Den Abſchnitt, welcher über Egmont's Leben handelt, ließ der Verfaſſer ſpäter, um ſich nicht zum Theile zu wiederholen, wegfallen,[1]) und veränderte darnach die Ueberſchrift in folgende: „Proceß und Hinrichtung des Grafen von Egmont und von Hoorn.“ Wir können dieſe Verſtümmelung einer ſelbſtſtändigen Darſtellung zu einem ſecundären Bruchſtücke nur bedauern. Der Aufſatz iſt ein höchſt gelungenes und anziehendes biographiſches Gemälde, eben ſo anſpruchlos und natürlich geſchrieben, wie der Verbrecher aus verlorener Ehre.

Die andere Beilage: „Die Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585“ iſt erſt im Jahre 1795 geſchrieben, und aus den Horen genommen. Als Herausgeber dieſer Zeitſchrift kam er oft wegen Mangels an Manuſcripten in Verlegenheit, und ſo verfaßte er damals dieſen Aufſatz, um, wie er an Goethe ſchrieb, in der Geſchwindigkeit etwas für das vierte Stück der Horen zu ſchaffen. Eine ſolche Arbeit kam ihm nach ſeinen damaligen philoſophiſchen Beſchäftigungen ſehr leicht vor. Auch

1) Mitgetheilt in meinen Supplementen zu Schiller's Werken IV, 401 u. ff.

diese kleine abgerundete und spannende Schilderung ist nach Schiller'scher Weise unter einen allgemeinen Gesichtspunct gestellt, aber nicht mehr unter einen kosmopolitischen, denn seine Weltbetrachtung war damals weiter und freier geworden. Die Grundidee ist aus dem speciellen Ereignisse selbst geschöpft. Die Darstellung zeigt (in der Person des Prinzen von Parma), wie der menschliche Erfindungsgeist durch Klugheit, Entschlossenheit und standhaften Willen über ein mächtiges Element obsiegt, und wie im Gegentheile der Mangel dieser Eigenschaften (bei den Belagerten in Antwerpen) alle Anstrengungen des Genies (eines Gianibelli) vereitelt, alle Gunst des Zufalls fruchtlos macht und einen schon entschiedenen Erfolg vernichtet.

Diesen beiden Beilagen fügen wir noch eine Erzählung bei, welche Schiller zuerst in den Deutschen Merkur einrücken ließ: „Herzog Alba bei einem Frühstücke auf dem Schlosse zu Rudolstadt, im Jahre 1547." Ohne Zweifel ward Schiller durch seinen Aufenthalt in Rudolstadt zur Bekanntmachung dieses Vorfalls veranlaßt. Er wollte vielleicht der fürstlichen Familie, die ihn hochschätzte, etwas Freundliches und Angenehmes sagen. Daher erinnert er auch gleich im Anfange an den Heldenmuth dieses Hauses, welches dem deutschen Reiche einen Kaiser (Günther von Schwarzburg) gegeben habe.

Wir wenden uns nun zu den in Jena entstandenen historischen Arbeiten, an deren Spitze wir die Vorlesung

ſtellen, womit er ſein Lehramt eröffnete. Sie wurde im April 1789 geſchrieben, und erſchien, vielleicht etwas retouchirt, zuerſt im November deſſelben Jahres in Wieland's Deutſchem Merkur, unter dem Titel: Was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte? Dieſe Antrittsrede gehört ohne Zweifel zu dem Ausgezeichnetſten, was vom Standpuncte einer einleitenden allgemeinen Betrachtung je über Geſchichte und über Univerſalgeſchichte insbeſondere geſchrieben worden iſt. Der Verfaſſer fordert von dem Jünger der Geſchichte vor Allem Wahrheitsliebe, und beginnt daher mit einer vergleichenden Schilderung des Brodgelehrten und des philoſophiſchen Kopfes oder Wahrheitsfreundes, für welchen letztern er die Zuhörer zu begeiſtern ſucht. Dann ſtellt er, um den Begriff der Univerſalgeſchichte klar zu machen, den primitiven Zuſtand des Menſchengeſchlechtes, in Contraſt mit der jetzigen Cultur, und ſcheidet aus der ganzen Maſſe der Begebenheiten die geſchichtlichen, und aus dieſen die univerſalhiſtoriſchen aus. Dieß gibt ihm Gelegenheit, auf das merkwürdige Mißverhältniß zwiſchen dem Gange der Welt (der Menſchheit) und dem der Menſchen- oder Weltgeſchichte aufmerkſam zu machen. „Jenen möchte man mit einem ununterbrochen fortfließenden Strome vergleichen, wovon aber in der Weltgeſchichte nur hier und da eine Welle beleuchtet wird.“ Hierauf wird der Antheil des philoſophiſchen Verſtandes und der zweckdeutenden Vernunft an den hiſtoriſchen Thatſachen auseinandergeſetzt,

und endlich der hohe intellectuelle und praktiſche Werth der Geſchichte in großen Umriſſen angedeutet. Das ſind die leitenden Hauptgedanken. Aber wie vermöchte eine dürre Inhaltsangabe die Gedankenfülle dieſer Vorleſung, das Treffende und Umſichtige ihrer Behauptungen, die großartige Geſinnung ihres Verfaſſers zur Ahnung zu bringen? Wer vermöchte den prachtvollen Strom der ſchönſten Proſa zu ſchildern, in welcher hier die erhabenſten Gedanken ihren würdigen Leib erhalten?

An dieſe Antrittsrede ſchließen ſich drei hiſtoriſche Aufſätze, die aus ſeinen akademiſchen Vorträgen entſprungen und zuerſt in der Rheiniſchen Thalia abgedruckt worden ſind. Eine derſelben iſt den Leſern bekannt unter dem Titel: Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft nach dem Leitfaden der moſaiſchen Urkunde. Nach einer Anmerkung in der Thalia wurde ſie durch einen Kant'ſchen Aufſatz [1]) von verwandtem Inhalte veranlaßt. Der Menſch, ſo lehrt uns Schiller's Abhandlung, folgte urſprünglich bloß ſeinem Inſtincte, und vollendete ſich ſo als Pflanze und Thier. Die erwachende Vernunft entrückte ihn dieſem behaglichen Zuſtande, dem Paradieſe, und riß ihn auf eine neue Bahn, auf welcher er noch jetzt ſeiner Vollkommenheit entgegenſchreitet. Dieſer

---

1) „Muthmaßlicher Anfang der Menſchengeſchichte", wieder abgedruckt im dritten Bande der vermiſchten Schriften von Kant (Halle, 1799).

Abfall von seinem Instincte wird von der Schrift als der Fall des ersten Menschen dargestellt; gleichwohl ist er der Anfang seines ächt menschlichen Daseyns und ein Riesenschritt der Menschheit. Dann sucht der Schriftsteller den ersten Samen der Gesittung, die älterliche, die eheliche und die Geschwisterliebe im häuslichen Leben auf; zeigt hierauf, wie beim ersten Feldbauer und Hirten jener lasterhafte, aber doch die Vernunft und Sittlichkeit fordernde, noch nicht beendigte Kampf des Menschen mit dem Menschen entstehen konnte; und gibt uns ein Bild von der sanften patriarchalischen Herrschaft, welche aber bald, bei eingetretener Ungleichheit unter den Menschen an Besitz, Genuß und Recht, der Tyrannei und einem allgemeinen Sittenverderbnisse weichen mußte, bis eine fürchterliche Naturbegebenheit diese regellosen Anfänge der beginnenden Cultur wieder vertilgte. Zuletzt wird nachgewiesen, wie aus dem tapfern Anführer der Jagden ein Befehlshaber und Richter, und zuletzt ein König wurde. Sehr interessant und lehrreich ist eine Vergleichung dieses Aufsatzes mit dem von Kant. Bei aller Anhänglichkeit an die Ideen des großen Vorgängers weiß Schiller seine Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit zu behaupten. In vielen Ideen, wie in der ganzen rationalistischen Betrachtungsweise, stimmen beide Denker überein; und wenn Schiller andere Gedanken Kant's zur Seite liegen läßt oder an ihnen vorüberstreift, so entschädigt er uns durch neue, eigenthümliche Ansichten, oder er führt Einiges, was

Kant bloß andeutet, nach Dichterart anſchaulich und lebendig weiter aus. Schiller's Darſtellung belebt, bei geringerm Ideenreichthume und weniger Tiefe, gleichmäßiger die verſchiedenen Kräfte unſers Geiſtes und Herzens.

Die zweite Abhandlung, die Sendung Moſes, iſt gleichfalls nach einer Schrift ähnlichen Inhalts, von Br. Decius, bearbeitet. Es wird angenommen, daß die Vorſicht Moſes zum Erretter ſeines Volkes beſtimmt habe, „aber nicht diejenige Vorſicht, welche ſich auf dem gewaltſamen Wege der Wunder in die Oekonomie der Natur einmengt, ſondern diejenige, die der Natur ſelbſt eine ſolche Oekonomie vorgeſchrieben hat, außerordentliche Dinge auf dem ruhigſten Wege zu bewirken.“ Ein Hebräer wird daher, als wäre er ein Aegyptier, forgfältig erzogen, wird in die Weisheit der ägyptiſchen Prieſter eingeweiht, wo er den einzigen Gott, die Unſterblichkeitslehre und mancherlei Symbole und Ceremonieen kennen lernt, flieht in die Wüſte und brütet in der Verbannung den großen Plan aus, der Befreier ſeines Volks zu werden. Er offenbart den Hebräern den einzigen, wahren Gott, aber „er verkündigt ihn auf eine fabelhafte Art, um ihn den ſchwachen Köpfen faßlich zu machen, und muß zufrieden ſeyn, wenn ſie an ſeinem wahren Gotte nur dies Heidniſche ſchätzen, und auch das Wahre bloß auf eine heidniſche Art aufnehmen.“ Hierdurch hat er aber den unſchätzbaren Gewinn, daß der Grund ſeiner Geſetzgebung wahr iſt, und alſo ein künftiger Reformator die Grundverfaſſung nicht umzuſtürzen braucht,

wenn er die religiösen Begriffe verbessern will. Darnach bestimmt Schiller nun auch die Bedeutung des hebräischen Volkes. Er nennt es ein wichtiges, universalhistorisches Volk, weil sich das Christenthum und der Islamismus auf die Religion der Hebräer stützen, und ohne dasselbe „die sich selbst überlassene" Vernunft erst nach einer langsamen Entwickelung die Wahrheit von dem einigen Gotte gefunden haben würde. Einen andern Werth aber, als einen unmittelbaren und temporären, erkennt er diesem Volke nicht zu. Wenn auch dergleichen rationalistische Interpretationen, wie neuere Untersuchungen es bewiesen haben, das reine Gold der Wahrheit nicht an den Tag zu heben vermögen, so behält der Versuch doch immer für die Vernunft etwas Anziehendes, das Entlegenste in Uebereinstimmung mit dem Bekannten zu bringen, und das früheste Geschlecht mit dem jetzigen unter den Einfluß derselben Naturgesetze und Leidenschaften zu stellen.

Der dritte jener Aufsätze, die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon, ist das Seitenstück des vorhergehenden. Dort hatte er nur den Ursprung der mosaischen Gesetzgebung zu ermitteln gesucht, und deren Grundidee näher charakterisirt; hier setzt er die Verfassungen der zwei Hauptstaaten Griechenlands selbst in einer ziemlich ausführlichen Darstellung aus einander, und läßt dann seine Beurtheilung abgesondert nachfolgen. Wer mit den neueren Forschungen über Athen's und Sparta's Verfassungen bekannt ist, wird ohne Zweifel in diesem Aufsatze, worin

Schiller besonders Plutarch und französische Alterthumsforscher zu Führern gehabt zu haben scheint, Manches vermissen, Manches verfehlt finden. Namentlich war er über Lykurg und seine Spartaner unvollkommen berichtet. Er räumt es ein, daß Lykurg die besten Mittel für seinen Zweck gewählt habe, findet aber diesen Zweck durchaus verwerflich. Indem er das Vaterland zum einzigen Beziehungspuncte, und die Vaterlandsliebe zur einzigen Tugend der Spartaner machte, habe er das Fortschreiten des Geistes zur Vollkommenheit, worin doch der einzige Zweck aller politischen Anlagen liege, gehemmt und unterdrückt, und alle anderen Tugenden, alle schöne Humanität einer einzigen Tugend zum Opfer gebracht. Indeß wird, solcher Einseitigkeit und Uebertreibungen ungeachtet, auch der Kenner diese schöne und lichtvolle Darstellung mit Vergnügen und nicht ohne Belehrung lesen. Sie zeichnet sich, wie die beiden vorhergehenden Aufsätze, durch Klarheit und Einfachheit aus. In allen dreien findet sich keine Spur von Künstelei oder Ueberladung; man sieht es ihnen an, daß sie Vorträge vor jüngeren Leuten sind, oder ihnen solche zu Grunde liegen.

Diese Vorträge konnten ihn eben so wenig als die fortgesetzte Herausgabe der Thalia abhalten, noch einen andern großartigen literarischen Plan zu entwerfen und auszuführen: die Sammlung historischer Memoiren. Eine damals in London erscheinende Sammlung auf die französische Geschichte bezüglicher Memoiren gab

ihm die Anregung, ein ähnliches Werk im Deutschen zu unternehmen, welches sich aber auf alle Schriften dieser Art ausdehnen sollte. Dadurch, und daß er die einzelnen Memoiren mit universalhistorischen Zeitgemälden begleitete, und, wo die Memoiren-Schriftsteller schweigen, die leere Strecke durch eine fortgeführte Erzählung ausfüllte, wollte er diese Sammlung zu einem historischen Ganzen erheben und sie vorzüglich brauchbar machen, — gewiß ein verdienstliches Unternehmen, und um so mehr, da der größte Theil dieser Schriften damals entweder noch gar nicht, oder nur schlecht übersetzt war. Von diesen Memoiren sind in Jena vom Jahre 1790 bis 1806 dreiunddreißig Bände erschienen. Anfangs besorgte Schiller das Unternehmen allein, später verband er sich mit Woltmann, Paulus und Anderen, bis er sich ganz zurückzog. Aber auch nach seinem öffentlich angekündigten Rücktritte lief das Werk noch immer unter seinem Namen fort.

Von jenen Zeitgemälden, wodurch er die einzelnen Memoiren beziehungsreicher und verständlicher zu machen sucht, und welche später als besondere historische Darstellungen in seine Werke übergegangen sind, hat das erste den Titel: Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter. Diese Abhandlung sollte nicht bloß als Einleitung zum nächstfolgenden Stücke der „Alexias" der Princessin Anna Komnena dienen, sondern zu mehreren anderen Memoiren, die sich auf das Mittelalter beziehen. Die ganze Sammlung zerfiel in zwei Abtheilungen, von

denen die erste auf die mittlere, die zweite auf die neuere Zeit sich bezog. Es schien ihm nun nöthig zu seyn, am Anfange des Werks und der ersten Abtheilung insbesondere, eine allgemeine Uebersicht über die große Veränderung in dem politischen und sittlichen Zustande von Europa vorauszuschicken, welche durch das Lehnssystem und die Hierarchie herbeigeführt worden. Das ist der Ursprung und Zweck dieser Abhandlung, die sowohl nach ihrem gewichtigen Gehalte, wie nach der meisterhaften Darstellung, ganz aus der Seele ihres Verfassers geschöpft ist, und den Stempel seines unsterblichen Genius trägt. Wenn an ihren tief greifenden Gedanken etwas vermißt werden kann, so ist es dieses, daß hier das Mittelalter nur als Instrument zu dem modernen Glücksstande der allgemeinen Menschenfreiheit, aber nicht in seiner innern, absoluten Bedeutsamkeit erkannt und gewürdigt wird.

Mit dieser Darstellung in naher Verbindung steht die Skizze: Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzuges, die ein Fragment geblieben ist. In ihrer jetzigen Gestalt sollte sie überschrieben seyn: Ueber die Entstehung und früheste Ausbildung des Lehnwesens. Denn das ist ihr alleiniger Inhalt. Eine geringe Anzahl historischer Thatsachen weiß hier unser Schriftsteller so geschickt zu gebrauchen, daß wir das Feudalwesen des Mittelalters mit einer Art Nothwendigkeit sich bilden sehen; er construirt gleichsam dieses große Ereigniß aus seiner Vernunft und entwickelt dessen

Fortgang denkend und begriffsmäßig aus der allgemeinen Menschennatur. Befriedigt diese Behandlungsweise auch weniger die Phantasie, so gewährt sie doch unserm Verstande eine klare Einsicht.

Gleichfalls Fragment geblieben ist die: Universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrich's I. Woltmann hat sie später im vierten und fünften Bande der Memoiren fortgeführt und abgeschlossen. Der Titel des Schiller'schen Bruchstücks ist wieder ganz unpassend; denn dieses Gemälde erstreckt sich nur von der Thronbesteigung Lothar's des Sachsen bis zur Kaiserwahl Konrad's des Hohenstaufen und zu dessen Unternehmung eines Zugs nach Jerusalem. Die Darstellung endigt also noch nicht einmal da, wo sie, der Ueberschrift nach, zu beginnen verspricht. Wie die erste der hier aufgezählten kleinen historischen Darstellungen sich durch Originalität auszeichnet, die zweite sich durch einen scharfen Verstand empfiehlt, so fesselt uns diese durch blühenden Styl und prachtvollen Fluß der Rede. Man braucht nur in der nachgebildeten Fortsetzung von Woltmann etwas weiter zu lesen, um sich plötzlich in einer niedrigern Sphäre zu fühlen und durch Contrast an den freien, kühnen und hohen Flug der historischen Muse Schiller's recht lebhaft erinnert zu werden. Uebrigens darf man bei der Beurtheilung dieser drei allgemeinen Charakteristiken ihren oben angedeuteten ursprünglichen Zweck nicht vergessen, den sie gewiß trefflich erfüllten.

Wie die bisherigen Stücke die erste Abtheilung der Memoiren, die des Mittelalters, einführten, so diente die „Geschichte der Unruhen, welche der Regierung Heinrich's IV. vorangingen, bis zum Tode Karl's IX." der zweiten Abtheilung, den Memoiren der neuern Zeit, zur Einleitung und Ergänzung. Hier ist der Titel dem Inhalte angemessen; von jenen acht Religionskriegen unter den letzten Königen des Hauses Valois werden uns die vier ersten vorgeführt. Krankheit und Ueberdruß verhinderten den Verfasser an der Fortsetzung, welche später der Professor Paulus gab. Dieses Zeitgemälde unsers Schriftstellers muß mit seinem Abfalle der Niederlande und seinem dreißigjährigen Kriege in Verbindung gebracht werden. In allen drei Werken ist die religiöse Freiheit, für die hier in Frankreich, dort in den Niederlanden und in Deutschland gekämpft wird, die große, den Geschichtschreiber begeisternde Grundidee; und wie in den Niederlanden Wilhelm der Verschwiegene, in Deutschland Gustav Adolph, so ist hier der Admiral Coligny der Held der Handlung, welcher mit besonderer Vorliebe gut gezeichnet ist. Ueberhaupt ist das Ganze sachgemäß erzählt; manche zusammengefaßte Gemälde, welche zum Theil als philosophische Studien auf geschichtlichem Boden betrachtet werden können, z. B. die Schilderung der Wuth der Bürgerkriege, sind besonders anziehend; scharfe Zergliederungen der menschlichen Leidenschaften und Zustände sind überall eingestreut. Nur ist bisweilen zu viel außergeschichtliches

Intereſſe an kleine Jämmerlichkeiten verſchwendet; und Manches ſcheint zu würdig und ernſt, zu tragiſch, zu bedeutend genommen zu ſeyn.

Vermißten wir oben bei einem Aufſatze, daß Schiller darin dem Mittelalter keine innere Bedeutſamkeit, ſondern eigentlich nur einen relativen Werth zuſchrieb, ſo finden wir dagegen in der „Vorrede zu der Geſchichte des Maltheſerordens nach Vertot, von M. N. (Niethammer) bearbeitet“ alles rechtmäßige Lob, welches dem Mittelalter neuerdings oft zu reichlich geſpendet worden, in wenigen Worten gleichſam anticipirt. Unſere Zeit, ſagt der Schriftſteller, hat vor der mittlern offenbar den Vorzug der größern Cultur, dieſe vor jener den der praktiſchen Tugend — der Begeiſterung des Herzens, des Schwunges der Geſinnungen, der Stärke des Gemüthes, der Energie des Charakters voraus. Die bloße Verſtandesaufklärung ohne ſittliche Kraft iſt kaum als ein ſittlicher Gewinn zu betrachten; dagegen gibt die bloße ſittliche Kraft, der gute Wille, das Theuerſte an das Edelſte zu ſetzen, einem Menſchen und Zeitalter einen hohen Werth. Huldigte damals auch die Menſchheit einem Aberglauben und Wahne, ſo huldigte ſie ihm doch mit Aufopferung und Ueberzeugungstreue. Eben darin übertrifft uns die mittlere Zeit; jene Menſchen thaten mehr für ihre Thorheit, als wir für unſere Weisheit; ihre Thorheit ſelbſt aber hatte einen idealen Urſprung, alſo einen überirdiſchen Hintergrund. Durch die Großartigkeit und Erhabenheit

der Idee, welcher sie gehorchten, und durch die Uneigennützigkeit und Treue, womit sie ihr folgten, hatte das Mittelalter auch einen entschiedenen Vorzug vor dem Alterthume. Denn der Grieche und Römer lebte und kämpfte nur für seine Existenz, für sein beschränktes Vaterland, für zeitliche Güter, für das Phantom der Ehre und Weltherrschaft. — Hier war Schiller nun auf dem besten Wege, auch über den Katholicismus zu einer gerechtern universalhistorischen Würdigung zu gelangen. Aber in diesem Puncte überwog die Abneigung das Urtheil. Dagegen finden wir die Ritter des Maltheserordens, „die unter dem Paniere des Kreuzes der Menschheit schwerste und heiligste Pflichten üben", von einem freien, ächt humanen Standpuncte beurtheilt.

Die letzte große Production, womit Schiller ruhmvoll die historische Laufbahn verließ, wie er sie mit der Geschichte des niederländischen Abfalls begonnen hatte, war die Darstellung des dreißigjährigen Krieges. Er schrieb sie für einen von Göschen herausgegebenen historischen Damen-Kalender. Der Jahrgang für 1791 brachte die Geschichte bis zum Ende des zweiten Buches. Eine lebensgefährliche Krankheit, von der Schiller im Jahre 1791 befallen wurde, erlaubte ihm nur ein kleines Stück in den folgenden Jahrgang einrücken zu lassen. Doch fügte er diesem Bruchstücke, gleichsam zum Ersatze für den geringen Umfang desselben, drei kurze Biographieen von Personen des dreißigjährigen Krieges unter dem Namen „Bildnisse"

bei, welche den Portraits dieſer Perſonen zur Begleitung dienten. Das erſte, das Lebensgemälde der Landgräfin von Heſſen-Caſſel, Amalia Eliſabeth,[1]) iſt lebendig, anziehend und mit Neigung geſchrieben. Das Leben des Kurfürſten Maximilian von Baiern[2]) iſt dann ins Allgemeine zuſammengezogen, und nur dem Verſtande zugänglich. Die Lebensbeſchreibung des Cardinals Richelieu[3]) charakteriſirt ſich durch ſcharfe Hiebe gegen Prieſter und Höflinge, zum Zeichen, daß damals beide noch nicht in Schiller's Gunſt geſtiegen waren. Im Damen-Kalender für 1793 folgte endlich der Ueberreſt der Geſchichte, beinahe die Hälfte des ganzen Werkes.

Dieſe Geſchichte iſt indeß mehr zu Ende gedrängt, als geführt. Die drei Jahre, worin Guſtav Adolph die Schlachten und Schickſale Deutſchlands lenkt, nehmen beinahe ein Drittel des Werkes ein. Aber von dem Tode dieſes Königs und der Ermordung Wallenſtein's an iſt plötzlich Schiller's Geduld und Intereſſe erſchöpft, die ganze übrige Zeit wird im Fluge durcheilt. Des Verfaſſers Luſt war mit dem Verſchwinden der hervorragendſten Charaktere dahin, und auch der Almanach ließ keine größere Ausdehnung zu, wenn das Ganze dies Mal beendigt werden ſollte. Wegen dieſes präcipiten Ausganges kann Schiller's

---

1) S. meine Supplemente zu Schiller IV, 474 u. ff.
2) Ebendaſ. IV, 477 u. ff.
3) Ebendaſ. IV, 491 u. ff.

Geſchichte des dreißigjährigen Krieges nicht auf den Namen eines in allen Theilen harmoniſch gehaltenen Kunſtwerkes Anſpruch machen. Doch möchte darin auch der alleinige Mangel beſtehen, weßwegen ihr dieſer Ruhm nicht unbedingt gebührt.

Wie bei der Erzählung des Niederländiſchen Abfalls, ſo wird auch hier die Darſtellung durch eine das ganze Feld umſpannende Einleitung eröffnet. Ein vortreffliches, mit kühner und ſicherer Hand entworfenes Gemälde des ganzen Zeitalters bildet den Anfang. Dann führt uns der Geſchichtſchreiber erzählend, ſchildernd, betrachtend durch die Regierungsjahre Ferdinand's I. und ſeiner Nachfolger, und entwickelt uns die ferneren und näheren Veranlaſſungen des Religionskrieges, bis er uns unvermerkt in die erſte Scene ſeines Drama's verſetzt hat. Aber kaum hat er uns den Ausgang des böhmiſchen Aufruhrs vor Augen geſtellt, ſo erhebt er ſich im zweiten Buche ſchon wieder zu einer allgemeinen Schilderung, indem er den damaligen Zuſtand der europäiſchen Staaten charakteriſirt, und uns dadurch das Terrain kennen lehrt, auf welchem dieſer bald europäiſche Krieg ſpielen, und von woher er Brennſtoff erhalten ſollte. Unaufhaltſam eilt nun die Handlung dahin, ſo lange noch Männer vom zweiten Range, wie Ernſt von Mansfeld, Chriſtian von Braunſchweig, Georg Friedrich von Baden, Chriſtian IV. von Dänemark ihre Träger ſind. Erſt mit Wallenſtein und Guſtav Adolph gewinnt die Erzählung einen langſamen Schritt, mehr Ausführlichkeit

und ihr volles Interesse, und von diesen beiden beleuchtet treten jetzt auch Tilly und Ferdinand II. in hellem Lichte hervor. Die acht Jahre von 1626, wo Wallenstein auf dem Schauplatze erscheint, bis 1634, wo er, nach Schiller's Darstellung, als ein Opfer seiner Ehrsucht fällt, machen den gelungensten Theil des Werkes aus, und nehmen darin auch mehr Raum ein, als die ganze übrige Geschichte. Man sieht hieran schon, welchen Einfluß des Verfassers Urtheil und Neigung auf seine Arbeit ausübten. Die Geschichte nahm unter seinen Händen die Gestalt seines Geistes an.

Der dreißigjährige Krieg ist mit dem Abfalle der Niederlande unter denselben kosmopolitischen Gesichtspunct gestellt, nur daß Schiller's Freiheitsideen hier weniger treiben und blühen konnten, als in jenem Werke. Es galt nämlich hier nicht die Befreiung von einem Despoten und die Wiederherstellung oder Gründung einer Republik, sondern es war nur ein Kampf für religiöse Wahrheit oder für das, „was mit Wahrheit verwechselt wurde" — für „Meinungen", wie es anderswo heißt, darzustellen. Diese positiven Religionsdogmen waren es nicht, was einen Schiller begeistern konnte, und er sagt es ausdrücklich: das Augsburgische Religionsbekenntniß habe dem protestantischen Glauben eine positive Gränze gesetzt, ehe noch der erwachte Forschungsgeist sich diese Gränze habe gefallen lassen, und die Protestanten hätten dadurch unwissend einen Theil ihres errungenen Gewinnes verscherzt. Schiller theilte die

Lehrmeinungen der Protestanten nicht, und konnte in so weit ein theilnahmloser Zuschauer ihrer „schwärmerischen Anhänglichkeit an ihren Glauben“ und ein unbestochener Beurtheiler ihrer Handlungen seyn. Nur von seiner negativen Seite als Befreiungskrieg konnte ihn dieser Kampf ansprechen. Aber er gewann ihm dadurch auch ein politisches Interesse ab, daß sich ihm die Unterdrücker der Gewissensfreiheit zugleich als Despoten darstellen. Die Kirchentrennung in Deutschland gewinnt ihm eine höhere Wichtigkeit, weil sie „gegen politische Unterdrückung einen hohen Damm aufthürmte.“ Die Prinzen des spanisch-östreichischen Regentenhauses, „diese Säulen des Papstthums“ werden auch als die Unterdrücker der europäischen Freiheit bezeichnet. Doch auch bei dieser Auffassung des Religionskrieges konnte der ganze Gegenstand den Schriftsteller noch nicht recht begeistern. Ist denn jene Freiheit, auf welche Schiller so oft zurückkommt, dieselbe mit der bürgerlichen, persönlichen Menschenfreiheit, für welche er glüht? oder ist es nicht vielmehr die sogenannte Reichsfreiheit, die Eigenmacht der Stände, welche in Folge dieses Krieges bis zur völligen Untergrabung der Macht des Staatsoberhauptes und zur Zersplitterung Deutschlands gesteigert wurde, so daß nun der Eigenwille der einzelnen Herrscher bald kein Gegengewicht und keine Begränzung mehr hatte, und mit dieser sogenannten Freiheit also die Willkür erst recht beginnen konnte?

Hieraus erklärt sich demnach die eigenthümliche Beschaffenheit dieses Werkes. Es hat eine geringere Temperatur, als die Geschichte des niederländischen Abfalles. Die Fülle des warmen Gefühles und die poetische Rhetorik mußten zurücktreten; sie waren mit der Sache nicht verträglich. Es blieb dagegen ein großes Feld für objective reine Schilderungen übrig, und das zurückgedrängte Gemüth ließ dem Verstande freieres Spiel. Der ideale Pragmatismus, möchte man sagen, ging in den ächt historischen (causalen) Pragmatismus über, und an die Stelle der lebendigen poetisch-rhetorischen Methode trat mehr eine künstlerische Behandlung des Verstandes.

Der Form des Werkes müssen wir, unter der Einschränkung, daß der Oekonomie des Ganzen die Gleichmäßigkeit fehlt, das größte Lob ertheilen. Der Gang der Handlung strebt hier immer ungehemmt, oft rasch dem Ziele zu. In den Charakterschilderungen zeigt sich darin ein Fortschritt, daß sie nicht sogleich im Anfange, ehe wir den Helden noch handeln sehen, gegeben werden, sondern daß sich die Charaktere im Laufe der Geschichte selbst entfalten. Die edle, klare Rede bewegt sich in ruhiger Gleichmäßigkeit fort, und greift nur bisweilen zu kühneren Bildern, oder erhebt sich zum vollern Ausdrucke der bewegten Empfindung. Nirgends findet sich etwas Hartes, Unebnes, Anstößiges. Besonders aber ist als musterhaft hervorzuheben, daß die Darstellung, einem Flusse gleich, ein ununterbrochenes Ganzes ist, so daß jeder Theil sich mit dem folgenden

verbindet, wie die Begebenheiten selbst unter einander vermittelt sind. Schiller erstieg hier wohl den Gipfel der historischen Kunstdarstellung, welche ihm auf dieser Culturstufe möglich war.

Es ist indessen nicht zu läugnen, daß die Geschichte des dreißigjährigen Krieges auf einem weniger gründlichen Quellenstudium beruht, als die der niederländischen Empörung. Dieser Mangel erklärt sich aus der häufigen Unterbrechung der Arbeit durch Krankheit und andere Hindernisse, und durch Schiller's Gewohnheit, das eben erst Gelesene sogleich zu verarbeiten. Mit Recht mögen daher manche Beurtheiler diesem Werke eine stellenweise zu flüchtige Bearbeitung vorgeworfen haben, obgleich Johannes Müller von ihm das Zeugniß ablegt, daß er bis auf zwei Stellen selbst die kleinsten Züge mit den von ihm gelesenen besten Quellen übereinstimmend gefunden habe.[1])

Im Vorbeigehen erwähnen wir noch Schiller's letzte historische Schrift: „Die Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vieilleville," die einer spätern Zeit (1797) angehört und ursprünglich nur ein Lückenbüßer für die Horen seyn sollte. In keiner einzigen seiner historischen Darstellungen tritt Schiller mit seiner Person so ganz zurück, als in dieser; in keiner läßt er so ganz die Sache reden, ohne sich selbst hineinzumischen. Der Umgang mit Goethe hatte ihn damals ganz von seiner

[1]) Joh. v. Müller's Werke, Thl. 26, S. 173.

rhetorischen Manier geheilt, und sowohl der Gegenstand selbst, als das auszugsweise zu bearbeitende Original (von Carloix) ließen sie nicht wohl zu. Hieraus erklärt es sich, wie Schiller meinen konnte, daß sein Vieilleville zu einem „Nachfolger und Gegenstück des Cellini“ von Goethe, den er vorher durch eine Reihe von Stücken seiner Horen vertheilt hatte, sehr brauchbar seyn werde.

Nachdem wir nun alle historischen Werke Schiller's durchlaufen haben, bleibt uns in diesem Gebiete nur noch übrig, ihn selbst *als Geschichtschreiber* kurz zu charakterisiren.

Am schwersten mußte unserm Freunde *die Aneignung des historischen Materials* werden. Die Selbstthätigkeit überwog bei ihm die Empfänglichkeit bei weitem, und sein immer auf das Ganze gerichteter Geist mußte ihm das Eingehen in unzählige Einzelnheiten, worin die historische Untersuchung vorzüglich besteht, sehr erschweren. Freiheit des Geistes galt ihm als das höchste Gut, dem er so viele andere Güter geopfert hatte — und hier war er genöthigt, sich einen widernatürlichen Zwang gefallen zu lassen! Dieser Zwang konnte ihn bisweilen in die höchste Mißstimmung versetzen. Dessen ungeachtet unterwarf er sich der Nothwendigkeit mit einem wahren Heroismus, und ging bei seinen meisten historischen Vorarbeiten mit gewissenhafter Gründlichkeit zu Werke. Die Voltaire'sche Manier, „durch eine geistreiche Behandlung die Geschichte zu verfälschen und durch witzige Einfälle

über erhebliche Details wegzuellen," war ihm zuwider.[1]) Er sah jedoch jenes Mißverhältniß seiner genialen Natur zur Geschichtsforschung ein und bekannte es offenherzig. „Ich werde immer," sagte er im Jahre 1788, „eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher seyn, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden."

Hierbei darf indessen nicht außer Acht gelassen werden, daß Schiller nur eine kurze Zeit seines Lebens, gleichsam im Vorübergehen und eigentlich, um sich selbst zu bilden und die mangelnde unmittelbare Erfahrung durch eine mittelbare zu ersetzen, mit der Geschichte verkehrte. Hätte er sich längere Zeit ungestört und ausschließend mit ihr beschäftigt, so würde er seinen weitgreifenden Geist zu der Genügsamkeit herabgestimmt haben, die erforderlich ist, um an einzelnen empirischen Dingen Freude zu haben; und sein großer Wahrheitssinn würde mehr und mehr auch in der Erforschung der historischen Wahrheit Befriedigung gefunden haben. Fortgesetzte Beschäftigung mit der Geschichte hätte ihm ihr mühevolles Quellenstudium leichter und lieber gemacht.

Aber auch so würde er seine wahre Größe als Geschichtschreiber doch nicht in einer materiellen Erweiterung sondern in einer eigenthümlichen Bearbeitung des historischen Stoffes gesucht und gefunden haben. Die Erörterung dieser eigenthümlichen Bearbeitung wird uns näher mit

---

1) Schiller's Leben von Frau v. Wolzogen, Thl. 2, S. 368.

dem besondern Geiste und der Kunstform seiner Historiographie bekannt machen.

Schiller war der Meinung, der Geschichtschreiber müsse den aus den Quellen sorgfältig gesammelten und kritisch geläuterten Stoff wieder aus sich heraus construiren oder „neu erschaffen!“ [1]) Worauf gründete er diese Ansicht? Eine Wahrheit, bei welcher seine Betrachtung gern verweilte, ist die Einheit des menschlichen Geistes zu allen Zeiten und an allen Orten. „Bei einer unendlichen Mannichfaltigkeit der Menschen,“ ruft er bewundernd aus, „immer doch diese Aehnlichkeit, diese Einheit derselben Menschenform!“ [2]) Da nun der Geschichtschreiber auch in sich selbst diese Gleichförmigkeit und unabänderliche Einheit des Geistes trägt, wie sie ihm in jedem Exemplare der Menschheit entgegentritt, so darf sein philosophischer Verstand den geschichtlichen Erscheinungen aus sich selbst heraus ihre Ursachen wiedergeben und ihren ursprünglichen innern Zusammenhang, welcher durch unsere sinnliche Auffassung derselben nothwendig zerrissen wurde, wiederherstellen; und er braucht bei diesem Verfahren nicht zu befürchten, sie zu verfälschen, wenn er nur die besonderen Umstände, unter denen sie entstanden, mit berücksichtigt.

Hierdurch ist aber eigentlich nur die innere, ursachliche Verknüpfung der historischen Thatsachen oder die prag-

---

1) Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt, S. 57.
2) Frau von Wolzogen a. a. O., Thl. 1, S. 337.

matiſche Methode gerechtfertigt, worauf ſich die Hiſtoriographie nicht beſchränken darf. Die Thatſachen müſſen nicht allein auf ihre Urſachen zurückgeführt und dadurch zu einem dichten Stoffe gleichſam in einander verwebt werden, ſondern ſie müſſen auch unter einem allgemeinen Geſichtspuncte ſtehen. Ein Grundgedanke muß ſie tragen und umgränzen; ſonſt hat ein hiſtoriſches Werk keine innere Einheit. Welches iſt nun dieſer Grundgedanke in Schiller's hiſtoriſchen Kunſtwerken?

Schiller ſchrieb vom allgemein menſchlichen Standpuncte, frei von allen untergeordneten Meinungen und particulären Rückſichten. Von keiner Kirche, keiner Schule, keinem Volksglauben, ſelbſt von keiner Nation wollte er ſich umgränzt wiſſen, ſondern nur die allgemeinen Schranken unſeres Geſchlechtes erkannte er als die ſeinigen an. Er wollte nur für den Menſchen im Menſchen ſchreiben. „Der Geſchlechtscharakter des Menſchen aber iſt der freie Wille.“[1]) In dem freien Handeln nach der ewigen Regel der Vernunft liegt die Würde des Menſchen, und er hat ein unveräußerliches Recht zu fordern, daß ſeine Würde von Jedem als etwas Heiliges geachtet werde. So ſind alſo, näher bezeichnet, Menſchenfreiheit, Menſchenwürde und Menſchenrecht die herrſchenden Ideen ſeiner Geſchichtsdarſtellung, und während er hiermit das eine Princip ſeines ſittlichen Lebens ausſprach, gab

1) Schiller's W., Octavausg. B. 12, S. 346.

er auch dem zweiten dadurch eine Stimme, daß er die freie Entwickelung aller geistig-sinnlichen Kräfte des Menschen zur Humanität der Freiheit zur Seite stellte. In beiden zusammen lag ihm die volle Bestimmung des Menschen. Unter diesen Gesichtspunct, besonders aber unter die Idee der Freiheit und Menschenwürde, stellt er die ganze Geschichte; denn die Humanität erscheint ihm nur als die Blüthe dieser. „Die ganze Weltgeschichte," sagt er, „ist ein ewig wiederholter Kampf der Herrschsucht und der Freiheit um diesen streitigen Fleck Landes, wie die Geschichte der Natur nichts anders ist, als ein Kampf der Elemente um ihren Raum."[1]) Und hier ist die Stelle, wo der Historiker Schiller und der Dramatiker eins sind. Dasselbe Princip, welches ihm während seiner ersten Periode im Drama leuchtete, führte ihn auch in der Geschichte. Durch dieses sittlich-tragische Interesse geleitet, hat er aus der Weltgeschichte immer solche Partieen zur Bearbeitung herausgenommen, wo die bürgerliche oder religiöse Freiheit, mit dem Despotismus im Kampfe, dem Betrachtenden selbst noch in ihrem Untergange ein erhabenes Schauspiel gewährt. Alles aber, was zu jener Idee in keiner oder nur in einer entfernten Beziehung steht, hat für ihn keinen oder nur einen secundären Werth, gerade so wie Tacitus ausdrücklich das nur seiner Geschichtsdarstellung für würdig erklärt, was mit der Römerwürde zusammenhängt. Denn

---

1) Schiller's W., Octavausg. B. 8, S. 57.

wie die Römerwürde das Princip des nationalen Tacitus ist, so ist die Menschenwürde die Grundidee des ächt humanen Schiller.

Wie nun Schiller diese Idee der Menschenwürde und jene der Humanität, die zusammen ein ganzes Universum umschließen, zugleich in Kopf und Herzen trug und nährte, so ließ er sie auch theils in Betrachtungen und Reflexionen, theils in Gefühlen und Gemüthsbewegungen in seine historischen Gemälde treten. Seine Historiographie zeigt sich nicht allein pragmatisch in der Zurückführung der Begebenheiten auf ihre Ursachen, sondern auch in den eingestreuten Reflexionen. Erörterungen und Betrachtungen gehen häufig in einander über. Durch das Hervorstellen eingelernter Schulweisheit bei eigenem Unvermögen sind uns bei manchen anderen Schriftstellern solche Betrachtungen höchst zuwider; bei Schiller sind sie eigenthümliche Gewächse seines vom Gegenstande befruchteten Genius. Bei Anderen müssen wir solche allgemeine Gedanken wegen ihrer Weitschweifigkeit, ihrer Uebermenge, ihrer Befangenheit allzu theuer bezahlen; Schiller's Urtheile sind gedrängt, mäßig, besonnen, und gehören einer über alle Particularitäten erhabenen Weltansicht an. Dabei sind sie von um so stärkerer Wirkung, da sie in den Fluß einer herrlichen Prosa eingestreut sind, und mit prachtvollen, lebendigen Schilderungen wechseln, so daß Ohr, Einbildungskraft und Ideenvermögen gleichmäßig befriedigt werden. Doch sehen wir da die Reflexionen

zurücktreten, wo die Wärme seines Gemüthes sich vordrängt. Schiller's Darstellung ist, wie die des Tacitus, von den Affecten seines Gemüthes erfüllt. Er verdeckt weder seine Liebe, noch seinen Haß. Da aber beide die Abdrücke eines so freien und vollkommenen Geistes sind, so sind dieselben für den Leser nicht individuelle Empfindungen, sondern eine Stimme der Menschheit. Einem so hochstehenden Menschen dürfen wir das Recht einräumen, zu loben und zu tadeln; denn Lob und Tadel haben bei ihm den Charakter des allgemein Gültigen und Nothwendigen.

Bei dieser warmen Theilnahme ist aber Schiller in seinem Darstellen und Urtheilen nie partheiisch. Unpartheilichkeit nennt er selbst die heiligste Pflicht des Geschichtschreibers.[1]) Wahrheitsliebe, Besonnenheit und Gerechtigkeitsgefühl lehrten ihn diese Pflicht. Während er der Sache selbst die wärmste Theilnahme zuträgt, ist er ein kalter Beurtheiler derer, die für eine ähnliche Sache handeln, und ein humaner Richter ihrer Gegner. Die Sache nämlich, für welche er glüht, ist nie ganz die Sache, für welche die eine Parthei handelt, und welche die andere bekämpft. Den Gegenstand seiner Begeisterung hält er ungemischt und vorurtheilsfrei im reinen Aether des Gedankens, und derselbe erscheint ihm im wirklichen Leben, besonders in einer vergangenen Zeit, nur in beschränkter

---

[1]) Schiller's Werke, Octavausg. Bd. 9, S. 439.

Gestaltung. Daher kann er denen, welche für eine solche durch Zufälligkeiten verunstaltete Idee thätig sind, seinen vollen Beifall nicht schenken, zumal da er auch ihre Motive selten loben darf, und die Gegenparthei findet schon in dieser Entstellung des Guten und dem unreinen Streben seiner Anhänger eine Entschuldigung ihres Hasses. Schiller steht über den Kämpfen, welche er uns darstellt; denn während es sich in bestimmten Lebensverhältnissen nur um besondere Formen und Bestandtheile des Guten handelt, hat er immer der Menschheit allgemeines und höchstes Gut selbst im Auge. Seine kosmopolitischen Ideen und Gefühle erleuchten und erwärmen sein historisches Gemälde; aber die aus ihnen entsprungenen Affecte der Liebe und Abneigung sind zu rein und frei, als daß sie seinen Blick trüben und sein Urtheil bestechen könnten.

Eine pragmatische Behandlung, ein gemeinschaftlicher idealer Gesichtspunct, und Licht und Wärme aus demselben durch Reflexionen und Gefühle, ohne partheiisch zu seyn — wovon wir bisher handelten — waren nur einzelne Mittel der künstlerischen Form, welche über das Ganze seiner Darstellung ausgebreitet ist, in welcher sich alle Theile vereinen. Wie alle Geistesvermögen Schiller's unter dem Einflusse seiner Einbildungskraft stehen, so beherrscht sein Schönheitssinn seine ganze historische Darstellung. Er nannte es schon sogleich bei seinem ersten Auftreten auf dieser Bühne als einen seiner Hauptgesichtspuncte, mit Geschmack zu schreiben, ohne der Wahrheit

etwas zu vergeben. Glänzend erfüllte er jetzt seine eigene Vorschrift, „daß die Gelehrsamkeit einen Bund mit den Musen und Grazien schließen müsse, wenn sie einen Weg zu dem Herzen finden und den Namen einer Menschenbildnerin sich verdienen wolle.“ Er hätte seine Natur vernichten müssen, wenn er von dieser Regel abgefallen wäre. So finden wir denn in Schiller's historischen Werken nicht einzelne zerstreute Vorzüge, sondern alle sind künstlerisch zu einer Einheit verknüpft. Der Geist, die Idee haben in der schönsten Form einen würdigen Ausdruck gefunden. Nicht allein Einzelnes gefällt, auch das Ganze befriedigt. Selbst der, welcher weniger mit Schiller's historischen Schriften zufrieden ist, lies't sie doch lieber, als die ungestalten Geburten der bloßen Gelehrsamkeit. Sie triumphiren sogar, wie alles Schöne, über ihre Gegner. Die Schilderungen, Charakterbilder, die allgemeinen Gemälde sind zum Theil unnachahmlich, und auch die Reflexionen sind belebt und anziehend vorgetragen. Die Anlage, die Uebergänge, die Abrundung der Perioden, der Wohlklang der Sätze, Alles beweis't die sorgfältige, geübte Hand des Meisters. Diese Kunstgestaltung ist gewiß die Krone seiner Historiographie.

In Betreff dieser Kunstgestaltung möge nur noch von seinen Charakterschilderungen die Rede seyn, worauf er sein vorzügliches Augenmerk gerichtet hatte. Wenn man nicht läugnen kann, daß in den Dramen der ersten Periode nur wenige, sich wiederholende, unbestimmt gezeichnete,

ſubjective Charaktere vorgeführt werden, ſo verhält es ſich auf einmal ganz anders, ſobald Schiller das Feld der Geſchichte betritt. Hier enthüllt er uns eine große Menge ſcharf geſchiedener, wenigſtens begriffsmäßig beſtimmter, objectiv gehaltener Perſonen und geiſtiger Zuſtände. In der Geſchichte fühlte er ſeine Einbildungskraft beſchränkt und gebunden; er ſah ſich aus ſeiner eigenen Betrachtungs- und Gefühlsweiſe hinausgetrieben, — zum großen Heile für ſein poetiſches Talent, welchem durch die Geſchichte die Mannichfaltigkeit der Anſchauungen zu Theil wurde, die Goethe unmittelbar aus dem Leben ſchöpfte. Die Menſchen, welche uns ſein geſchichtlicher Griffel zeichnet, ſind nicht mehr Ausgeburten einer lyriſchen Stimmung und eines ſittlichen Bedürfniſſes, und es fehlt ihnen zu leibhaftigen Geſtalten nur Zweierlei. Schiller hat ſeine Charaktere dadurch veredelt, daß er nur menſchlich bedeutſame Züge in ſeine Gemälde aufnimmt, und die zufälligen Eigenheiten meiſt wegläßt; und andrerſeits verarbeitet er die Menſchen, welche er uns ſchildern will, betrachtend und erörternd zu ſehr in allgemeine phyſiologiſche und moraliſche Wahrheiten hinein. Hier iſt Schiller's Schranke. Er ſtellt uns mehr Arten von Menſchen, als Individuen dar: er iſt ein idealiſirender Portraitmaler. Seine menſchlichen Gemälde ſind mehr Bilder für den Gedanken, als für das Auge. Und hier iſt es noch beſonders charakteriſtiſch, daß dieſe Genrebilder immer mit Hinblick auf einander, alſo vergleichend oder unterſcheidend, dargeſtellt

sind. Sind aber Vergleichen und Unterscheiden Verstandesthätigkeiten, so sehen wir, daß Schiller auch hierdurch sein vorherrschendes intellectuelles Vermögen in Ausübung brachte. Wie er ja zwei Begriffe tausendmal hin- und herwirft, und alle ihre Bezüge aufspürt, so macht er sich auch von zwei Charakteren den einen durch den andern deutlich.

Wenn wir bisher Schiller's positive Vorzüge in der organischen Kunstgestaltung seiner Geschichtswerke kennen lernten, so werden wir endlich, was sein Verhältniß zur teleologischen Behandlung der Geschichte betrifft, vielleicht seine weise Enthaltsamkeit bewundern. Wir wissen es schon aus dem philosophischen Gespräche im Geisterseher,[1]) daß Schiller die Begriffe Mittel und Zweck in der Behandlung der historischen Thatsachen nicht gebrauchen konnte. Er erkennt diese ganze Zweckmäßigkeit und planmäßige Uebereinstimmung, die wir in der Geschichte zu finden glauben, nur als etwas in unserer Vorstellung Vorhandenes an, er sieht in derselben nur eine aus unserer Vernunft in die äußere Ordnung der Dinge verpflanzte Harmonie. Das teleologische Princip, sagt er, biete zwar dem Verstande die höhere Befriedigung und unserm Herzen die größere Glückseligkeit, aber es werde durch eben so viele Facta widerlegt, als bestätigt. Daher spricht er in seinen

[1]) S. Th. 2, S. 23.

geſchichtlichen Werken nur ſelten, und nur zweifelnd und ohne theoretiſche Anſprüche von einer höhern Leitung der Dinge. Im Allgemeinen geht in ſeiner hiſtoriſchen Welt Alles natürlich und begreiflich zu, gerade ſo wie auch ſeine dramatiſche Welt der erſten Periode dem religiöſen Geiſte ganz entzogen iſt. Das Menſchenleben iſt auf der kurzen Strecke zwiſchen Geburt und Grab ſich ganz ſelbſt überlaſſen, und entwickelt ſich unter dem Spiele des Zufalls und dem Geſetze der äußern Nothwendigkeit durch ſeine eigene freie Willenskraft nach ſelbſtgeſetzten Zwecken. Was aber vom Individuum gilt, das gilt auch von der Gattung. Daher führt Schiller auch das Außerordentliche in der Geſchichte überall auf das Natürliche zurück, indem er alle wunderbare, unmittelbare göttliche Einwirkung ablehnt. Doch läßt er nicht ſelten einzelne himmliſche Sonnenblicke in das irdiſche Leben brechen, und enthält ſich der Anwendung des teleologiſchen Princips nur ungern und nur durch ſeine Ueberzeugung gezwungen.

Hiermit glauben wir Schiller's Hiſtoriographie, nach ihren Hauptumriſſen, in ihrer Eigenthümlichkeit dargeſtellt zu haben, und nehmen nun von dem Hiſtoriker Schiller für immer Abſchied, ſo wie er ſelbſt in den Jahren, denen ſich unſere Lebensbeſchreibung nähert, von der Geſchichte ſchied, nicht ahnend, daß ihm die Parze die Rückkehr zu derſelben abſchneiden werde.

Fünftes Capitel.

Häusliches und gesellschaftliches Leben. Charakterzüge. Neue Thalia. Metrische Uebersetzung aus Virgil's Aeneide. Poetische Plane. Schwanken und Mißtrauen. Idee des Wallenstein. Der Tod des Themistokles, ein dramatischer Entwurf.

Wir verließen oben unsern Freund am Tage seiner Vermählung, und hätten ihn nun durch die erste Zeit seiner Ehe zu begleiten. Das erste dieser Jahre war das glücklichste seines Lebens. An seinen Freund Körner schrieb der Neuvermählte: „Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein — auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz, und lebe in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten, und oft regt sich's wieder in meiner Brust. Mein Daseyn ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt; aber ruhig und hell gehen mir diese Tage dahin.... Ja, ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben gibt mir sie zurück."

Seine ökonomischen Verhältnisse gestalteten sich befriedigend. Die Fortsetzung der Thalia und die Herausgabe der Memoiren, gewährten ihm bei seiner, wenn auch geringen Besoldung eine hinreichende Einnahme, zumal da die ersten Jahre seiner Ehe kinderlos blieben. „Unsere ökonomische Einrichtung", schreibt er an seinen Vater (10. März 1790), „ist über alle meine Wünsche gut

ausgefallen, und die Ordnung, der Anſtand, den ich um mich herum erblicke, dient ſehr dazu, meinen Geiſt aufzuheitern .... Meine Frau iſt ganz eingerichtet zu mir gekommen, und Alles, was zur Haushaltung gehört, hat meine Schwiegermutter gegeben."

Der Mann, den wir in Weimar als Einſiedler kennen lernten, war zu heiterer Geſelligkeit zurückgekehrt. Er führte eine geraume Zeit keine eigene Haushaltung, ſondern ſpeiſ'te mit ſeiner Frau in einer geiſtreichen, angenehmen Geſellſchaft näherer Freunde in dem Hauſe am Markte, worin er wohnte; die Eigenthümerin des Hauſes beſorgte den Tiſch für dieſen geſchloſſenen Cirkel. Der Privatdocent Niethammer, nachher durch ſeine amtliche Wirkſamkeit eben ſo ausgezeichnet, als durch ſeine literariſche Bedeutung, Göritz, der Erzieher eines jungen Adeligen, den er auf die Univerſität begleitete, nachher Decan, beide Landsleute Schiller's, der Profeſſor Fiſchenich, und von Stein, der Sohn ſeiner Freundin in Weimar, bildeten die tägliche Tiſchgeſellſchaft. Das frugale Mahl ward durch Heiterkeit, Offenheit und bedeutendes Geſpräch gewürzt. Mit Niethammer und Fiſchenich knüpfte er hier ein Band für das ganze Leben. Er ſprach nicht viel, aber was er ſagte, war gewichtig. Zwiſchen Ernſt und Scherz wiegte ſich ſein Geiſt hin und her, und der eine war durch den andern gemäßigt. Er war ganz Humanität. Bei ſeiner gleichförmigen Stimmung hörte man nur noch ſelten Worte von ihm, die an den frühern glühenden

und brausenden Schiller erinnerten, wenn solche Ausdrücke auch nicht ganz ausblieben. Als z. B. einer der Tischgenossen eine niederträchtige Handlung eines damals in Jena angesehenen Mannes erzählte, rief er entrüstet aus: „Es ist zu verwundern, daß solche Menschen nicht im Gefühle ihrer Nichtswürdigkeit augenblicklich verwesen."

Mit den meisten akademischen Lehrern stand Schiller in gutem Vernehmen, mit mehreren in einem nähern Verhältnisse. Seiner Gattin suchte er eine angenehme Geselligkeit zu verschaffen. Das Griesbach'sche und das Paulus'sche Haus gewährten eine erwünschte Unterhaltung, deren Reiz die Frauen durch ihre musicalischen Talente erhöhten. Schiller liebte die Musik, durch welche seine poetische Stimmung genährt wurde, was seine Gattin bewog, im Clavierspielen noch weitern Unterricht zu nehmen. Wanderungen in die freundliche Umgegend und bisweilen eine Reise nach Rudolstadt zur Mutter und Schwester brachten größere Mannichfaltigkeit in das Leben. Auch an Ergötzlichkeiten und Spielen mancher Art nahm er Antheil, am Billard, am Tarok, selbst am Kegelschieben.

Einen Mann, dessen Arbeiten und Leistungen uns Hochachtung und Bewunderung eingeflößt haben, beobachten wir gern in seinen Spielen und Erholungen, und so müssen uns einige Nachrichten, welche uns Schiller's Tischgenosse Göritz aus jener Zeit aufbewahrt hat,[1]) sehr willkommen seyn.

---

[1]) Morgenblatt, 1837, Nr. 84 ff.

Einſt gab Göritz der vertrauten Geſellſchaft in dem Hauſe, welches er mit ſeinem Eleven bewohnte, ein Abendeſſen. Sie hatten ein ſchönes Beſuchzimmer, und Alles gerieth ſo gut, daß die Geſellſchaft ſehr heiter wurde. Die Anweſenden ſangen, und tranken alle Brüderſchaft mit einander. Sie redeten ſich den ganzen Abend Du an, Frau von Wolzogen, Frau Schiller, Fiſchreich,[1]) der junge von Stein, Schiller, Göritz und ſein Eleve. Am andern Morgen aber zeigte ſich bei den Freunden eine natürliche Verlegenheit; denn wie innig befreundet man auch mit einander war, ſo fühlten die Jüngeren doch die Unſchicklichkeit, Damen dieſer Art und auch Schiller'n mit Du anzureden. Den andern Morgen machte ſich von Stein bei Göritz etwas zu thun, und vermied, in der zweiten Perſon zu reden. Göritz lächelte, und da er merkte, daß der junge Mann mit ihm gleich fühlte, ſprach er ſich gegen ihn aus, und ſie verabredeten, wenn ſie zu Tiſche kämen, die getrunkene Brüderſchaft zu ignoriren, und in dem alten Tone zu reden. Man ſchien es ihnen Dank zu wiſſen, und ſie verloren hierdurch in der Meinung der intereſſanten Menſchen nichts.[2])

---

1) Ohne Zweifel ſoll es Fiſchenich heißen.

2) In einer brieflichen Mittheilung der Frau von Wolzogen an G. Schwab, vom 5. Januar 1840, wird „die Studentenbrüderſchaft von Göritz" als „ganz unwahr" bezeichnet.

Schiller's Einfachheit im Essen und Trinken, und seine Unbefangenheit dabei gingen oft sehr weit. Einst war der damalige Hauptmann unter der Garde, nachher Adjutant des Königs von Sachsen und General, Funk, zum Besuche in Jena. Schiller sprach ihn in einem Garten beim Kegelspiele, und lud ihn zum Abendessen ein; Göritz und sein Eleve wurden auch mitgenommen. Zu Hause angekommen, stellte man ein paar alte, ungleiche Tische zusammen, warf ein Tischtuch darüber, und nun erschien ein Stück Fleisch und ein wenig Salat als die ganze Abendmahlzeit. Dabei waren alle ganz unbefangen, obwohl es sogar an hinlänglichem Geschirre und Servietten fehlte.

Man sieht schon aus diesem Beispiele, daß Schiller den Sinn der Unabhängigkeit von conventionellen Formen, den er früher in der Dichtung kund gegeben, jetzt im wirklichen Leben bethätigte. Wie wenig Hindernisse aber damals in Jena diesem Freiheitstriebe in den Weg gelegt wurden, geht auch aus einer andern Notiz hervor, die uns Göritz über Schiller gibt. „Er konnte überhaupt", erzählt er, „jede Idee mit Lebhaftigkeit ergreifen und reizend darstellen. So fiel er einst darauf, wir sollten uns eine Uniform machen lassen, die wir immer tragen wollten. Er machte diesen Vorschlag dem Professor Fischreich, dem Herrn von Stein und mir, und bestimmte blauen Frack mit himmelblauem Futter, das um einige Linien über das Dunkelblaue hervorsah, und silberne Knöpfe. Lange trugen

Schiller, Fischreich und ich diese Uniform, die eben nicht geschmackvoll war, und ich brachte sie noch mit in meine Heimath. Stein hatte sich entschuldigt, weil er Hofuniform tragen müsse."

Veranschaulichen uns solche Züge, wie Schiller das gesellige Leben nach Laune heiter und frei behandelte, so sind uns einige Nachrichten höchst werthvoll, die ihn uns von Seiten einer Eigenschaft, die wir an keinem Manne vermissen wollen, von Seiten seines festen Sinnes und seiner Unerschrockenheit, vorführen.

Ein Student von guter Aufführung hatte sich in einem Wirthshause der Vorstadt von Jena mit einigen Landsleuten lustig geschwatzt und getrunken, und beim Herauskommen aus dem Hause, von einem Kameraden verleitet, eine durchreisende junge und liebenswürdige Gräfin, die eben vor der Thüre im Wagen auf ihren in die Stadt gegangenen Gemahl wartete, mit großer Naivität um einen Kuß gebeten. Der Vorfall wurde dem Prorector Ulrich angezeigt, und der arme Student, der ein sächsisches Stipendium genoß, mußte nach einer weitläufigen Untersuchung der Sache, ungeachtet der Graf über die Geschichte nur lachte, und auf jede Klage verzichtete, und trotz einer Deputation von Studirenden, die sich beim Prorector für ihn verwandte, seinen kühnen Scherz mit der Relegation büßen. Darüber brachen nun, bei Gelegenheit eines Festes, das man den Ungarn zu feiern erlaubt hatte, schreckliche Studentenunruhen aus. Das

Haus des Prorectors Ulrich, dem man allgemein die strenge Strafe zur Last legte, ward erstürmt, die Mobilien wurden zerschlagen, die Schränke erbrochen, die Bäume des Gartens, worin er wohnte, umgerissen und niedergehauen. Als nun am folgenden Tage Husaren und Fußjäger in Jena als Executionstruppen einrückten, verließen die Studenten die Stadt in Masse und zogen nach Erfurt aus, änderten jedoch bald ihren Sinn, und baten um Amnestie und die Erlaubniß, zurückzukehren. Da wurde nun im akademischen Senate darüber berathen, ob man den zurückkehrenden Studenten nicht entgegengehen sollte. Schiller sprach sich sehr entschieden dawider aus, und wollte durch eine feste Haltung, den Studenten gegenüber, das Ansehen und die Würde des akademischen Senats behauptet wissen. Doch der Eigennutz des einen und die Furchtsamkeit des andern Theils der Professoren behielten das Uebergewicht. Döderlein, an der Spitze mehrerer Universitätslehrer, ging den Studenten entgegen, und die Bürgerschaft holte sie zu Pferde und zu Fuße ab. Schiller aber tadelte laut das Benehmen Ulrich's, und sprach sich unverholen darüber aus, wie nöthig eine bessere Besetzung des Prorectorats sey. Obwohl er nun bei dieser Gelegenheit sich keineswegs nachgiebig gegen die Studenten gezeigt und der Würde des Professorstandes nicht das Mindeste vergeben hatte, so stand er dennoch (und vielleicht nur um so mehr) bei der akademischen Jugend nach wie vor in der größten Achtung. Bei dem eben erzählten Auflaufe hatte

er, als es plötzlich auf den Straßen „Licht aus!“ erscholl, dieſen Ruf, in ſeine Arbeiten vertieft, überhört, oder vielleicht mit Fleiß nicht beachtet, und ſo waren ihm die Fenſter eingeworfen worden. Aber ſogleich den andern Morgen erſchien eine Deputation der Studirenden, die im Namen der Landsmannſchaften ihn wegen dieſes Verſehens um Verzeihung bat.

Eine andere Geſchichte, die uns Göritz aufbewahrt hat, gibt einen Beweis von Schiller's perſönlicher Unerſchrockenheit: „Profeſſor Fiſchreich“, erzählt er, „Herr von Stein, und ich ritten einſt mit Schiller ſpazieren. Letzterer ritt auf einem Fußpfade, und wir erreichten eine Geſellſchaft von Landleuten, die dieſes Wegs nach Hauſe gingen. Es mochte ihnen unangenehm ſeyn, von uns aus dem Wege getrieben zu werden, oder mochte einer und der andere zu viel Bier getrunken haben, kurz einer der Bauern fiel plötzlich Schiller'n, der etwas vorausgeritten war, in den Zügel. Wir kamen ſchnell herbei, Schiller wehrte ſich wie ein Löwe, es gelang ihm, den Zügel ſeines Pferdes loszumachen, und er ritt nun, hinter dem Angreifer, auf den er mit der Peitſche losſchlug, einen Rain hinauf und verfolgte ihn lebhaft. Die anderen Bauern ſahen ruhig zu, und ich fing an, den Angreifer zu examiniren, aus welcher Machtvollkommenheit er Schiller'n in den Zügel gefallen ſey. Er aber gab keine Antwort, ſondern retirirte ſich ſchnell. Ich mußte mich nachher oft von Schiller darüber necken laſſen, daß ich, ſtatt zuzuſchlagen, immer

zu dem Kerl gesagt hatte: „Wer iß er?“ Indessen war durch unsere Dazwischenkunft der Streit bald entschieden gewesen, und keine Gelegenheit mehr vorhanden, Muth zu zeigen. Schiller hatte seinen Hut, der ihm entfallen war, wieder erhalten, der Angriff war zurückgeschlagen, die Uebermacht war auf unserer Seite, um so mehr als die übrigen Landleute keinen Theil an der Sache nahmen. Wäre der Kampf fortgesetzt worden, so würden wir, sobald sich die Gegenpartei verstärkt und Steine oder Erdschollen gegen uns gebraucht hätte, nicht zu unserm Vortheile aus der Sache gekommen seyn. Aber alle diese Vorstellungen halfen nicht. Schiller empfing mich oft mit der Anrede: „Wer iß er?“ Wir hatten nun Streit über den Muth, und ich bestand auf meiner Behauptung, daß es studentenhafte Renommisterei gewesen wäre, wenn ich oder ein Anderer aus der Gesellschaft die Sache aufgenommen und weiter getrieben hätte. Auch Wilhelm von Humboldt mischte sich in den Streit und behauptete, daß der Muth durchaus nicht Sache der Uebung, sondern ein Werk der Nerven sey, also nichts Willkürliches, sondern bloß Folge einer zufälligen Stimmung, die man sich nicht geben könne. Schiller dagegen betrachtete ihn als Resultat der innern moralischen Kraft, die geübt, durch Uebung gestärkt, und auch von physisch Schwächlichen auf einen hohen Grad gebracht werden könne.“

Begleiten wir nun wieder unsern Freund in den engern Bezirk seines häuslichen Lebens zurück, so finden wir dort,

zum Theil wenigſtens, die Hoffnungen ſich verwirklichen, die er früher in ſeinen Briefen an Lotte ausgeſprochen. „Ach, was für himmliſch ſüße Stunden werden uns bevorſtehen“, rief er in einem jener Briefe aus, „wenn wir zuſammen wohnen werden, theure Liebe! wenn meine Seele, durch eine gelungene Beſchäftigung aufflammend und bewegt, auch meiner Liebe Flammen der Schöpfung zubringen, und Deine Liebe meinem Geiſte Feuer und Leben borgen wird!“ Und an einer andern Stelle hieß es: „Ich kann gar nicht beſchreiben, wie mich die Ausſicht freut, mich an Deiner Seite mit einer dichteriſchen Arbeit zu beſchäftigen. Die höchſte Fülle des künſtleriſchen Genuſſes mit dem gegenwärtigen Genuſſe des Herzens zu verbinden, war immer das höchſte Ideal, das ich vom Leben hatte, und beide zu vereinigen, iſt bei mir auch das unfehlbarſte Mittel, jenen zu ſeiner höchſten Fülle zu bringen.“ Daß aber jetzt ſolche Träume alle in Erfüllung gingen, iſt natürlich nicht anzunehmen. Wir glauben es ſeiner Schwägerin gern, daß unter manchen Leiden und Sorgen dieſe Ehe durch dauernde Eintracht der Herzen, Harmonie des Geſchmacks und gleiche Stimmung für geſellige Freuden beglückt worden ſey. Empfänglichkeit, Frohſinn und Hingebung ſcheinen ihm ſeine Lotte beſonders werth gemacht zu haben. Ihr ſicherer Geſchmack und ihr feines Gefühl waren nicht ſelten ein beſtimmendes Urtheil für ihn, wie denn auch Goethe ſagt, er habe ſehr von dem Einfluſſe der Weiber abgehangen, oft zum

Nachtheile seiner Producte. Ein solches Wesen um sich zu haben, dem er seine Ideen mittheilen konnte, war für ihn Bedürfniß. Aber den speculativsten aller Dichter konnten Unterhaltungen mit einer Frau auf die Dauer nicht befriedigen. Spricht er doch im Briefwechsel mit Goethe selbst der Frau von Wolzogen die ästhetische Cultur ab, ungeachtet Goethe ihr Naturell staunenerregend nennt. Auch paßte ein Geist, wie der seinige, nicht in die engen Schranken des häuslichen Lebens, und er war gewiß, auch schon wegen seiner Kränklichkeit, ein nicht ganz bequemer Ehemann. In Schiller's Briefwechsel mit Goethe steht seine Gattin sehr im Hintergrunde, und in dem Gedichte die Ideale harren nur die Freundschaft und Beschäftigung beim Dichter aus, während die Liebe nach kurzem Lenze flieht.

Wir entlehnen noch einige Einzelnheiten über Schiller's Gattin und sein häusliches Leben von dem, wie es nach Allem scheint, zuverlässigen Augenzeugen Göritz. — Frau Schiller verläugnete in mancher Beziehung nicht, daß sie von Adel war. So gehörte in ihrem Hause lautes Reden zu den Zeichen einer schlechten Erziehung, weil es damals am Weimar'schen Hofe und demzufolge unter dem Adel überhaupt Ton war, so leise zu sprechen, daß der Ungeübte den Redenden nicht verstehen konnte. Dies veranlaßte manchmal einen lächerlichen Auftritt. „Der Professor Ilgen", berichtet Göritz, „der ohnehin gewohnt war, sehr laut zu reden, erzählte einst der Frau Schiller die

Geſchichte zweier Holzbauern, die ſich auf dem Markte zankten, ganz in dem Tone und mit der Stimme, welche bei ſolchen Gelegenheiten vorkommen. Frau Schiller wußte ſich des Geſchreies wegen faſt nicht zu faſſen, und wir lachten über ſie, und nicht über die unintereſſante Geſchichte, die Niemand hören wollte. Ilgen nahm das für Beifall, und gefiel ſich immer mehr in der Nachahmung der Bauernſtimmen, ſo daß es am Ende auch uns unausſtehlich wurde. Als er fort war, ſagte ſie mit einem tiefen Seufzer: Das iſt ein garſtiger Menſch, der Profeſſor Ilgen! und erzählte mit allen Zeichen des Abſcheus vor einem ſolchen Geſchrei ihren Bekannten die Geſchichte.“ Eben ſo verrieth Frau Schiller ihren Stand durch einen gewiſſen ſpöttiſchen, herabſetzenden Ton, womit ſie ihre Kammerjungfer behandelte. Um ſo ſanfter aber zeigte ſie ſich ſtets ihrem Gatten gegenüber, ſelbſt wenn dieſer ausnahmsweiſe einmal ſich unbillig gegen ſie erwies. „Sie tanzte nicht“, erzählt Göritz, „war aber einmal mit einigen ihrer Freundinnen auf einem Balle im akademiſchen Hauſe in Jena. Es konnten Jahre vergehen, ehe ſie etwas der Art wiederholte. Gros und ich hatten uns Abends nach Tiſche mit Schiller in ſeinem Hauſe zum Spiele geſetzt, und ſpielten fort, bis ſie kam. Es war Morgens um drei Uhr. Ich vergeſſe die Kälte und den mißbilligenden Ton, mit dem er ſie empfing, in meinem Leben nicht. Sie hätte mit großem Rechte antworten können: Und Du, deſſen Geſundheit ſo ſehr

geschwächt ist, spielst die ganze Nacht fort und zerstörst sie vollends? Sie nahm den Verweis über ihr spätes Nachhausekommen sehr sanft auf, und als ihre freundlichen Entschuldigungen nichts halfen, schwieg sie ganz."

Wenden wir uns nun von diesen Scenen des geselligen und häuslichen Lebens zu Schiller's schriftstellerischer Thätigkeit zurück, so können wir die schon früher durchlaufenen historischen Werke als Zeugen seines Fleißes aufrufen. Aber er beschränkte sich nicht auf geschichtliche Arbeiten. Denn als er sich in der Weltgeschichte orientirt hatte, trat das philosophische Bedürfniß hervor, den Menschengeist auch in der eigenen Brust wissenschaftlich zu erfassen. Das war die zweite Aufgabe, welche zu lösen war, und auf welche die historischen Studien alle bezogen wurden. Aber auch die Poesie, Schiller's innerstes Lebenselement, konnte nicht ganz zurückbleiben. Wie sie sich in seine historischen und philosophischen Darstellungen verzweigte, sie belebend durchdrang, so that sie sich in dieser wissenschaftlichen Periode auch abgesondert in einzelnen Lehrgedichten, in Uebertragungen und in poetischen Planen kund. Von den Lehrgedichten, die wir meinen, den Göttern Griechenlands und den Künstlern, ist schon oben die Rede gewesen, und auch von den Uebertragungen wäre nur noch die metrische Uebersetzung des zweiten und vierten Buchs der Virgil'schen Aeneide zu erwähnen.

Mit dieser Arbeit wurde die Neue Thalia eröffnet, welche der ältern im Jahre 1792 nachfolgte, nachdem diese

ſich beinahe durch fünf Jahre gezogen und mit dem zwölften Hefte, ſchon 1790, aufgehört hatte. Die Neue Thalia, welche man die philoſophiſche im Gegenſatze gegen die ältere nennen könnte, die meiſtens poetiſche Arbeiten enthält, ſollte jedes Jahr in zwei Bänden ſechs Hefte umfaſſen; ſie hörte aber ſchon mit dem zweiten Jahrgange auf. In ihr iſt die genannte Ueberſetzung der beiden Bücher der Aeneide die einzige poetiſche Arbeit Schiller's geblieben.

Schon auf der Militairakademie hatte Schiller eine metriſche Ueberſetzung des erſten Buchs der Aeneide von V. 34 bis 157 in Hexametern verſucht und dieſe Probe in Haug's Schwäbiſchem Magazin mitgetheilt.[1]) Der Herausgeber der Zeitſchrift fügte in einer Anmerkung die Worte bei: „Probe von einem Jünglinge, die nicht übel gerathen iſt. Kühn, viel, viel dichteriſches Feuer!“ Wichtig iſt dieſer rohe, aber originelle Verſuch, weil Schiller mit ihm jenen, ſpäter nicht wieder verlaſſenen Weg einſchlug, mehr nach dem Geiſte, als nach dem Worte zu überſetzen.

Als er ſpäter Bürger's perſönliche Bekanntſchaft machte,[2]) kam er wieder auf die Aeneide zurück. Die beiden Dichter nahmen ſich vor, einen kleinen Wettkampf, der Kunſt zu Gefallen, mit einander einzugehen, der darin beſtehen ſollte, daß ſie das nämliche Stück aus der Aeneide, Jeder in einer andern Versart, überſetzten. Schiller wählte ſich

---

1) S. meine Supplemente zu Schiller's W., I, 21 ff.

2) S. Th. 2, S. 72.

Stanzen, wofür er, wahrscheinlich durch den Umgang mit Wieland, eine große Vorliebe gefaßt hatte. Allein andere Arbeiten verhinderten die Ausführung seines Vorhabens. Erst in Jena, im Spätherbste 1791, nach einem unten zu erzählenden Krankheitsanfalle, der ihm angestrengtere Arbeiten verbot, holte er jene Idee wieder hervor und entschloß sich, den Virgil in einer freiern, dem Ohre zusagenden Weise zu bearbeiten. So entstanden die in Octaven übertragenen zwei Bücher der Aeneide. Wie uns Reinhold berichtet,[1]) wurde diese Arbeit vorzüglich für Frauen, und zwar zunächst für seine eigene Frau und Schwägerin, ganz so wie die Uebersetzungen aus dem Euripides, unternommen. Es ist übrigens charakteristisch, daß Schiller sich in der zweiten Lebensperiode mit diesen beiden sentimental-rhetorischen Dichtern, Euripides und Virgil, vorzugsweise gern beschäftigte, wogegen er in der dritten Periode unbedingt dem Sophokles und Homer den Vorzug gab.

Welchen Werth der Dichter selbst auf diese jetzt zu wenig gelesene und geschätzte Uebertragung legte, zeigt schon die sorgfältige Umarbeitung, die er in späterer Zeit mit derselben vornahm.[2]) Anerkannter Weise hatten diese Uebungen auch einen großen Einfluß auf seine poetische

---

1) Reinhold's Briefwechsel mit Baggesen, I, 109.

2) Die Varianten, die Körner nicht schon unter dem Texte beigegeben hat, sind mitgetheilt in meinen Supplementen, II, 295 bis 312.

Ausbildung. Schiller gab dadurch seinem eigenen erhabenen, heroischen Geiste die Richtung zum Leichten, Gelenkigen und Anmuthigen hin, im richtigen Gefühle dessen, was ihm noch fehlte. Außerdem hielten sie nicht allein während dieser unglücklichen analytischen Periode, wie sie Goethe nennt, den poetischen Sinn in ihm rege, sondern vervollkommneten ihn auch in den Kunstgriffen des Technischen. Während er durch seine ästhetischen Untersuchungen denkend seine innere Ausbildung zum Dichter vollendete, eignete er sich durch solche Studien Alles in hohem Grade an, was die äußere Form vom Poeten fordert. Als ihn sein Genius zum zweiten Male in die lyrische und dramatische Laufbahn führte, stand er gerüstet da.

Neben diesen Uebersetzungen wurden manche poetische Entwürfe gefaßt, welche die durch wissenschaftliche Bestrebungen zurückgedrängte poetische Kraft verkündigten und die Vorläufer einer fruchtbaren Periode seyn sollten. Eine Zeit lang beschäftigten ihn lyrische Plane. Eine Hymne an das Licht, wahrscheinlich symbolischer Art, war in Aussicht gestellt, so wie eine Theodicee nach den Grundsätzen der Kantischen Philosophie, also ein didaktisches Gedicht. Länger verweilte er bei einigen epischen Ideen. Friedrich's des Großen Histoire de mon temps, die er noch in Weimar las, brachte ihn wahrscheinlich auf den Gedanken, diesen großen König zum Träger eines Epos zu machen. „Ein episches Gedicht im achtzehnten Jahrhunderte," schrieb er darüber an Körner, „muß ein ganz

anderes Ding seyn, als eins in der Kindheit der Welt. Und eben das ist's, was mich an dieser Idee so anzieht. Unsere Sitten, der feinste Duft unserer Philosophieen, unsere Verfassungen, Häuslichkeit, Künste, kurz Alles muß auf eine ungezwungene Weise darin niedergelegt werden und in einer schönen harmonischen Freiheit leben, so wie in der Iliade alle Zweige der griechischen Cultur u. s. w. anschaulich leben." Als Versmaß wollte er die ottave rime wählen, und er dachte es sich schon mit Freude, wie schön der Ernst, das Erhabene in so leichten, anmuthigen Formen spielen müsse. Singen müsse man es können, wie die griechischen Bauern die Ilias, die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jerusalem. Auch eine dem modernen Geiste angepaßte „Maschinerie" wollte er erfinden, um alle Forderungen, die man an den epischen Dichter von Seiten der Form macht, haarscharf zu erfüllen. Aber etwa zwei Jahre später, zur Zeit, als er an seinem dreißigjährigen Kriege arbeitete, wurde Fiedrich II. durch Gustav Adolph verdrängt, der ihm nun der Held eines ähnlichen epischen Gedichtes werden sollte. Es war eigentlich wieder dieselbe Idee, nur in verschiedener Anwendung. Der Held sollte auch hier wieder unserm philosophischen, universalhistorischen Dichter blos der Träger des Werkes seyn. Hauptzweck war ein Bild der modernen Cultur, ein Gemälde der Geschichte der neuen Menschheit.

Aber auch dieser Plan blieb unausgeführt; dramatische Entwürfe zogen ihn wieder von den epischen ab. „Ich

traue mir im Drama am meisten zu," schrieb er an Körner, „und ich weiß, worauf sich diese Zuversicht gründet. Bis jetzt haben mich die Plane, die mich ein blinder Zufall finden ließ, aufs Aeußerste embaraſſirt, weil die Compoſition zu weitläufig und kühn war. Laß mich einmal einen ſimpeln Plan behandeln und darüber brüten!"

Häufig verlor er jedoch ſelbſt das Zutrauen zu ſeinem dramatiſchen Talente. Alle ſeine früheren Stücke, etwa Don Carlos ausgenommen, konnten ihn nicht befriedigen; er ſprach nicht gern von dieſen Arbeiten, ja, es ſchien, als wünſche er ſie ungedruckt. Es war eine für die Poeſie unglückliche Periode. Aus langem Schwanken blieb ihm zuletzt nur das Mißtrauen in ſich ſelbſt zurück; und er konnte der Poeſie überhaupt eben ſo wenig entſagen, als er den Muth hatte, irgend einen poetiſchen Plan auszuführen. Zuerſt ſtörten und hinderten ihn ſeine Amtsgeſchäfte und hiſtoriſchen Arbeiten am Dichten; dann löſchte, wie wir bald näher zeigen werden, die überwiegende Reflexion die dichteriſche Begeiſterung. Die wiſſenſchaftliche Periode mußte ganz durchlaufen ſeyn, ehe er wieder bei der Poeſie anlangte, ehe er in ſich den Dichter und in dem Dichter ſich ſelbſt wiederfand. Eine andere Urſache jenes Schwankens lag auch in der reichen Fülle ſeiner Talente. Wer nur für Einen Gegenſtand Geſchick hat, verfolgt die einmal glücklich eingeſchlagene Richtung ſo lange, als ihn äußere Umſtände nicht ſtören. Nur der reichen Natur iſt eine Wahl geſtattet.

So an sich selbst irre geworden, wandte sich Schiller um Rath an Freunde, denen er in dieser Sache ein Urtheil zutraute. Auf eine solche Anfrage antwortete der Coadjutor von Dalberg am 12. September 1790: „Ich wage es nicht zu bestimmen, was Schiller's allumfassender, allbelebender Genius unternehmen soll. Nur sey mir erlaubt der stille Wunsch, daß Geister, mit Riesenkräften ausgerüstet, sich selbst fragen möchten: Wie kann ich der Menschheit am nützlichsten werden?“ Durch diese ehrenvolle, aber ausweichende Antwort ließ sich der Fragende nicht beruhigen, und Dalberg erklärte sich endlich „schüchtern und ungern“ dahin: es sey wünschenswerth, daß Schiller in ganzer Fülle Dasjenige leiste, was er leisten könne, und das sey das Drama. Mit dieser Stimme vereinigte auch Wieland die seinige in seiner Vorrede zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges im Damen-Kalender für 1792, und Johannes Müller äußerte sich zu derselben Zeit, wenn irgend Einer, sey Schiller berufen, Deutschlands Shakspeare zu werden.

Das Drama Don Carlos hatte ihn zu seiner Geschichte des Abfalles der Niederlande geführt; jetzt brachte ihn auf entgegengesetztem Wege das Lesen der Quellen des dreißigjährigen Krieges auf die Idee, den Wallenstein dramatisch zu behandeln. Von dem Jahre 1790 an trug er sich fortwährend mit diesem Gedanken, und 1792 wollte er Hand ans Werk legen. Er schrieb einige Scenen, und zwar in Prosa, vielleicht weil ihm durch seine gleichzeitigen

Arbeiten dieſe Darſtellung am geläufigſten war, oder weil er durch ſie ſein neues Drama am meiſten der Natur anzunähern hoffte. Aber die Fortſetzung dieſes Anfangs ſollte ſich noch manches Jahr verziehen.

In dieſe Zeit des Schwankens und der Unſchlüſſigkeit gehört wahrſcheinlich auch ein dramatiſcher Entwurf: „Der Tod des Themiſtokles, als Tragödie,“ [1]) der ſich in Schiller's Nachlaſſe, von ſeiner eigenen Hand geſchrieben, vorgefunden hat. „Der gediegene menſchliche Inhalt der Tragödie,“ ſo lautet der Entwurf, „iſt die Darſtellung der verderblichen Folgen verletzter Pietät gegen das Vaterland. Dieſes kann nur bei einer Republik ſtattfinden, in welcher die Bürger frei und glücklich ſind, und nur an einem Bürger recht gefühlt werden, dem das Verhältniß zum Vaterlande das höchſte Gut war. Themiſtokles iſt in Perſien heimathlos; heiß und ſchmerzlich und hoffnungslos iſt ſein Sehnen nach Griechenland; es iſt ihm nie ſo theuer geweſen, als ſeitdem er es auf ewig verloren. Ewig ſtrebt er, ſich in dieſes geliebte Element zurückzubegeben. Hier gilt es alſo die möglichſt innige Schilderung des Bürgergefühles vis à vis eines ruhmvollen, wachſenden Staats und im Contraſt mit dem ſklaviſchen Zuſtande eines barbariſchen, erniedrigten Volkes. Die Begeiſterung muß für das öffentliche Leben, für Bürgerruhm u. ſ. w. erweckt werden, und Allem muß eine hohe, edle, energiſche

[1]) S. meine Supplem. zu Schiller's W., III, 233 f.

Menſchheit zu Grunde liegen. — Themiſtokles ſtirbt, wie er gelebt hat, nämlich mit einem gleichen Antheile reiner und unreiner Antriebe. Er hatte eine hohe Geſinnung, eine Begeiſterung für die wahre Tugend und den wahren Ruhm; aber ihn nagte die Ehrſucht, und dieſe Leidenſchaft war Urſache, daß er die Probe der wahren Tugend nicht aushielt. Und ſo miſcht ſich auch in ſeine heroiſche Selbſtaufopferung der Schmerz der gekränkten Ruhmſucht. Doch wird er gewiſſermaßen Herr über dieſe unreine Empfindung, oder ſie läutert ſich wenigſtens zu einer ſchön menſchlichen Regung, und er ſcheidet zuletzt als ein edler Menſch, von der Idee ſeines unſterblichen Nachruhms über die gekränkte Hoffnung getröſtet. Mit dem Giftbecher am Munde wird er wieder zum Bürger Athens."

Auf dieſen Plan ſcheint Schiller in ſpäterer Zeit nicht wieder zurückgekommen zu ſeyn. Daß er in der Epoche, in welcher er wahrſcheinlich gefaßt worden, nicht zur Ausführung gediehen iſt, darf uns nicht befremden. Begann auch damals Schiller's Neigung für die Geſchichte zu ſchwinden, ſo war doch für die Poeſie noch kein freier Raum in ſeinem Gemüthe; denn nun drängte ſich ſein philoſophiſches Intereſſe mächtig hervor. Der zweite Stern dieſes Zeitraums ging auf, als der erſte ſich dem Untergange zuneigte.

Sechstes Capitel.

Uebergang von der Geſchichte zur Philoſophie. Philoſophiſche Freunde. Reinhold. Vorträge über Aeſthetik. Krankheit. Studium Kant's. Körperliches Leiden. Beſuch des Carlsbades. Baggeſen. Todesfeier zu Hellebeck. Jahrgehalt. Franzöſiſches Bürgerdiplom.

Schiller's Neigung zur Geſchichte war durch ſein poetiſches, ſein ſittliches und ſein philoſophiſches Intereſſe vermittelt geweſen; zur nackten hiſtoriſchen Wahrheit um ihrer ſelbſt willen fühlte er ſich nicht hingezogen. Er konnte daher dieſer Disciplin unmöglich auf die Dauer treu bleiben, indem ſie ihn in keiner jener drei Beziehungen vollkommen befriedigte. Als Dichter vermißte er an der Geſchichte die innere oder Kunſtwahrheit, die uns den Menſchen im Allgemeinen, die Gattung, und nicht das ſo leicht ſich verlierende Individuum, kennen lehre. Dieſe wichtigere Art der Wahrheit, die in jeder ächten poetiſchen Darſtellung herrſche, müſſe der Geſchichtſchreiber oft der hiſtoriſchen Richtigkeit nachſetzen, oder, was noch ſchlimmer ſey, ſie ihr mit einer gewiſſen Unbehilflichkeit anpaſſen. [1]) Seinem ſittlich geſtimmten Geiſte gewährte die Geſchichte auch nur eine dürftige Nahrung. Gern kehrte ſein idealiſirender Hang von dieſem endloſen Spiele der Leidenſchaften und der Zufälle zur Innigkeit der eigenen Gefühle und zur

---

[1]) Leben Schiller's, von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 339 f.

ſtillen Betrachtung zurück. Endlich konnte auch ſein philoſophiſcher, immer auf allgemeine Begriffe gerichteter Sinn auf das Individuelle, worin alles Hiſtoriſche einheimiſch iſt, nicht den gebührenden Werth legen. Die Geſchichte war ihm daher ein zwar nothwendiges, aber vorübergehendes Moment in ſeiner Selbſtbildung, und nachdem er durch ſie einmal ſich erfahrungsmäßig über die äußere Menſchenwelt belehrt hatte, mußte er nun denkend ſich über den innern Menſchen aufklären, ſo weit es in ſeiner Richtung lag.

Dieſe innere Kriſis wurde durch die eben jetzt in Jena entflammte Begeiſterung für die Kant'ſche Philoſophie beſchleunigt und gefördert. Aus ganz Deutſchland ſtrömten hier junge Männer zuſammen, um ſich durch Reinhold in die neue Weisheit einführen zu laſſen. Ein Baron von Herbert aus Kärnthen hatte Weib und Kinder und ein großes Fabrikgeſchäft verlaſſen und war Reinhold's Schüler, Haus- und Tiſchgenoſſe geworden. Unzähligen war damals die Philoſophie eine Lebensangelegenheit, und Jena, wo dieſes rege Leben zuerſt erwachte, wurde für einige Zeit der Mittelpunct der deutſchen Cultur. Wie in Frankreich vom Leben aus eine Gedankenumwälzung hervorging, die ſich auf politiſche Verhältniſſe erſtreckte, ſo bewirkte der Königsberger Denker gleichzeitig in Deutſchland eine eben ſo mächtige Ideenrevolution in wiſſenſchaftlichen Anſichten. Zu dieſer großen Zeiterſcheinung ſtand Schiller in günſtigem Verhältniß. Sein Geiſtesgang

hatte ihn unvermerkt dahin geführt, wo es ihm Bedürfniß war, sich über seine theuersten Interessen durch die Kant'sche Lehre zu verständigen, und er war um so geneigter, sich in die Philosophie zurückzuziehen, je mehr ihn der Gang der großen politischen Begebenheit, auf welche die Augen der Welt gerichtet waren, abstieß und bekümmerte. Längst hatte er Kant's Ansichten auf sich wirken lassen, jetzt nahm er ihre Einflüsse noch begieriger auf. Kam er gleich über seinen Geschäften eine Zeit lang noch nicht dazu, die neue Philosophie eigens zu studiren, so war sie doch häufig zwischen ihm und den Männern seines nähern Umgangs ein Gegenstand der lebhaftesten Unterhaltung. Unter seinen Tischgenossen interessirten sich besonders Niethammer und Fischenich dafür; außerdem aber hatte sich in Jena ein philosophischer Klubb gebildet, der aus Schiller, Reinhold, dem Kantianer Schmid, Hufeland, Paulus, Batsch (Botaniker) und Göttling (Chemiker) bestand, und regelmäßig Mittwochs, abwechselnd in dem Hause eines der Theilnehmer, sich versammelte.

Bei dem regen Interesse für die kritische Philosophie, das jetzt in Schiller erwachte, hätte man erwarten sollen, daß sich zwischen ihm und dem trefflichen Reinhold, dem Hauptapostel des neuen philosophischen Evangeliums, ein inniges und dauerndes Verhältniß bilden würde. In der ersten Zeit seines Aufenthalts in Jena stand Schiller auch in regem Geistesverkehre mit Reinhold. Aber schon im Anfange des Jahres 1791 klagte dieser in seinen Briefen

an Baggesen, Schiller sey für ihn jetzt so gut als abwesend, nur noch von vorigen Zeiten her wisse er es, daß er sein Freund sey. Im Januar 1792 äußerte er sich, er, Reinhold, kenne Schiller'n besser, als er von ihm gekannt sey, und seine Schriften müßten ihm, wenn er sie anders lese, wegen ihrer Trockenheit ungenießbar seyn. „Ich weiß zwar," heißt es an einer andern Stelle, „daß mir Schiller gut ist, aber ich kann mich mit der Art und dem Maße der Mittheilung, womit sich vielleicht seine eigentlichen Freunde begnügen, nicht befriedigen. Ich finde in seinem Umgange eben so viel Steifheit, Kälte, Trockenheit, als das Gegentheil von diesem allem in seinen Schriften. Aber wie leicht vergesse ich das, was Schiller mir nicht ist, über dem, was er der Welt, und folglich auch mir, wirklich wird." Excursionen in der anmuthigen Gegend Jena's wurden mit den Frauen gemacht; aber sie brachten keine Annäherung zu Stande. Ich weiß nun," klagt Reinhold am 28. März 1792, „daß Schiller mich zwar nicht haßt, aber auch nicht lieben kann, zwar nicht verachtet, aber auch nicht schätzt. Seine Einsylbigkeit und Kälte hat mir zu wehe gethan, als daß ich mich derselben länger freiwillig hätte aussetzen können, und ich komme nun seit einigen Monaten nicht mehr zu ihm." Und so scheint das Verhältniß fortwährend, bis zu Reinhold's Anstellung in Kiel im Jahre 1794, geblieben zu seyn. Ohne Zweifel war es Reinhold's Mangel an ästhetischer Durchbildung, was Schiller von ihm entfernt hielt; nur

aus einem sittlich-ästhetischen Interesse hatte dieser seine Zuflucht zu der Philosophie genommen. Uebrigens machen es diese Herzensergießungen Reinhold's recht anschaulich, welchen hohen Werth gerade die trefflichsten Menschen schon damals auf Schiller's Freundschaft legten. Man bewarb sich um seine Liebe, man war stolz auf seinen nähern Umgang. Schiller aber erschloß sich nur den Menschen, von welchen er sich angesprochen fühlte; allen übrigen, mochten sie auch sonst achtungswerthe Männer seyn, kehrte er die kalte, verständige Seite seines Wesens entgegen.

Bald fühlte sich Schiller gedrungen, die Ausbeute seiner philosophischen Studien auch der akademischen Jugend mitzutheilen. Schon im Sommer 1790 hielt er wöchentlich einmal Vorlesungen über die Tragödie, denen er Sophokles' Oedipus zu Grunde legte. „Ich finde viel Vergnügen an dieser Arbeit", schreibt er. „Ich entdecke viele Erfahrungen, welche die Ausübung der tragischen Kunst mir verschafft hat, von denen ich selbst nicht wußte, daß ich sie hatte. Zu diesen suche ich den philosophischen Grund, und so ordnen sie sich unvermerkt in ein lichtvolles, zusammenhängendes Ganze, das mir viele Freude verspricht. Ich habe doch so jede Woche eine aufgeheiterte Stunde an einem Orte, wo sonst nicht sehr viel zu erwarten ist." Aus diesem letzten Zusatze sieht man, daß er schon sehr frühe anfing, den Geschmack an seinen geschichtlichen Vorlesungen zu verlieren, von denen er, trotz des Beifalls, den sie gewannen, in seinem Innern selten befriedigt

seyn mochte. Er war eigentlich für eine erörternde, nicht für eine erzählende Mittheilung geschaffen. Zur Vorbereitung auf jene Vorlesungen über die Tragödie [1]) las er die Poetik des Aristoteles. Wie er gern an seinen Beschäftigungen Andere Theil nehmen ließ, übersetzte er seiner Frau und Schwägerin oft Stellen aus dieser Schrift. Er fühlte sich durch die liberalen Kunstansichten des griechischen Denkers bestärkt und gehoben.

Mitten in dieser vielfachen Thätigkeit für Philosophie und Geschichte, und in der glücklichern Lebenslage, deren er sich seit Kurzem erfreute, traf den herrlichen Mann ein schwerer Schlag. Die Natur hatte ihn nicht mit einer starken Körperconstitution ausgerüstet, und in der Carlsschule war seine Gesundheit keineswegs befestigt worden. Unregelmäßigkeiten im Lebenswandel, drückende Sorgen, Sitzen, Geistesanstrengung, Nachtwachen, und selbst die Abhärtungsversuche, die er bisweilen machte, hatten seinen Körper noch mehr geschwächt. Der Erkältung war er wegen seiner eingezogenen Lebensweise sehr ausgesetzt. Besonders aber mochte sein übermäßiges und zum Theil genußleeres Arbeiten für Geschichte in Weimar und Jena, und namentlich, wie uns Wieland bezeugt, [2]) der angestrengte

[1]) Eine Frucht derselben sind die beiden Aufsätze „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" und „Ueber die tragische Kunst", die wir später im Zusammenhange mit anderen näher betrachten werden.

[2]) Histor. Kalender für Damen für 1792, Vorrede, S. 5.

Eifer, womit er im letzten Winter die Geschichte des dreißigjährigen Krieges fortgesetzt hatte, seine Gesundheit tief erschüttert haben.

Im Anfange des Jahres 1791 war er mit seiner Frau und Schwägerin auf Besuch bei dem Coadjutor Dalberg in Erfurt. Nach einem Concert im Stadthause, welchem er beigewohnt, ward er beim Abendessen von einem starken Fieber angefallen. Erst nach einigen Tagen war er so weit hergestellt, daß er nach Jena zurückreisen konnte. Kaum aber war er hier angelangt, so ergriff ihn eine heftige, lebensgefährliche Brustkrankheit. Jetzt zeigte sich die Liebe, die Verehrung recht, die er in Jena genoß. Viele seiner Zuhörer boten sich wetteifernd zur Pflege und Nachtwache bei dem Kranken an. Der junge Hardenberg (Novalis) trat damals zuerst in ein vertrauliches Verhältniß zu Schiller. Ein anderer Studirender, Gustav von Adlerskron, aus Liefland, machte sich der Schiller'schen Familie durch die Umsicht und Zartheit, womit er Schiller's Wartung sich angelegen seyn ließ, so werth, daß er ihr Hausfreund wurde. Schiller genas von der augenblicklichen Gefahr durch seinen trefflichen Arzt Starke, aber beängstigende Brustkrämpfe blieben zurück. Sein körperlicher Zustand war für seine ganze Lebenszeit zerrüttet; er wurde nie mehr vollkommen gesund. Bisher war Schiller's Leben eine Unterdrückungs- und Armuthsgeschichte, von jetzt an wird es eine Krankheitsgeschichte.

Die öffentlichen Vorlesungen mußten unterbleiben. Zu

Privatvorträgen über Aesthetik sammelte er so viele Zuhörer, als sein Zimmer fassen konnte. An der Geschichte des dreißigjährigen Krieges vermochte er nicht weiter zu arbeiten; vermuthlich strengten ihn historische Studien am meisten an, weil hier sein Fleiß nicht durch Neigung unterstützt wurde. In guten Stunden beschäftigte ihn die Uebersetzung der Aeneide. Die Kraft seines Geistes erhielt sich auf wunderbare Weise. Alle leidensfreie Tage waren heiter, alle heitere führten ihn zur Thätigkeit zurück. Die Gefahr, in welcher er schwebte, und die er wohl erkannte, suchte er den Seinigen zu verbergen.

Kaum war ihm wieder ein ernstes Arbeiten gestattet oder möglich, so wandte er sich, und zwar jetzt zuerst, Anfangs März 1791, zum Studium Kant's. Welches vollgültigere Zeugniß kann einer Philosophie gegeben werden, als wenn ein helldenkender Geist in den Tagen der körperlichen Leiden, am Rande des Grabes, sich zu ihr wendet, und in ihr eine dauernde Erhebung und Beruhigung findet? Mit diesem sittlichen Interesse verschlang sich bei ihm noch ein ästhetisches Bedürfniß. „Die Kritik", schreibt er an Körner, „muß mir jetzt den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und in der That hat sie mir geschadet; denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, und ich beobachte das Spiel der Begeisterung, und meine Einbildungskraft beträgt sich mit minderer Freiheit,

ſeitdem ſie ſich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erſt ſo weit, daß mir Kunſtmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgeſitteten Menſchen die Erziehung, ſo erhält auch die Phantaſie ihre vorige Freiheit wieder zurück, und ſetzt ſich keine andere, als freiwillige Schranken.“ Er fühlte ſeinen poetiſchen Trieb durch die Reflexion gehemmt und in ſeinen Wirkungen gebrochen. Dieſes Hinderniß konnte nicht anders als durch Cultur beſeitigt werden. Es ſtand zu erwarten, daß wenn dem reflectirenden Verſtande ſein volles Recht zu Theil geworden, ſich das Gleichgewicht der inneren Kräfte wieder herſtellen werde. Philoſophiſche Durchbildung war die letzte Aufgabe, die er noch zu löſen hatte, ehe er wieder Dichter wurde.

Mit entſchiedenem Ernſte fing er das Studium der Kritik der Urtheilskraft an. Bei ſeiner geringen Bekanntſchaft mit philoſophiſchen Syſtemen, äußerte er ſich gegen Körner, würden ihm die Kritik der reinen Vernunft und ſelbſt einige Reinhold'ſche Schriften jetzt noch zu ſchwer ſeyn und zu viel Zeit wegnehmen. Weil er aber über Aeſthetik ſelbſt ſchon Vieles gedacht habe und empiriſch noch mehr darin bewandert ſey, ſo komme er in der Kritik der Urtheilskraft weit leichter fort. Bald wurde er aber durch den neuen, lichtvollen und geiſtreichen Inhalt des unſterblichen Werkes ſo hingeriſſen, daß er den Entſchluß ausſprach, nicht eher abzulaſſen, als bis er die Kant'ſche Philoſophie ergründet hätte, wenn ihn dieß auch drei Jahre koſten ſollte. Er dehnte in der Folge auch wirklich

sein Studium auf Kant's Kritik der praktischen Vernunft aus. Aber das theoretische Fundamentalwerk dieses Denkers durchzuarbeiten fehlte es ihm an Zeit und auch an Sinn. Als er sich ästhetisch und sittlich orientirt hatte, kehrte er zur Darstellung und Ausübung zurück.

Die Kant'schen Ideen suchte er sich sogleich selbstständig anzueignen. Ihm konnte jedes philosophische Buch nur ein Anlaß seyn, selbst die Wahrheit aus sich zu entwickeln. Ein bloßes Notiznehmen kam ihm geringfügig vor; ein bloßes Lernen war ihm eine geistige Marter. Das überwiegende Aufnehmen positiver Kenntnisse hatte ihm ja eben die Geschichte verleidet. Um das Gelesene in sein Eigenthum zu verwandeln, entwarf er sich für den Winter 1791 — 92 den Plan zu einem Collegium über Aesthetik, in welchem er seine neue Ideen vortragen wollte. Ein so praktischer Geist, wie Schiller war, denkt bei allen seinen Studien sogleich an die Anwendung, an das Lehren und Schreiben. „Auch ist es nöthig," schreibt er, „daß ich auf alle Fälle ein Collegium ganz durchdenke und erschöpfe, damit ich in diesem Sattel gerecht bin, und auch, um mit Leichtigkeit, ohne Kraft- und Zeitaufwand, etwas Lesbares für die Thalia zu jeder Zeit schreiben zu können."

Diese Absicht ward auch verwirklicht. Die neue Thalia, zu welcher der Unermüdliche selbst in diesen Tagen der Krankheit die Idee entwarf, enthielt in dem Jahre 1793 die Erstlinge seiner Kant'schen Studien. Die erste Abhandlung war: Anmuth und Würde, worauf noch zwei andere:

Vom Erhabenen, und: Zerſtreute Beobachtungen über äſthetiſche Gegenſtände folgten, die unten im Zuſammenhange mit anderen erörtert werden ſollen.

Aber er wollte ſeine jetzigen Studien noch zu einem andern Zwecke benutzen. Im Frühjahre 1792 verabredete er mit Körner den Plan zu Briefen über den Werth des Schönen für die Ausbildung des Menſchen, aus welcher Idee zwei Jahre ſpäter die Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen hervorgingen. Sie ſollten zwiſchen Schiller und Körner wirklich gewechſelt werden. Man verſtändigte ſich daher im Voraus über das Ziel, in dem man endlich zuſammentreffen müßte, und ſprach auch ſchon davon, daß es wünſchenswerth ſey, wenn die Correſpondirenden eine gleichmäßige Sprache führten. Es war alſo von vorn herein auf den Druck abgeſehen, und dieſe äſthetiſchen Briefe ſollten ein Gegenſtück der philoſophiſchen Briefe zwiſchen Raphael und Julius geben. So machte Schiller jedes wiſſenſchaftliche Bemühen, wie jedes literariſche Erzeugniß zu einem Werke des Lebens.

Aber dem muthigen Geiſte, der mit ſo unermüdlichem Eifer immer weiter ſchwebte, war jetzt ein zerrütteter Körperzuſtand wie ein ſchweres Bleigewicht aufgeladen. Wie Schiller als Jüngling in der Carlsſchule ſeine Lieblingsneigung nur ſpärlich im Kampfe mit hartem Zwange befriedigt hatte, ſo konnte er jetzt jede frohe Stunde, jeden ſchönen Tag nur als eine Pauſe ſeiner Krankheit anſehen, und er war nie ſicher, daß nicht ſchwere Bruſtkrämpfe ſeine

Privatvorträgen über Aesthetik sammelte er so viele Zuhörer, als sein Zimmer fassen konnte. An der Geschichte des dreißigjährigen Krieges vermochte er nicht weiter zu arbeiten; vermuthlich strengten ihn historische Studien am meisten an, weil hier sein Fleiß nicht durch Neigung unterstützt wurde. In guten Stunden beschäftigte ihn die Uebersetzung der Aeneide. Die Kraft seines Geistes erhielt sich auf wunderbare Weise. Alle leidensfreie Tage waren heiter, alle heitere führten ihn zur Thätigkeit zurück. Die Gefahr, in welcher er schwebte, und die er wohl erkannte, suchte er den Seinigen zu verbergen.

Kaum war ihm wieder ein ernstes Arbeiten gestattet oder möglich, so wandte er sich, und zwar jetzt zuerst, Anfangs März 1791, zum Studium Kant's. Welches vollgültigere Zeugniß kann einer Philosophie gegeben werden, als wenn ein helldenkender Geist in den Tagen der körperlichen Leiden, am Rande des Grabes, sich zu ihr wendet, und in ihr eine dauernde Erhebung und Beruhigung findet? Mit diesem sittlichen Interesse verschlang sich bei ihm noch ein ästhetisches Bedürfniß. „Die Kritik", schreibt er an Körner, „muß mir jetzt den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und in der That hat sie mir geschadet; denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, und ich beobachte das Spiel der Begeisterung, und meine Einbildungskraft beträgt sich mit minderer Freiheit,

ſeitdem ſie ſich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erſt ſo weit, daß mir Kunſtmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgeſitteten Menſchen die Erziehung, ſo erhält auch die Phantaſie ihre vorige Freiheit wieder zurück, und ſetzt ſich keine andere, als freiwillige Schranken.“ Er fühlte ſeinen poetiſchen Trieb durch die Reflexion gehemmt und in ſeinen Wirkungen gebrochen. Dieſes Hinderniß konnte nicht anders als durch Cultur beſeitigt werden. Es ſtand zu erwarten, daß wenn dem reflectirenden Verſtande ſein volles Recht zu Theil geworden, ſich das Gleichgewicht der inneren Kräfte wieder herſtellen werde. Philoſophiſche Durchbildung war die letzte Aufgabe, die er noch zu löſen hatte, ehe er wieder Dichter wurde.

Mit entſchiedenem Ernſte fing er das Studium der Kritik der Urtheilskraft an. Bei ſeiner geringen Bekanntſchaft mit philoſophiſchen Syſtemen, äußerte er ſich gegen Körner, würden ihm die Kritik der reinen Vernunft und ſelbſt einige Reinhold'ſche Schriften jetzt noch zu ſchwer ſeyn und zu viel Zeit wegnehmen. Weil er aber über Aeſthetik ſelbſt ſchon Vieles gedacht habe und empiriſch noch mehr darin bewandert ſey, ſo komme er in der Kritik der Urtheilskraft weit leichter fort. Bald wurde er aber durch den neuen, lichtvollen und geiſtreichen Inhalt des unſterblichen Werkes ſo hingeriſſen, daß er den Entſchluß ausſprach, nicht eher abzulaſſen, als bis er die Kant'ſche Philoſophie ergründet hätte, wenn ihn dieß auch drei Jahre koſten ſollte. Er dehnte in der Folge auch wirklich

östreichischen Officieren der militairischen Welt wieder näher zu treten. Auch besuchte er in Eger das Rathhaus, wo er das Bild Wallenstein's sah, und ließ sich das Haus zeigen, worin er ermordet worden. Das Bad wirkte so vortheilhaft auf sein Befinden, daß er seinem Verleger Göschen, den er hier traf, die Fortsetzung des dreißigjährigen Krieges für den Damen-Kalender des nächsten Jahres versprach, was er aber nur zum Theil erfüllen konnte.

Sein Leiden und die Gefahr, worin sein Leben schwebte, diente recht dazu, die begeisterte Liebe der Menschen an den Tag zu heben. Dieß sollte er bald nach seiner Zurückkunft in Jena erfahren.

Zu Schiller's enthusiastischen Verehrern gehörte auch der Däne Jens Baggesen. Auf seiner Rückreise von der Schweiz, im Jahre 1790, hatte er in Jena mit Reinhold einen Bund für's Leben geschlossen, und auch Schiller's Bekanntschaft gemacht, [1]) dessen Persönlichkeit einen

---

[1]) Schiller schrieb damals folgende Zeilen in Baggesen's Stammbuch (s. meine Supplemente zu Schiller's Werken, II, 280 f.):

In frischem Duft, in ew'gem Lenze,
Wenn Zeiten und Geschlechter fliehn,
Sieht man des Ruhms verdiente Kränze
Im Lied des Sängers unvergänglich blüh'n.
An Tugenden der Vorgeschlechter
Entzündet er die Folgezeit;
Er sitzt ein unbestoch'ner Wächter,
Im Vorhof der Unsterblichkeit.
Der Kronen schönste reicht der Richter
Der Thaten — durch die Hand der Dichter.

unvertilgbaren Eindruck in ihm zurückließ. In Kopenhagen angekommen theilte er seine Begeisterung für Schiller's Werke seinen hohen Gönnern und Freunden, dem Herzoge Christian Friedrich von Augustenburg, der damals noch gegen Schiller eingenommen war, und dem Minister Grafen Ernst von Schimmelmann mit. Die Frauen der drei Männer theilten ihre Gesinnungen, und Schiller ward bald einer der Schutzheiligen des schönen Bundes. Baggesen las ihnen Don Carlos und die späteren Schriften Schiller's vor; Alle waren entzückt.

Es war im Juni 1791, wo Baggesen sich wieder nach Herzenslust in Schiller's Schriften vertiefte, und so oft er etwas vorlesen sollte, griff er nach Schiller. Eine kleine Reise nach Hellebeck war verabredet, Baggesen hatte die Schiller'schen Werke vorausgeschickt, man freute sich an diesem entzückenden Orte, fern von der Stadt, am donnernden Weltmeere, die Ode An die Freude zu singen. Alles war bereit, und Baggesen mit seiner Gattin stand eben im Begriffe, nach Seeluft zu fahren, wo er die Schimmelmann'sche Familie abholen wollte, da erhielt er ein Billet von der Gräfin, die Reise müsse unterbleiben — Schiller sey gestorben. Er war wie vom Blitze getroffen, und stürzte seiner Sophie halb erstarrt in die Arme. Es schien ihm, als wäre die Menschheit um einen ihrer ersten Erzieher ärmer geworden. „O was haben wir an diesem seltenen Geiste verloren!“ schrieb er sogleich an Reinhold. „Er stieg herrlich den Dichterhimmel

hinauf, was würde er in seinem Meridiane geworden seyn! Welche schöne Hoffnungen sind mir vereitelt worden! Ich hoffte sehr viel von Schiller. Aber die Erde scheint noch nicht reif für reife Geister zu seyn — der Baum ist noch nicht stark genug, um seine Früchte zu tragen. O warum mußte dieser Raphael vor seiner Transfiguration sterben!"

Es war ihm unmöglich, in dieser Stimmung zu Hause zu bleiben. Er setzte sich mit seiner Frau in den Wagen, und fuhr in Sturm und Regen nach Seeluft zum Grafen Schimmelmann. „Wir haben nach Hellebeck gehen wollen", sagte der Graf, „um in Munterkeit Schiller's Ode an die Freude zu singen — jetzt wollen wir trotz dem schlechten Wetter hingehen, und sie in aller Wehmuth von Ihnen vorlesen hören." Sogleich wurde angespannt, und man fuhr fort. Der Minister Schubert im Haag nebst seiner Gemahlin, die diesem Kreise angehörten, machten die Fahrt mit.

Man kam in Hellebeck an, einem sechsthalb Meilen nördlich von Kopenhagen gelegenen Orte, am Meeresufer, dem Kullen, einem der höchsten schwedischen Felsen, gegenüber. „Es ist der romantischste, erhabenste, naturgrößeste Ort", bezeugt Baggesen, „den man diesseit der Alpen finden kann." Hier waren sechs sich liebende, für das Gute begeisterte Menschen beisammen in herzinnigem Vereine. Das Wetter hatte sich aufgeklärt, und der heiterste Himmel lachte bald auf sie herab. Baggesen fing an zu lesen: „Freude, schöner Götterfunken!" — und Clarinetten,

Hörner und Flöten fielen ein, denn so war es von Schimmelmann und Baggesen ohne der Anderen Wissen veranstaltet worden. Alle wurden wie durch einen Zauber hingerissen, im Chore mitzusingen. Als man geendigt zu haben glaubte, fuhr Baggesen fort, die Verse zu lesen, die er hinzugedichtet hatte:

Unser todter Freund soll leben!
Alle Freunde stimmet ein!
Und sein Geist soll uns umschweben
Hier in Hellas' Himmelhain.

Chor.

Jede Hand emporgehoben!
Schwört bei diesem freien Wein,
Seinem Geiste treu zu seyn
Bis zum Wiedersehn dort oben!

Aller Augen schwammen in Thränen. Jetzt erschienen vier Knaben und vier Mädchen, weiß als Hirten und Hirtinnen gekleidet, mit Blumenkränzen, und führten einen Reigentanz auf. So blieb die Gesellschaft drei Tage beisammen, in ernstem, einzigem Genusse der Freundschaft und der Meisterwerke Schiller's. Die Lieblingsscenen im Don Carlos, die Götter Griechenlands, Stücke aus dem Abfalle der Niederlande und die Künstler wurden gelesen. Der herbe Schmerz löst'e sich in eine sanfte Rührung auf, und die durch Wehmuth geweihte Seele war für die Worte und Gestalten des Beweinten am empfänglichsten.

So wurde bei Schiller's Leben sein Tod gefeiert, auf

eine edlere Weise, als die Exequien Carl's des Fünften, Als nun der todt Geglaubte nach Jena zurückgekehrt war, machte Reinhold es sich zum ersten Geschäfte, ihm Baggesen's Brief über die Feier mitzutheilen — „und ich zweifle", fügt Reinhold bei, „ob irgend eine Arznei heilsamer auf ihn gewirkt habe." Den Abend war die kleine Klubbgesellschaft in Schiller's Hause. Seine Frau zog Reinhold bei Seite: „Wenn Sie Baggesen schreiben", sagte sie, „so sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm" — und ein Thränenfluß erstickte ihre Stimme. „Ich kann Baggesen nichts Rührenderes schreiben", erwiederte Reinhold, „als was ich jetzt sehe und höre." Und so ward über diesen Gegenstand kein Wort mehr gesprochen.

Es stand übrigens mit seinem Befinden so schlecht, daß er und sein Arzt schon zufrieden waren, und es als ein gutes Zeichen ansahen, daß er durch das Bad nicht schlimmer geworden sey. Nach einem Aufenthalte von einigen Tagen in Jena ging er zum Besuche nach Erfurt, wo er die Abende meist bei Dalberg war, und mit ihm Gespräche über Wallenstein pflog. Einen Theil der Ferien brachte er mit seiner Gattin in Rudolstadt zu. Die Krankheitsanfälle kehrten von Zeit zu Zeit wieder, verloren aber dabei ihre anfängliche Furchtbarkeit. Die Heiterkeit seines Geistes erhielt sich, und er blieb für einen frohen Lebensgenuß nichts weniger als unempfänglich. Von Hypochondrie war keine Spur bei ihm zu finden.

Baggesen, von des unsterblichen und ungestorbenen

Schiller's Auferstehung, wie er sich ausdrückt, unterrichtet, konnte sich doch nicht beruhigen, so lange er ihn nicht ganz hergestellt wußte. Als ihm aber Reinhold schrieb, Schiller könne sich vielleicht erholen, wenn er eine Zeitlang sich der Arbeit enthalte, dieß erlaube ihm jedoch seine Lage nicht, denn wenn einer von ihnen beiden erkranke, so wüßten sie, bei einem Fixum von zweihundert Thalern, nicht, ob sie diese Summe in die Apotheke oder in die Küche schicken sollten — da war dem trefflichen Baggesen genug gesagt. Er las dem Prinzen von Augustenburg den Brief Reinhold's vor, und bald nachher wurde folgendes Schreiben des Prinzen und Schimmelmann's an Schiller einem Briefe an Reinhold eingeschlossen.

Den 27. Nov. 1791.

„Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Zwecken[1]) stempeln konnte. Sie finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, welcher das Band ihrer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten sich bei ihrer Lesung an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen

---

1) Schwab conjicirt „Werken".

Bundes anzuſehen. Groß war alſo auch ihre Trauer bei der Nachricht von ſeinem Tode, und ihre Thränen floſſen nicht am ſparſamſten unter der großen Zahl von guten Menſchen, die ihn kennen und lieben."

„Dieſes lebhafte Intereſſe, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidigt uns bei Ihnen gegen den Anſchein von unbeſcheidener Zudringlichkeit! Es entfernt jede Verkennung der Abſicht dieſes Schreibens; wir faßten es ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delicateſſe Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden dieſe ſogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Tugend edlen und gebildeten Seelen ein gewiſſes Maß vorgeſchrieben iſt, welches ſie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überſchreiten darf."

„Ihre durch allzuhäufige Anſtrengung und Arbeit geſchwächte Geſundheit bedarf, ſo ſagt man uns, für einige Zeit eine große Ruhe, wenn ſie wieder hergeſtellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden ſoll. Allein Ihre Verhältniſſe, Ihre Glücksumſtände verhindern Sie, ſich dieſer Ruhe zu überlaſſen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derſelben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein Geſchenk von tauſend Thalern an. Nehmen Sie dieſes Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unſerer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen, wir wiſſen dieſe zu ſchätzen. Wir kennen keinen Stolz, als nur *den*, Menſchen zu ſeyn, Bürger in der großen

Republik, deren Gränzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Gränzen des Weltalls umfassen. Sie haben nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Große, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edlern Art von Stolz fröhnen. — Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie diese Ruhe Ihres Geistes genießen wollen. Hier bei uns würde es Ihnen nicht an Befriedigung für die Bedürfnisse Ihres Geistes fehlen, in einer Hauptstadt, die der Sitz einer Regierung, zugleich eine große Handelsstadt ist und sehr schätzbare Büchersammlungen enthält. Hochachtung und Freundschaft würden von mehreren Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen, denn wir sind nicht die Einzigen, die Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergestellter Gesundheit wünschen sollten, im Dienste des Staates angestellt zu seyn, so würde es uns nicht schwer fallen, diesen Wunsch zu befriedigen."

„Doch wir sind nicht so klein eigennützig, diese Veränderung zu einer Hauptbedingung zu machen. Wir überlassen dieses Ihrer eigenen freien Wahl. Der Menschheit wünschen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten, und diesem Wunsche muß jede andere Betrachtung nachstehen."

Dieses Schreiben machte einen so tiefen, erschütternden Eindruck auf Schiller, daß sein Körperzustand sich verschlimmerte, und er sich nur allmälig erholen konnte. Die Art, wie ihm das Geschenk dargebracht wurde, rührte

ihn mehr, als das Anerbieten ſelbſt. Er nahm es mit einer Geſinnung an, die ihn eben ſo ehrt, als die beiden Freunde die weltbürgerliche Denkart, womit ſie es darreichten. Er mußte die Beantwortung auf einige Tage verſchieben, ſo angegriffen fühlte er ſich durch den Drang ſeiner Empfindungen. Die Antwort auf das Schreiben des Prinzen und Schimmelmann's iſt leider nur ihrem weſentlichen Inhalt nach bekannt; dagegen beſitzen wir zum Glücke Schiller's Brief an Baggeſen, von dem wir jedoch, ſeines großen Umfanges wegen, nur Bruchſtücke mittheilen können.[1])

Ueberraſcht und betäubt, ſchreibt er, könne er nicht viel Zuſammenhängendes ſagen. Sein Herz allein könne jetzt noch reden, das von einem kranken Kopfe ſchlecht unterſtützt werde. „Ja, mein Freund," heißt es ſpäter, „ich nehme das Anerbieten mit dankbarem Herzen an, nicht weil die ſchöne Art, womit es gethan wird, alle Nebenrückſichten bei mir überwindet, ſondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rückſicht erhaben iſt, es mir gebietet. Dasjenige zu leiſten, was ich nach dem mir gefallenen Maße von Kräften leiſten und ſeyn kann, iſt mir die höchſte und unerläßlichſte aller Pflichten .... Von der Wiege meines Geiſtes an bis jetzt, wo ich dieſes ſchreibe, habe ich mit dem Schickſale gekämpft,

---

1) Er iſt vollſtändig mitgetheilt in meinem größern Werke über Schiller, Th. 2, S. 279 u. ff.

und seitdem ich Freiheit des Geistes zu schätzen weiß, war ich dazu verurtheilt, sie zu entbehren. Ein rascher Schritt vor zehn Jahren schnitt mir auf einmal die Mittel ab, durch etwas Anderes als schriftstellerische Wirksamkeit zu existiren. Ich hatte mir diesen Beruf gegeben, ehe ich seine Forderungen geprüft, seine Schwierigkeiten übersehen hatte. Die Nothwendigkeit, ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich durch Kenntnisse und Reife des Geistes gewachsen war. Daß ich dieses fühlte, daß ich meinen Idealen von schriftstellerischen Pflichten nicht diejenigen engen Gränzen setzte, in welche ich selbst eingeschlossen war, erkenne ich für eine Gunst des Himmels, der mir dadurch die Möglichkeit des höhern Fortschritts offen hielt; aber in meinen Umständen vermehrte sie nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideale, das in mir lebendig war, sah ich jetzt Alles, was ich zur Welt brachte; bei aller geahneten möglichen Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publicums eilen, der Lehre selbst so bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menschen aufwerfen. Jedes unter so ungünstigen Umständen nur leidlich gelungene Product ließ mich nur desto empfindlicher fühlen, wie viele Keime das Schicksal in mir unterdrückte. Traurig machten mich die Meisterstücke anderer Schriftsteller, weil ich die Hoffnung aufgab, ihrer glücklichen Muße theilhaftig zu werden, an der allein die Werke des Genius reifen. Was hätte ich nicht um zwei oder drei Jahre gegeben, die ich frei von schriftstellerischer Arbeit

bloß allein dem Studiren, der Ausbildung meiner Begriffe der Zeitigung meiner Ideale hätte widmen können! Zugleich die strengen Forderungen der Kunst zu befriedigen und seinem schriftstellerischen Fleiße auch nur die nothwendige Unterstützung zu verschaffen, ist in unsrer deutschen literarischen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angestrengt, beides zu vereinigen; aber es nur einigermaßen möglich zu machen, kostete mir meine Gesundheit. Das Interesse an meiner Wirksamkeit, einige schöne Blüthen des Lebens, die das Schicksal mir in den Weg streute, verbargen mir diesen Verlust, bis ich zu Anfang dieses Jahres — Sie wissen wie? — aus meinem Traume geweckt wurde. Zu einer Zeit, wo das Leben anfing, mir seinen ganzen Werth zu zeigen, wo ich nahe dabei war, zwischen Vernunft und Phantasie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Gebiete der Kunst gürtete, nahte mir der Tod. Diese Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zum andern Leben, um mit geschwächten Kräften und verminderten Hoffnungen den Kampf mit dem Schicksale zu erneuen. So fanden mich die Briefe, die ich aus Dänemark erhielt."

„Ich erhalte endlich", fährt er später fort, „die so lange und heiß gewünschte Freiheit des Geistes, die vollkommen freie Wahl meiner Wirksamkeit.... Ich sehe heiter in die Zukunft — und gesetzt, es zeigte sich auch,

daß meine Erwartungen von mir ſelbſt nur liebliche Täuſchungen waren, wodurch ſich mein gedrückter Stolz an dem Schickſal rächte, ſo ſoll es wenigſtens an meiner Beharrlichkeit nicht fehlen, die Hoffnungen zu rechtfertigen, die zwei vortreffliche Bürger unſers Jahrhunderts auf mich gegründet haben."

Dann ſpricht er von der Einladung nach Kopenhagen. Wie ſehr ihn auch „das Bedürfniß ſeines Herzens nach einer ſchönen, veredelten Humanität" zu dem Kreiſe ſolcher Menſchen, als ihn dort erwarteten, hinziehe, ſo verwehre ihm doch für den Augenblick ſein Geſundheitszuſtand und ſein Verhältniß zum Herzog von Weimar die Reiſe. Die Nachrichten über den Vorgang zu Hellebeck nennt er „nektariſche Blumen, die ein himmliſcher Genius dem kaum Erſtandenen vorhielt."

Auf die in der erſten Freudigkeit gefaßte Hoffnung, nach Kopenhagen zu kommen, mußte er Verzicht leiſten. Er durfte ſeiner geſchwächten Geſundheit eine ſo weite Reiſe in ein nördliches Klima oder gar einen bleibenden Aufenthalt in der dortigen Gegend nicht zumuthen. Inzwiſchen unterhielt ein fortgeſetzter Briefwechſel mit der Gräfin von Schimmelmann eine rege geiſtige Verbindung mit den geiſtesverwandten Freunden, und Schiller gab ſeinen Wohlthätern auch dadurch ſeine Liebe und Hochachtung zu erkennen, daß er die Briefe über die äſthetiſche Erziehung nicht nach dem urſprünglichen Plan an Körner

ſchrieb, ſondern an den Prinzen von Auguſtenburg richtete [1]).

Schiller wurde, als er ſich von ſeiner Ueberraſchung erholt hatte, zuſehends heiterer und geſünder; doch ſtellten ſich, nach einer Erkältung bei einer Schlittenfahrt, wieder Unterleibskrämpfe ein. Die Penſion ſollte ein Geheimniß bleiben, aber ſeinem Herzoge glaubte er die Entdeckung ſchuldig zu ſeyn; und das Geſchenk ſeinen Aeltern, ſeinem Körner zu verbergen, das war ihm unmöglich. So wurde das Geheimniß bald bekannt, was ihm ſeiner eben ſo beſcheidenen als großmüthigen Freunde wegen ſehr unlieb war. Der Herzog von Weimar nahm an ſeinem Glücke ſehr vielen Antheil, und erlaubte ihm, nach Wunſch auf beliebige Zeit von der Univerſität abweſend zu ſeyn.

Anfangs Juni 1792 reiſ'te er mit ſeiner Frau, in Begleitung Hornemann's, eines Freundes von Baggeſen, der in Jena Philoſophie ſtudirt hatte, nach Dresden zu

---

1) Der edle Prinz von Auguſtenburg ſtarb im kräftigſten Mannesalter. — Ernſt Heinrich Graf von Schimmelmann, der Sohn eines vom pommer'ſchen Krämer zum Großhändler, dann zum Diplomaten und Grafen emporgeſtiegenen Vaters, ſtarb 1831 im 84ſten Lebensjahre. Unter anderm Guten iſt die Abſchaffung des Negerhandels und der Sklaverei in den däniſchen Colonieen ſein Werk. — Beider Männer Name wird bleiben, denn ſie haben ihr Andenken in den Ruhm Schiller's gepflanzt.

seinem Körner. Aber der Genuß des Umgangs mit seinem Busenfreunde wurde durch Krankheitsanfälle getrübt.

Als er nach Jena zurückgekehrt war, erfreute ihn aufs innigste der Besuch seiner Mutter, welche eben eine schwere Krankheit überstanden hatte. Seine jüngste Schwester Nannette war mitgekommen, ein talentvolles, naives fünfzehnjähriges Mädchen, deren größte Freude war, Stellen aus ihres Bruders Gedichten vorzutragen.

Schiller benutzte seine jetzt gesicherte, sorgenfreie Lage und Muße vortrefflich. Die Kant'sche Philosophie war sein eifrigstes Studium. Aber auch schriftstellerisch war er nicht unthätig. Der erste Theil seiner kleineren prosaischen Schriften kam in diesem Jahre heraus; [1]) die Neue Thalia wurde noch bis 1793 fortgesetzt, und die Geschichte des dreißigjährigen Krieges beendigt. Im Winter 1792—93 las er auch privatissime über Aesthetik. Frei von dem Drucke äußerer Verhältnisse siegte sein kräftiger Geist über die Schwäche des Körpers. „Von seinem nunmehrigen Mangel an Nahrungssorgen und seinem Reitpferde", schrieb Reinhold, „hoffe ich nun sicher auf allmälige gänzliche Herstellung", — eine Hoffnung, die leider nicht in Erfüllung gehen sollte.

Unterdeß war seinem Genius in weiter Ferne, in der Nationalversammlung zu Paris, eine neue Anerkennung zu Theil geworden. Aus öffentlichen Blättern erfuhr Schiller,

---

[1]) Der „Vorbericht" hierzu in meinen Supplementen, IV, 442 f.

daß man ihm das französische Bürgerrecht zuerkannt habe; doch kam das Diplom erst nach fünf Jahren durch Campe in seine Hände, wahrscheinlich weil der Name Schiller in Gille verstümmelt war. Die betreffenden Documente lauten: [1])

Paris, le 10. Oct. 1792, l'an 1er de la République Française.

J'ai l'honneur de Vous adresser ci-joint, Monsieur, un imprimé revêtu du sceau de l'État, de la loi du 26. Août dernier, qui confère le titre de Citoyen français à plusieurs Étrangers. Vous y lirez que la Nation Vous a placé au nombre des amis de l'humanité et de la société, auxquels Elle a déféré ce titre.

L'Assemblée Nationale, par un Décret du 9. Septembre, a chargé le Pouvoir exécutif de Vous adresser cette Loi; j'y obéis, en Vous priant d'être convaincu de la satisfaction que j'éprouve d'être, dans cette circonstance, le Ministre de la Nation, et de pouvoir joindre mes sentiments particuliers à ceux que Vous témoigne un grand Peuple dans l'enthousiasme des premiers jours de sa liberté.

Je Vous prie de m'accuser la réception de ma lettre, afin que la Nation soit assurée que la Loi Vous

---

1) Schwab hat sie aus Weimar mitgetheilt erhalten.

est parvenue, et que Vous comptez également les Français parmi vos Frères.

Le Ministre de l'Intérieur
de la République Française
Roland.

A. M. Gille, Publiciste allemand.

Loi

Qui confère le titre de Citoyen Français à plusieurs Étrangers.

Du 26. Août 1792, l'an quatrième de la liberté.

L'Assemblée Nationale, considérant que les hommes qui, par leurs écrits et par leur courage, ont servi la cause de la liberté, et préparé l'affranchissement des peuples, ne peuvent être regardés comme étrangers par une Nation que ses lumières et son courage ont rendue libre;

Considérant que, si cinq ans de domicile en France suffisent pour obtenir à un étranger le titre de Citoyen Français, ce titre est bien plus justement dû à ceux qui, quelque soit le sol qu'ils habitent, ont consacré leurs bras et leurs veilles à défendre la cause des peuples contre le despotisme des rois, à bannir les préjugés de la terre, et à réculer les bornes des connaissances humaines;

Considérant que, s'il n'est pas permis d'espérer

que les hommes ne forment un jour devant la loi, comme devant la nature, qu'une seule famille, une seule association, les amis de la liberté, de la fraternité universelle, n'en doivent pas être moins chers à une Nation qui a proclamé sa renonciation à toutes conquêtes, et son désir de fraterniser avec tous les peuples;

Considérant enfin qu'au moment où une convention nationale va fixer les destinées de la France et préparer peut-être celle du genre humain, il appartient à un peuple généreux et libre, d'appeler toutes les lumières et de déférer le droit de concourir à ce grand acte de raison, à des hommes qui par leur sentimens, leurs écrits et leur courage s'en sont montrés si éminemment dignes:

Déclare déférer le titre de citoyen Français au docteur Joseph Priestly, à Thomas Payne, à Jérémie Bentham, à William Wilberforce, à Thomas Clarkson, à Jacques Mackintosh, à David Williams, à N. Gorani, à Anacharsis Cloots, à Corneille Pauw, à Joachim-Henri Campe, à N. Pestalozzi, a Georges Washington, à Jean Hamilton, à N. Madison, à Fr. Klopstock, et à Thadée Kosciusko.

Du même jour.

Un membre demande que le sieur Gille, publiciste allemand, soit compris dans la liste de ceux à qui

l'Assemblée vient d'accorder le titre de citoyen Français; cette demande est adoptée.

Au nom de la Nation, le Conseil exécutif provisoire mande et ordonne à tous les Corps administratifs et Tribunaux, que les présentes ils fassent consigner dans leurs régistres, lire, publier et afficher dans leurs départemens et ressorts respectifs, et exécuter comme loi. En foi de quoi nous avons signé ces présentes, auxquelles nous avons fait apposer le sceau de l'État. A Paris, le sixième jour du mois de septembre mil sept cent quatre-vingt-douze, l'an quatrième de la liberté.

Signé: Clavière. Contresigné: Danton. Et scellées du sceau de l'État.

Certifié conforme à l'original.

L. S. Danton.

A Paris
de l'imprimerie nationale exécutive du Louvre.
1792.

Siebentes Capitel.

Reiſe nach der Heimath. Erſte Vaterfreuden. Schiller als Schullehrer. Bekanntſchaft mit Cotta. Rückkehr nach Jena. Humboldt. Schiller's Geſprächstalent. Gründung der Horen. Verbindung mit Goethe. Ruf nach Tübingen. Recenſionen.

Der Beſuch der Mutter und Schweſter hatte in Schiller den Wunſch rege gemacht, ſein geliebtes Schwabenland

wiederzusehen. Im August 1793 trat er mit seiner Gattin die Reise in einem eigends zu diesem Zwecke gemietheten Wagen an. Der Weg ging über Heidelberg, wo Schiller seine frühere Geliebte Margaretha Schwan nicht ohne tiefe Gemüthsbewegung wiedersah, nach der damaligen freien Reichsstadt Heilbronn. Er mußte im Gasthofe zur Sonne, wo er Quartier nahm, die ersten Tage das Bett hüten. In einem unter dem 20. August an den regierenden Bürgermeister der Stadt gerichteten Schreiben benachrichtigt er diesen, daß er Willens sey, seinen Aufenthalt in Heilbronn bis über den Winter zu verlängern und empfiehlt sich „dem landesherrlichen Schutze eines hochachtbaren Magistrats.“ Bürgermeister und Rathsherren von Heilbronn wußten die Ankunft eines solchen Gastes zu schätzen; im Rathsprotokolle, vom 20. August 1793, heißt es in Bezug auf Schiller's Gesuch: „Wird willfahrt, und soll dem Herrn Hofrath durch eine Canzleiperson vergnügter Aufenthalt gewünscht werden.“

Des unruhigen Quartiers im Gasthof müde, verlegte Schiller bald seine Wohnung in das Haus des Assessors und Kaufmanns Rueff am Sulmerthore. Mit seiner Gesundheit ging es zusehends besser, er bestieg wiederholt den schönen Wartberg und freute sich der herrlichen Aussicht auf sein Heimathland. In Heilbronn versammelten sich seine Aeltern, Schwestern, Jugendfreunde um ihn, und labten seine Seele. Auch seine Schwägerin Caroline, die nach Auflösung ihrer Ehe mit dem Herrn von Beulwitz

seit dem Frühjahre 1793 in Württemberg lebte, kam herüber. Geistreiche Männer suchten den hochgefeierten Landsmann auf, bewarben sich um seinen Umgang und verschönerten ihm den Aufenthalt. Die vaterländische Luft, Jugenderinnerungen, und die Liebe, deren er sich erfreute, stimmten ihn sehr milde. Mit dem berühmten Arzte Gmelin hielt er interessante Gespräche über den thierischen Magnetismus, welche Zeiterscheinung ihn sehr anzog.

Von Heilbronn aus wandte sich Schiller an den Herzog Carl, dessen Land er jetzt wieder zum ersten Male seit seiner Flucht zu betreten im Begriffe stand. Er schrieb im Sinne eines dankbaren ehemaligen Zöglings, den widrige Verhältnisse von seinem Vaterlande entfernt hätten. Er erhielt zwar von dem gichtkranken Herzoge keine Antwort, aber durch Freunde die Nachricht, er habe geäußert: „Wenn Schiller ins Württembergische komme, werde er von ihm ignorirt werden."

Er ging daher nach Ludwigsburg, wo er seiner Familie auf der Solitude näher war, und wohin er sich besonders durch seinen Jugendfreund von Hoven, jetzt Hofmedicus, gezogen fühlte. Durch ihn hoffte er Genesung zu finden und von seinem geistreichen Umgange durfte er sich die angenehmste Unterhaltung versprechen.

Aber das Schönste, was ihm unter vaterländischem Himmel zu Theil ward, war das Glück der ersten Vaterfreude, das ihm bisher allein zum vollen Genusse seines Herzens und seiner Menschheit noch gefehlt hatte. Hülfreich

stand von Hoven seiner Gattin in den ängstlichen Tagen der schweren und lange dauernden Niederkunft zur Seite. Schiller's Angst blickte, wie sehr er sie auch zu verbergen suchte, sichtbar aus seinem Betragen hervor. Aber wie groß war auch, nach endlich glücklich erfolgter Entbindung (14. Sept.), seine Freude! Es war ein erhebender Anblick, erzählt sein Jugendfreund Conz, den hohen Mann in den einfach wahren Ausdrücken väterlicher Lust und Liebe an seinem Erstgeborenen, seinem Goldsohn, seinem Herzenscarl [1]), wie er ihn nannte, zu beobachten. Zufällig oder absichtlich ward er damals mit Quintilian bekannt und studirte dessen Erziehungsgrundsätze. Wie er nun Alles auf's Lebendigste ergriff, so sprach er mit Conz mehrmals begeistert darüber und versicherte, er werde seinen Sohn nach Quintilian's Maximen erziehen. Auch dachte er diese zum Gegenstande einer Abhandlung zu machen — ein Plan, der, wie so viele, durch andere Arbeiten verdrängt wurde.

Schiller's Jugendfreunde fanden, daß sich Vieles an ihm zu seinem Vortheile geändert, und sein Wesen sich schön vollendet habe. Er mußte ihnen um so liebenswürdiger erscheinen, weil sich jetzt sein ganzes Herz hervorkehrte und alles Herbe und Scharfe seiner Natur ausgelöscht war. Sein jugendliches Feuer, seine früher oft ausgelassene Jovialität war gemildert und gemäßigt; an die

---

[1]) Carl Friedr. v. Schiller, jetzt K. Württemb. Oberförster zu Rottweil.

Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit im Anzuge war eine anständige Eleganz getreten; seine gleichmäßige Stimmung ließ es kaum glauben, daß es derselbe Mann sey, den sie vor zehn Jahren als aufbrausenden, stürmischen Jüngling gekannt; mehr als je drückte sich ein milder Ernst und eine freundliche Würde in seinem Benehmen und seinen Worten aus; seine hagere Gestalt und sein blasses, kränkliches Ansehen vollendeten das Interessante seiner Erscheinung. Die wunderbare Gabe der Unterhaltung über Gegenstände, die ihm theuer waren, konnten seine Freunde nicht genug bewundern, aber nur selten ungestört genießen; denn häufig, fast täglich ward er durch Krankheitsanfälle heimgesucht.

Dennoch studirte er eifrig Kant'sche Philosophie. Die Kritik der Urtheilskraft lag, wenn er auch das Bett hüten mußte und sich sogar, wie er oft scherzend sagte, von Arzneigläsern umlagert fand, immer nicht weit von jenem Belagerungsgeschütze, und lächelnd erzählte er einmal von Hoven bei einem Morgenbesuche, sein Bedienter, der die Nacht über bei ihm wachte, habe, um sich auf seinem Posten munter zu erhalten, beinahe die ganze Kritik der Urtheilskraft in Einem Zuge durchgelesen. An Wallenstein arbeitete er in Ludwigsburg fast täglich, meistens zur Nachtzeit. Aber die Rückkehr zur Dichtung wurde ihm unendlich schwer. Er erklärte es oft unverholen, seine zu lange fortgesetzte Beschäftigung mit abstracten Problemen der Philosophie habe seinem Genius Abbruch gethan.

Wollte ihm die poetische Production nicht gelingen, so kehrte er zur wissenschaftlichen Erörterung zurück. Er schrieb einen Theil der Briefe über ästhetische Bildung und sandte sie in diesem ersten Entwurfe, der einfacher und ansprechender war, als die spätere Umarbeitung, an den Prinzen von Augustenburg. In Voſſen's Homer las er beinahe jeden Abend und pries abwechselnd Gedicht und Uebersetzung.

Zwischen solcher Thätigkeit fand er indessen noch Zeit zu einer Handlung der Pietät gegen seinen alten Lehrer Jahn, [1]) dessen Stab die Ludwigsburger Schule noch immer regierte. Der berühmte Mann verschmähte es nicht, bisweilen eine Lehrstunde für ihn zu übernehmen, „und vierzehnjährige Knaben sahen den Dichter des Don Carlos vor und neben sich im Schulstaube auf der Bank sitzen, den Kopf auf die Hand gestützt und ein Bein übers andere geschlagen. Da lehrte er bald Logik und Rhetorik, bald Geschichte, und bei letzterm Vortrage konnte der seltene Lehrer, sonst still und ruhig, sich oft plötzlich bewegt und lebendig in die Höhe richten.“ [2])

Erwähnenswerth ist die Bekanntschaft mit Matthisson, wegen Schiller's geistreicher Recension seiner Gedichte. Die

---

1) S. Th. 1, S. 18 f.

2) G. Schwab nach mündlichen Mittheilungen des Archivraths Schönleber und des Apothekers Hausmann, die beide damals Ludwigsburger Schüler waren.

hier niedergelegten Ideen über die Landschaftspoesie verdankte er zum Theil dem Gespräche mit einem seiner Stuttgarter Freunde, dem kunstsinnigen Rapp (später Geh. Hofrath, Dannecker's Schwager), der selbst ausübender Liebhaber der Landschaftsmalerei war.

Bei einem längern Aufenthalte Schiller's in Stuttgart modellirte sein genialer Jugendfreund Dannecker jene berühmte Büste, welche das Bild des Dichters in antiker Idealität der Nachwelt erhalten hat. Schiller zählte die mit seinem Herzensfreunde verlebten Stunden zu den genußreichsten seines Stuttgarter Aufenthalts.

Auch eine Reise nach Tübingen ward unternommen zu seinem Freunde und frühern Lehrer Abel. Dieser fand, wie er selbst erzählt, „jetzt in Schiller den gereiften Mann, der dem nahe gekommen, was er lange gesucht, ob er sich gleich von seinem Ideal noch fern fühlte, und daher nach immer größerer Vervollkommnung strebte." — „Bei diesem Besuche," fährt Abel fort, „schilderte er mir die zum Theil sehr großen Männer, mit denen er bisher in Verbindung gekommen war, auf eine Art, aus der ich deutlich ersah, wie weit er sich selbst indessen vervollkommnet hatte."

Während Schiller's Aufenthalt in Schwaben starb der Herzog Carl. Bei dieser Nachricht war er nur dessen eingedenk, was ihm durch den frühern Wohlthäter Gutes zu Theil geworden. Auf einem Spaziergange mit von Hoven sprach er rühmend von dem Hingeschiedenen, indem er mit

Rührung das fürſtliche Grabmal betrachtete. Zu einem Glückwunſchgedichte an den neuen Herzog Ludwig Eugen konnte er ſich trotz der Bitte ſeines Vaters nicht verſtehen, ungeachtet man von dem neuen Regenten ſich viel Gutes verſprach. Er mied auch den Schein, als freue er ſich über den Tod des Herzogs Carl, und mochte ſeine Poeſie nicht in den Dienſt eines ſo untergeordneten Zweckes geben.

Am einflußreichſten auf ſeine äußeren Lebensverhältniſſe wurde die Bekanntſchaft mit Cotta, welche er damals machte. Ihr verdankte er ſeine ſpätere Unabhängigkeit, wie ſeine Erben die Begründung ihres Wohlſtandes. Mit Cotta wurde der Plan einer politiſchen Zeitung beſprochen, deren Redaction Schiller übernehmen ſollte. Er trat aber bald von dem vortheilhaften Unternehmen zurück, weil er erkannte, daß es im Widerſpruche ſey mit der philoſophiſch-poetiſchen Richtung ſeines Geiſtes, welcher ſich damals gerade von allem Geſchichtlichen und Politiſchen abzuwenden begann. Cotta verwirklichte in der Folge den Plan ohne Mitwirkung ſeines Urhebers durch die Herausgabe der noch jetzt beſtehenden Allgemeinen Zeitung. Von Schiller wurde dagegen nach ſeiner Rückkehr nach Jena ein zweiter mit Cotta entworfener Plan ausgeführt, der einer poetiſchen Monatſchrift, jenes Weltjournals der Horen, wie er ſie nannte. Da ſein Jahrgehalt mit dem Jahre 1794 aufhörte, ſo gedachte er auf dieſes Journal ſeine äußere Exiſtenz zu gründen.

Im Mai 1794 kehrte Schiller aus ſeinem Geburtslande

mit seiner Familie nach Jena zurück. Sein Geist war erfrischt und voller Entwürfe einer erneuten Thätigkeit, aber sein Körper hinfällig und einem Schatten ähnlich. Als ihm damals Goethe und dessen Freund, Heinrich Meyer, im sogenannten Paradiese bei Jena begegneten, schien ihnen sein Gesicht dem Bilde des Gekreuzigten zu gleichen, und Goethe äußerte nachher, er glaube, daß Schiller keine vierzehn Tage mehr leben werde. Seine Jenenser Freunde nahmen indeß mit Freude den wohlthätigen Einfluß wahr, den sein Aufenthalt in Schwaben und die glückliche Muße in dem herrlichen Lande auf ihn geäußert hatten. Alles Beste von sonst fanden sie erhöht wieder, aber außerdem eine gleichmäßige, aus seinem ganzen Innern entsprungene Ruhe, welche seine eigene Zufriedenheit erhöhte und einen unbeschreiblich wohlthätigen Einfluß auf den Umgang mit ihm verbreitete. Seinem strengen Ehrgefühle, seinem ernsten Wahrheitssinne hatte sich die liebenswürdigste Milde verschwistert.

Jena hatte unterdessen einen neuen großen Reiz für Schiller gewonnen. Wilhelm von Humboldt war wenige Wochen vor ihm mit seiner Gattin dort angekommen und hatte sich, eigends um mit Schiller an Einem Orte zu leben, daselbst niedergelassen. Ein inniges, auf geistige Interessen und Seelenharmonie gegründetes Verhältniß zwischen beiden Familien knüpfte sich für das ganze Leben, und um so leichter, als auch die Frauen vortrefflich zusammenpaßten. „Die angenehmste und interessanteste

Gesellschaft für Frau Schiller," sagt Göritz, „war die Frau von Humboldt: ein liebenswürdiges, idealisches Bild schöner Weiblichkeit, die in allen ihren Handlungen, Bewegungen und Reden eine ungesuchte Anmuth hatte, ohne daß sie es wußte. Sie war nicht, was man nach Regeln schön nennen kann, aber sie besaß einen Reiz in ihrem Umgange, der, von allen Männern erkannt, bei der größten Unbefangenheit ihr die Achtung Aller sicherte." Humboldt und Schiller sahen sich in dieser Zeit täglich zweimal, vorzüglich des Abends allein, und philosophische und ästhetische Gespräche, von denen wir uns aus dem Briefwechsel Beider einen Begriff machen können, dauerten bis tief in die Nacht. Diese häufig von der Poesie des Alterthums ausgehenden Unterredungen halfen die philosophisch-ästhetische Krisis beschleunigen, worin Schiller damals begriffen war. In der Schule Humboldt's wurde er erst für den Umgang mit Goethe reif.

Für das wissenschaftliche Gespräch schien Schiller geboren zu seyn. Wie Sokrates überließ er es meist dem Zufalle, den Gegenstand der Unterredung herbeizuführen; aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeinen Gesichtspuncte, und man sah sich nach einigen Zwischenreden in den Mittelpunct einer geistanregenden Discussion gesetzt. Er ließ den Mitredenden nie müßig zuhören und erdrückte ihn nicht durch die Ueberlegenheit seines Geistes, sondern behandelte jedes Problem als eine gemeinschaftlich zu lösende Aufgabe. Schiller sprach nicht eigentlich

ſchön, und legte darauf auch wenig Gewicht; ihm galt es einzig um die Entwickelung der Wahrheit. Durch alle Abſchweifungen wußte er eine Rede immer zu ihrem Ziele hinzulenken, und ließ nicht ab, ehe er bei dieſem angelangt war. Humboldt vergleicht ſogar die geweihteſten Momente ſeines Geſprächs mit ſeinen beſten Gedichten; denn es habe aus jenen derſelbe Ernſt, dieſelbe Würde, dieſelbe über einer Fülle von Kraft entſprungene Leichtigkeit, dieſelbe Anmuth und vor Allem dieſelbe Tendenz, dies alles wie zu einer überirdiſchen Natur in Eins zu verbinden, hervorgeleuchtet.

Von jenen beiden Planen, die Schiller in der Heimath mit Cotta entworfen, bereitete er ſich jetzt den einen, die Herausgabe der Horen, zu verwirklichen. Demnach wurde das Nähere des großartigen Unternehmens mit Cotta feſtgeſetzt. Dieſer ſoll dem Herausgeber ein Redactionshonorar von 1500 Thalern beſtimmt haben, und außerdem wurde der Druckbogen mit drei Louisd'or vergütet. Schiller lud die bedeutendſten Schriftſteller zur Theilnahme ein, und erhielt eine zuſagende Antwort von Goethe, Garve, Dalberg, Fr. H. Jacobi, Matthiſſon, Pfeffel, Gleim u. A. In Jena ſchloſſen ſich Humboldt, Fichte, Woltmann, Hufeland und Schütz an. Der alte Kant freute ſich, wie er ſchrieb, die Bekanntſchaft und den literariſchen Verkehr mit einem ſo gelehrten und talentvollen Manne anzutreten, wie Schiller ſey, bat aber für ſeine Beiträge um einen etwas langen Aufſchub, „weil,

da Staatsſachen und Religionsmaterien jetzt einer gewiſſen Handelsſperre unterworfen ſeyen, es aber außer dieſen kaum noch, wenigſtens in dieſem Zeitpuncte, andere, die große Leſewelt intereſſirende Artikel gebe, man dieſen Wetterwechſel noch eine Zeit beobachten müſſe, um ſich klüglich in die Zeit zu ſchicken.“ Dagegen trat Engel der Geſellſchaft thätig bei, der lange Schiller's Widerſacher geweſen war, und als Theaterdirector in Berlin ſeine Stücke nicht hatte aufführen laſſen.

Ueber Beſtimmung und Inhalt ſeiner neuen Monatsſchrift ſprach ſich Schiller in einer Privatanzeige an die eingeladenen Schriftſteller [1]) und in ähnlicher Weiſe in der Ankündigung für das Publicum aus, die dem erſten Stücke der Horen beigegeben wurde. [1]) Das nahe Geräuſch des Krieges, heißt es in der letztern, beängſtige das Vaterland, und der Kampf der politiſchen Meinungen theile die Welt: die Horen ſollten die Leſer über dieſes Intereſſe des Tages hinaus in einer allgemeinen und höhern Theilnahme an dem vereinigen, was rein menſchlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben iſt. Ihr Zweck ſey in äſthetiſchem Spiele, in ernſter Unterſuchung oder in geſchichtlichen Darſtellungen, zu dem Ideale veredelter Menſchheit einzelne Züge zu ſammeln, und an dem ſtillen Baue beſſerer Begriffe, reinerer Grundſätze und edlerer Sitten

---

1) Beide ſind abgedruckt in meinen Supplementen zu Schiller's Werken, IV, S. 508 ff.

nach Vermögen geschäftig zu seyn. Wir sehen hieraus, daß die neue Zeitschrift ein ächtes Kind Schiller's werden mußte. Hatte er doch schon vor zehn Jahren in der Ankündigung der Rheinischen Thalia gesagt, diese werde jedem Gegenstande offen stehen, der den Menschen im Allgemeinen interessire. So leuchtete ihm fortwährend das allgemein Menschliche vor, dem er bisher als Dichter, als Denker und Geschichtschreiber gehuldigt hatte. Die Freiheitsidee trat zurück; er machte es der Zeitschrift zur ausschließenden Aufgabe, „wahre Humanität zu befördern" und dadurch eine gründliche Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes vorbereiten zu helfen.

Eben so treu blieb sich Schiller in der Art, wie er die Form der Zeitschrift zum voraus in der Ankündigung bestimmte. Die Forderung, welche er beim Beginne seiner literarischen Laufbahn aufgestellt hatte, daß sich Geschmack und Gelehrsamkeit, Schönheit und Wahrheit versöhnen sollten, sprach er auch jetzt, auf der hohen Stufe seiner Reife, auf das Bestimmteste aus." „Man wird streben", heißt es, „die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen, und durch die Wahrheit der Schönheit ein dauerndes Fundament und eine höhere Würde zu geben. So weit es thunlich ist, wird man die Resultate der Wissenschaft von ihrer scholastischen Form zu befreien, und in einer reizenden, wenigstens einfachen Hülle dem Gemeinsinne verständlich zu machen."

Noch in einer andern Hinsicht läßt sich die Ankündigung

der Horen mit der der Rheinischen Thalia vergleichen. „Es ist wohl noch unvergessen", sagt ein Kritiker,[1]) daß Schiller, außer anderen sehr herben Xenien auf den Capellmeister Reichardt, auch eine auf dessen längst verhalltes Journal Deutschland machte, die also lautete:

Alles beginnet der Deutsche mit Feierlichkeit, und so zieht auch
Diesem deutschen Journal blasend ein Spielmann vorauf.

Wer Lust hat, mag diese Xenie selbst auf Schiller's Ankündigung der Horen anwenden; denn in der That, feierlicher ist noch kein Journal angekündigt worden, als dieses" — wenn man die Rheinische Thalia ausnimmt, muß man hinzusetzen.

Daß sich aber zu dieser Unternehmung der Horen, die Alles übertreffen sollten, was jemals in dieser Gattung existirt hatte, Schiller'n so viele hochgeachtete Schriftsteller anschlossen, beweis't das Vertrauen, dessen er genoß; und dieses verdankte er ohne Zweifel nicht seinem Talente allein, sondern auch seiner hervorragenden sittlichen Persönlichkeit.

Eben diese Eigenschaften erwarben ihm damals auch die Freundschaft Goethe's, unstreitig das Beste, was ihm, besonders in seiner damaligen Krisis, zu Theil werden konnte. Längst hatte Goethe, wie er selbst bekennt, wenigstens „den redlichen und seltenen Ernst, der in Allem erschien, was Schiller geschrieben und gethan hatte, zu

1) Blätter für literar. Unterhaltung, 1836, Nr. 286.

ſchätzen gewußt." Aber Schiller's bisherige Dichtungen hatten ihn eher abgeſtoßen als angezogen, ſeine Lebensanſicht war eine durchaus verſchiedene, und auch ſeine hiſtoriſchen und philoſophiſchen Schriften konnten kein näheres Verhältniß herbeiführen, da Goethe ſich mit der Geſchichte wenig zu ſchaffen machte und der Speculation ſehr fern ſtand. Aber jetzt ſollte die entſchiedene Richtung beider Männer auf einen Zweck, die Dichtkunſt, eine wunderſame, in ihrer Art einzige Freundſchaft nur um ſo feſter knüpfen, je größer die Differenz ihrer ſonſtigen Geiſtesform und ganzen Culturanlage, und je verſchiedenartiger die Wege waren, auf welchen ſie jenen Zweck zu erreichen ſtrebten. Goethe ſagt, es habe bei ſeiner Bekanntſchaft mit Schiller etwas Dämoniſches obgewaltet. „Wir konnten früher, wir konnten ſpäter zuſammengeführt werden, aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italieniſche Reiſe hinter mir hatte, und Schiller der philoſophiſchen Speculationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für uns Beide vom größten Erfolge." [1])

Er hat uns ſelbſt das glückliche Ereigniß erzählt, welches ihn zuerſt Schiller'n näher brachte. Der Profeſſor Batſch in Jena hatte eine naturforſchende Geſellſchaft gegründet, deren Sitzungen Goethe gewöhnlich beiwohnte. Einſt traf er Schiller daſelbſt. Zufällig gingen ſie Beide aus dem

---

[1]) Eckermann's Geſpräche mit Goethe, B. 2, S. 90.

Hause, ein Gespräch knüpfte sich an, und Schiller, der an dem Vorgetragenen Antheil zu nehmen schien, bemerkte, wie eine solche zerstückte Art, die Natur zu behandeln, den Laien keineswegs anmuthen könne. Goethe erwiederte, daß sie dem Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl eine andere Weise geben könne, die Natur nicht abgesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend, darzustellen. Schiller verbarg seine Zweifel hierüber nicht, und wollte nicht zugeben, daß das, wie Goethe behauptete, aus der Erfahrung hervorgehe.

Unterdessen war man an Schiller's Haus gekommen; Goethe wurde durch das lebhafte Gespräch hineingelockt und trug nun seine bekannte Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor, indem er sogar mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor Schiller's Augen entstehen ließ. Dieser vernahm und betrachtete das alles mit großer Theilnahme und entschiedener Fassungskraft. Aber als Goethe geendet hatte, schüttelte er den Kopf und sagte: „Das ist keine Erfahrung, das ist Idee.“ Goethe stutzte, aber obgleich einigermaßen verdrießlich, nahm er sich doch zusammen, und erwiederte: „Das kann mir sehr lieb seyn, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.“ Schiller antwortete hierauf ruhig und bei der reinen Sache bleibend, als Einer, der seiner Ansicht gewiß war: „Wie kann jemals

Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen seyn sollte? Denn darin besteht eben das Eigenthümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung congruiren kann." Da aber Goethe hartnäckig dafür focht, daß er mit seiner Meinung auf realem, erfahrungsmäßigem Grunde und Boden stehe, wurde erst nach vielem Streiten Stillstand gemacht. Goethe hielt sich nicht für überwunden, aber er hatte Schiller von einer Seite kennen lernen, die ihn um so mehr mit Achtung erfüllen mußte, da ein dunkles Gefühl ihm sagen mochte, daß Schiller Recht habe. Dieser hatte ihn auf ein Gebiet geführt, wo er Goethe'n ohne Widerrede überlegen war, und mochte vielleicht das Bedürfniß in ihm angeregt haben, sich mit der Kant'schen Philosophie gründlicher bekannt zu machen. „Der erste Schritt war gethan," sagt Goethe, „Schiller's Anziehungskraft war groß, er hielt Alle fest, die sich ihm näherten." Die Horen knüpften dann das Band unzertrennlich, so wie auch Schiller's Gattin, die Goethe von ihrer Kindheit auf schätzte und liebte, das Ihrige zu einem dauernden Verständnisse beitrug.

Den großen Dichter für seine Zeitschrift zu gewinnen, mußte Schiller's höchster Wunsch seyn, und so lud er ihn am 13. Juni 1794 zum Beitritte ein. Goethe, in dem sich der poetische Darstellungstrieb wieder zu regen begann, fühlte das Bedürfniß, sich anzuschließen, und den Weg, den er seit langer Zeit beinahe allein gegangen war, in aufmunternder Gesellschaft fortzusetzen. Er sah, daß ihm

Schiller's ernstes Streben und scharfes Urtheil von unendlichem Nutzen seyn könne, und erwiederte daher, er werde mit Freuden und von ganzem Herzen von der Gesellschaft seyn. Ja, er besuchte Schiller selbst in Jena, und da entstand dann in der glücklichen Stunde eines Gesprächs über Kunst und Kunsttheorie das innige geistige Zusammentreffen beider Männer, durch welches jene Zeit zu einer Epoche in dem Leben beider Dichter und in der Literatur unsers Volkes geworden ist. Der Bund beruhte von seinem ersten Beginne an auf einem unaufhaltsamen Fortschreiten geistiger Ausbildung und poetischer Thätigkeit. „Es bedurfte," wie Goethe sich charakteristisch äußert, „für uns keiner sogenannten besondern Freundschaft, denn wir hatten das herrlichste Bindungsmittel in unseren gemeinschaftlichen Bestrebungen gefunden." Wenn beide Männer an einem Orte lebten, so sahen sie sich jeden Tag; waren sie von einander getrennt, so schrieben sie sich jede Woche. Ihr Briefwechsel ist der treueste, reinste Spiegel ihres großen, neidlosen zusammenstrebenden Geistesbundes.

Im Anfange Septembers 1794 erhielt Schiller von Goethe eine Einladung, ihn auf vierzehn Tage, wo der Hof sich zu Eisenach aufhalten, und er ganz unabhängig seyn werde, in Weimar zu besuchen und in aller Bequemlichkeit bei ihm zu wohnen. Schiller, dessen Frau mit dem Kinde auf ein paar Wochen nach Rudolstadt gegangen war, um den Blattern auszuweichen, nahm die Einladung mit Freuden an, fügte aber „die ernstliche Bitte" bei, Goethe möge in keinem

Stück seiner häuslichen Ordnung auf ihn rechnen, denn leider nöthigten ihn seine Krämpfe, gewöhnlich den ganzen Morgen dem Schlafe zu widmen, weil sie ihm Nachts keine Ruhe ließen; überhaupt werde es ihm nie so gut, auch den Tag über auf eine bestimmte Stunde zählen zu dürfen. Goethe werde ihm also erlauben, sich in seinem Hause als einen Fremden zu betrachten, auf den nicht geachtet werde. Die Ordnung, die jedem Andern wohl mache, sey sein gefährlichster Feind; denn er dürfe nur in einer bestimmten Zeit etwas Bestimmtes vornehmen müssen, so sey er sicher, daß es ihm nicht möglich seyn werde. Er bitte daher bloß um die leidige Freiheit, bei Goethe krank seyn zu dürfen.

Wie erhaben muß uns der Mann erscheinen, der bei solchen Leiden nicht an seinem Lebenszwecke irre wird! „Nachdem ich jetzt," schrieb er in diesen Tagen, „meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben in mir zu vollenden; aber ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerthe aus dem Brande geflüchtet."

Schiller ging also in der zweiten Hälfte des Septembers, von Humboldt begleitet, nach Weimar. Die Freunde theilten einander ihre Arbeiten mit, Schiller z. B. Goethe'n seine Abhandlung vom Erhabenen und die Recension über

Matthiſſon; Goethe zeigte das Wichtigſte aus ſeinen Sammlungen; und ſo knüpften ſich viele neue Bezüge zwiſchen ihnen an. Schiller erquickte ſich an der Totalanſchauung des außerordentlichen Mannes, und nahm ſo viele Eindrücke in ſich auf, als der Grad ſeiner Empfänglichkeit erlaubte. Aber auch der ſelbſtthätigſte Geiſt verhält ſich eine Zeit lang receptiv, wenn er eine ſo hervorragende Perſönlichkeit liebend auf ſich einwirken ſieht. „Ich ſehe mich wieder in Jena," ſchreibt er nach dieſen Tagen, vielleicht den lehrreichſten, die er bisher erlebt hatte, „aber mit meinem Sinne bin ich noch immer in Weimar."

Welch einen unendlichen Einfluß Goethe auf Schiller ausübte, kann nur im weitern Verlaufe unſerer Darſtellung allmählig vor Augen geführt werden. Goethe'n allein verdankt Schiller, verdankt Deutſchland die Zeitigung ſeines poetiſchen Talents. Wie mußte es ſein Selbſtvertrauen ſteigern, daß er nun ſo unvermuthet und plötzlich der nächſte Freund des ruhmgekrönten Dichters geworden war. Dieſe an der Zeit gereifte, frei erwachſene Freundſchaft wog ihm ſeine ganze Kränklichkeit, ſein herbes Schickſal auf. Er erkannte es, daß die verſchiedenen Bahnen, die Beide bisher gewandelt waren, ſie nicht früher, als gerade jetzt, mit Nutzen zuſammenführen konnten. Schiller's Selbſtſtändigkeit wäre vor ſeiner philoſophiſchen Orientirung in Gefahr geweſen, nur ſeine gereifte Denkkraft konnte für Goethe anziehend ſeyn. Jetzt aber ſtand zu

erwarten, daß ſie den noch übrigen Weg mit um ſo größerm Gewinne zuſammenwandeln würden, „da die letzten Gefährten auf einer langen Reiſe ſich immer am meiſten zu ſagen haben.“ Auch auf ſeinen Geſundheitszuſtand wirkte dieſer freudige Muth günſtig zurück, und Goethe übte ſelbſt einen wohlthätigen Einfluß durch Aufheiterung und guten Rath, ſo daß er wieder mehr Vertrauen zu ſeiner Geſundheit gewann, und ſich regelmäßiger dem Schlaf und der gewöhnlichen Ordnung des Tages überließ.

Während ihn dieſe neue Freundſchaft noch feſter an das Weimariſche Land knüpfte, erhielt er einen durch ſeine Freunde ausgewirkten Ruf nach Tübingen. Schon bei ſeinem Beſuche Abel's in Tübingen war bei ſeinen dortigen Freunden der Gedanke entſtanden, daß Schiller eine Profeſſur an der Tübinger Univerſität annehmen möchte, und damals hatte ſich Schiller dieſer Idee nicht abgeneigt erklärt, obgleich er die Unmöglichkeit erkannte, bei ſeinem Geſundheitszuſtande fortlaufende Vorleſungen zu halten. Jetzt wurde ihm nun zweimal nach einander eine Profeſſur angetragen, das zweite Mal mit dem Zuſatze, daß er völlige Freiheit haben ſolle, ganz nach ſeinem Sinne und nach Maßgabe ſeiner Geſundheit auf die Studirenden zu wirken. Den erſten Antrag lehnte er ohne Weiteres ab; beim zweiten ſchrieb er, um ſich für den Fall, daß zunehmende Kränklichkeit ihn an ſchriftſtelleriſchen Arbeiten hindern ſollte, an den Geheimen Rath Voigt in Weimar und bat ihn, vom Herzoge eine Verſicherung auszuwirken, daß ihm

in dem äußersten Falle sein Gehalt verdoppelt werden solle. Diese Bitte wurde ihm erfüllt, und nun schlug er auch den zweiten Ruf in einem noch erhaltenen Briefe an Abel aus, indem er vorzüglich auf seine Gesundheitsumstände und seine Verbindlichkeiten gegen den Weimarischen Hof hinwies. Zu diesem Entschlusse wirkte, außer der eben angeknüpften Verbindung mit Goethe, auch wohl die große Anhänglichkeit seiner Gattin an ihre Familie und Freunde, und ihre Vorliebe für die Weimarischen Verhältnisse und den feinern Ton in Sachsen mit.

So trefflich sich nun auch Schiller's Charakter darin bewährte, daß er aus dankbarer Anhänglichkeit an den Herzog, und weil er sich nicht durch kleinliche Klugheit in seinem Lebensgange irren lassen wollte, jenes Anerbieten ausschlug: so wenig mögen wir die Art und Weise loben, wie er und Goethe sich dem großen Publicum gegenüber in der Einführung der neuen Zeitschrift, der Horen, benahmen. Es wurde mit dem Herausgeber der allgemeinen Literaturzeitung, dem Professor Schütz, arrangirt, daß alle drei Monate — und vom ersten Stücke schon im Anfange Januars — eine weitläufige Recension der Monatschrift erscheinen sollte. Diese Recensionen wurden von Cotta bezahlt, und die Recensenten waren Mitglieder der Gesellschaft, welche an den Horen arbeiteten. Anfangs hatte man es sogar auf zwölf jährliche Beurtheilungen dieser Art abgesehen, wobei, wie Schiller in einem Briefe an Schütz sagt, es sich von selbst verstünde, „daß der

Recenſent eines Monatſtückes an dieſem Stücke nicht mitgearbeitet haben dürfe, und daß überhaupt eine anſtändige Gerechtigkeit beobachtet würde." Als aber nun nur vierteljährlich für jeden Band eine Recenſion geliefert ward, fiel dieſe Beſchränkung weg; die Beurtheilungen wurden unter Schütz, Humboldt, Fichte, Körner u. A. vertheilt, und an Unpartheilichkeit war kaum zu denken. „Wir können alſo," äußert ſich Schiller gegen Goethe, „ſo weitläufig ſeyn, als wir wollen, und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publicum doch Alles vormachen muß." Nun bekam Schiller die Recenſionen der Horen im Manuſcripte zu leſen und freute ſich, wenn der Recenſent auf eine geſchickte Weiſe den Ruf der Unpartheilichkeit behauptete. [1]) Ja er ließ ſich ſelbſt ſolche Rencenſionen übertragen. [2]) „Dieſe Recenſion," ruft er einmal aus, „wird alſo eine rechte Harlekins-Jacke werden." Welch' eine ganz andere Denkweiſe ſetzt dieſer literariſche Unfug voraus, als die Geſinnung war, in der Schiller die Ankündigung ſeiner Rheiniſchen Thalia ſchrieb, wo er das Publicum ſein Studium, ſeinen Souverain, ſeinen Vertrauten, ſein Alles nannte, was er allein fürchte und verehre!

Um dem unerquicklichen Eindruck, den hier Schiller als Recenſent auf uns macht, einen erfreulichern gegen-

---

1) Briefwechſel mit Goethe, Th. 1, S. 105 f.
2) Ebendaſ., S. 282, 285.

über zu ſtellen, erwähnen wir nun einiger Recenſionen, in denen ſich ſein Genius würdiger ausgeſprochen hat, wir meinen die Beurtheilungen von Goethe's Egmont und von Bürger's und Matthiſſon's Gedichten, denen wir dann noch, um keinen in Schiller's Werke aufgenommenen proſaiſchen Aufſatz zu übergehen, den Bericht über den Gartenkalender vom Jahre 1795 und die Vorrede zum erſten Theile der merkwürdigen Rechtsfälle nach Pitaval anreihen wollen.

Die noch in Weimar geſchriebene Recenſion über Egmont erſchien zuerſt 1788. Eine Veranlaſſung zu der Beurtheilung fand Schiller in ſeinen damaligen Studien und Arbeiten. Er war mit ſeiner niederländiſchen Geſchichte beſchäftigt. Ohne dieſen äußern Beſtimmungsgrund hätte er vielleicht eher nach Goethe's Iphigenia gegriffen.

Seine Art brachte es mit ſich, daß es ihn als Recenſenten nicht befriedigte, ſich dem Gegenſtande ganz hinzugeben und ein Werk rein nach der Denkweiſe und den Abſichten ſeines Verfaſſers zu beurtheilen. Er geht weiter und unterwirft auch die Intention und Geſinnung des Dichters einer Kritik. Hierzu bedarf es aber einer Norm, eines idealen Princips. Dieſes ſtellt er an die Spitze, von dieſem geht er aus. Darnach verändert ſich denn auch ſeine ganze Aufgabe. Er unterſucht, in wie fern das Kunſtwerk mit den allgemeinen Ideen übereinſtimmt, welche er als die einzigen richtige voranſtellt; er ſchreibt dem

Verfaſſer die Zwecke, die Anſichten, die Bildung vor, die er haben ſoll. Stimmt dieſer hierin mit ſeinem Beurtheiler nicht überein, ſo kommt er nothwendig ſchlimm weg. Es fragt ſich dann nicht mehr, wie anſchaulich und wahr ein Dichter die Perſönlichkeit und Weltanſicht, die ihm einmal eigen waren, darſtellte, ſondern welchen Werth dieſe Perſönlichkeit und Weltanſicht überhaupt hatten, und ob es ſich der Mühe lohnte, ſie poetiſch zu geſtalten. Die ganze Beurtheilung wird hierdurch mehr philoſophiſch, pſychologiſch und moraliſch, als äſthetiſch.

In der Beurtheilung des Egmont geht Schiller von der Abſtraction aus, daß der tragiſche Dichter es bei ſeiner Darſtellung vorzugsweiſe entweder auf außerordentliche Handlungen und Situationen, oder auf Leidenſchaften, oder auf Charaktere abgeſehen habe, und ſtellt den Egmont mit Recht unter die letzte Gattung. Goethe zeichnet hier nicht verſchlungene, hervorſtechende Begebenheiten, auch nicht eine vorwaltende Leidenſchaft, ſondern er malt Menſchen, Stände, eine Zeit, ein Volk in ihrer ganzen Individualität. Dieſe unübertreffliche ſinnliche Wahrheit des Dramas hat Schiller durchaus befriedigend nachgewieſen und lobend gewürdigt. Aber Zweierlei findet er zu tadeln: Die opernmäßige Erſcheinung der Freiheit und Clärchens in einer Geſtalt, und Goethe's ganze Auffaſſung des Egmont.

Gegen die erſte Ausſtellung wird eine vorurtheilsfreie Kritik Goethe nicht in Schutz nehmen mögen, und auch was den zweiten Tadel betrifft, hat unſer Kritiker von

seinem Standpuncte aus Recht. Er vermißt im Goethe'schen Egmont Größe des Charakters und kann es nicht loben, daß das Drama aus einem Gatten und Familienvater einen unverheiratheten Liebhaber gewöhnlichen Schlages gemacht habe, zumal da durch die zeitliche Sorge für seine Familie Egmont's Zuversicht allein motivirt werde. Man kann dieß zugeben und dennoch Goethe's Stück in seiner Art vortrefflich finden. Nach Schiller's Idee wäre ein ganz anderes, und bei gleich musterhafter Ausführung sicherlich ein Drama höhern Styls entstanden. Aber wer will es Goethe'n verargen, daß er sich die Aufgabe niedriger stellte, da er sie so herrlich lös'te?

Die Recension von Bürger's Gedichten erschien 1791 und ist vor seinem Krankheitsanfalle im Jahre 1790 geschrieben. Wir begnügen uns Bouterweck's treffendes Urtheil über dieselbe mitzutheilen: „Schiller wollte Bürger's poetisches Verdienst ganz unbefangen würdigen. Aber es mißlang ihm, weil er seine Idealpoesie der Bürger'schen Naturpoesie zum stetigen Muster vorhielt. Er entdeckte auf diese Art die Schattenseite der Bürger'schen Poesie sehr bestimmt. Alle Fehler und Mängel könnten nicht stärker und richtiger bezeichnet werden, als in Schiller's Recension, die den armen Bürger so tief verwundete, wie kaum einer der harten Schläge des Schicksals, die um diese Zeit ihn trafen. Die schreiende Ungerechtigkeit dieser Recension beruht auch nicht sowohl auf dem Tadel, in welchem sie wenigstens immer zur Hälfte Recht hat, als

auf der Kälte des einseitigen Lobes im Gegensatze mit der Wärme des Tadels. Das war es, was Bürger nicht verschmerzen konnte."

Zwischen der ersten Gruppe von Schiller's philosophischen Schriften in der Neuen Thalia, und der zweiten in den Horen, steht die Recension der Gedichte Matthisson's mitten inne. Schiller hatte, wie wir wissen, den liebenswürdigen Dichter in seiner Heimath kennen lernen, und ließ nach seiner Zurückkunft im September 1794 diese Beurtheilung in der Allgemeinen Literaturzeitung erscheinen. An der strengern Formelsprache sieht man es diesem Aufsatze an, daß er *nach* dem Studium der Kant'schen Philosophie verfaßt ist. Auch hier geht Schiller von einem allgemeinen Gesichtspuncte aus. Er hebt die Beurtheilung mit Untersuchung der Frage an, ob die Landschaftsdichtung zur schönen Kunst gehöre, eine wirkliche Gränzerweiterung der Poesie sey, und erklärt sich entschieden *für* diese neue Gattung. Die Gründe, worauf er sein Urtheil stützt, dürften vor einer schärfern Prüfung nicht wohl bestehen. Ohne Zweifel war es Schiller's eigener tiefer Naturſinn und die sittliche Grazie in Matthisson's Gedichten, was ihm diese so werth machte. Sein für Naturschönheiten so offenes Herz nahm auch die Naturpoesie in Schutz, und der Dichter Matthisson setzte sich bei ihm durch den Menschen in Achtung.

Der Bericht über den Gartenkalender vom Jahre 1795 ist deßwegen merkwürdig, weil Schiller hier sich über einen

materiellen Gegenstand ausspricht, was er später nur noch einmal in dem Aufsatze „An den Herausgeber der Propyläen“ in Bezug auf die Malerei wiederholte. Aber in beiden Darstellungen entwickelte er an materiellem Stoffe nur eigenthümliche mitgebrachte Ideen. In der vorliegenden werden die bisherigen Formen der ästhetischen Gartenkunst, die architektonische Form der französischen Gartenanlagen und die poetische der englischen, neben einander gestellt, das Einseitige und das Wahre wird aufgezeigt, das diese extremen Weisen enthalten, und endlich wird mit dem Herausgeber des Kalenders auf den guten Mittelweg hingewiesen, der zwischen der Steifigkeit des französischen und der gesetzlosen Freiheit des sogenannten englischen Geschmacks glücklich hindurchführe. Geistreich und eigenthümlich ist noch die beigefügte Charakteristik des Eindrucks, welchen die Hohenheimer Gartenanlagen auf den machen, der von Stuttgart her durch das neu erbaute fürstliche Schloß zu ihnen geführt werde. Wir finden hier die Grundideen niedergelegt, die er in dem gleichzeitig geschriebenen Gedichte „der Spaziergang“ weiter ausgeführt hat.

Die schon im Jahre 1792 verfaßte Vorrede zu dem ersten Theile der merkwürdigen Rechtsfälle nach Pitaval endlich reiht sich an die Grundidee im „Verbrecher aus verlorener Ehre“ an, daß in der ganzen Geschichte des Menschen kein Capitel unterrichtender sey für Herz und Geist, als die Annalen seiner Verirrungen. Auf diesen, hier geistreich weiter ausgeführten Gedanken

gestützt, empfiehlt er dem Leser die Sammlung solcher Criminalfälle, ohne dabei das Unterhaltende einer solchen Lectüre unberücksichtigt zu lassen. Wie es aber seinem ordnenden Geiste Bedürfniß war, Alles zu classificiren, so weis't er auch diesem Buche seine Stelle an mitten zwischen den dem Wahren, Schönen und Guten dienenden Werken und den gewöhnlichen Unterhaltungsbüchern, gegen welche er sich kurz, aber stark erklärt. Ein geschworener Feind alles Gemeinen, versäumte er nicht leicht, seine Gesinnung auszusprechen, wo ihm das Gemeine in den Weg trat.

Achtes Capitel.

Philosophische Schriften: Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen. Ueber die tragische Kunst. Ueber Anmuth und Würde. Ueber das Pathetische. Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände. Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Ueber das Erhabene. Ueber die nothwendigen Gränzen beim Gebrauche schöner Formen. Ueber den moralischen Werth ästhetischer Sitten.

Nachdem im Vorhergehenden die Gründung der Horen erzählt worden, wäre es nun an der Zeit, von Schiller's Aufsätzen für diese Monatsschrift zu reden. Der historischen ist schon früher gedacht. Ehe wir aber die philosophischen durchgehen, haben wir noch eine Reihe älterer, in

die Neue Thalia eingerückter philoſophiſcher Aufſätze nachzuholen, die des Zuſammenhanges wegen, für dieſe Stelle zurückgelegt worden ſind.

Zwei derſelben ſind noch vor dem genauern Studium der Kant'ſchen Theorie des Schönen und Erhabenen geſchrieben; es ſind die Abhandlungen „Ueber den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden“ und „Ueber die tragiſche Kunſt.“ In jener bietet uns der Verfaſſer die Erſtlinge ſeiner äſthetiſchen Speculation. Er vindicirt den ſchönen Künſten eine ſelbſtändige Bedeutung und will ſie daher nicht als bloße Dienerinnen der Moral angeſehen wiſſen. Ihr Zweck ſey das freie Vergnügen, d. h. dasjenige, das aus dem Spiele unſerer Vorſtellungen entſpringe. Dieſes freie Vergnügen beruht auf moraliſchen Bedingungen und kann auch nur durch moraliſche Mittel hervorgebracht werden. Ein freies Vergnügen empfinden wir aber über Alles, was wir uns als zweckmäßig vorſtellen. Nun beſtimmt Schiller die Claſſen unſerer zweckmäßigen Vorſtellungen, freilich in wenig befriedigender Weiſe, und verweilt dann insbeſondere bei dem Rührenden und Erhabenen, welches letztere aus einer Zweckmäßigkeit entſpringe, der eine Zweckwidrigkeit zu Grunde liege. Die dem Erhabenen correſpondirende Empfindung, die Rührung vereinige daher Vergnügen und Schmerz, ſie ſey eine Luſt an dem Leiden. Keine Zweckmäßigkeit erfreue uns aber mehr, als die moraliſche, beſonders dann, wenn ſie in einem Kampfe mit Naturzwecken oder mit einer niedrigern

moralischen Zweckmäßigkeit die Oberhand behalte. In diesem siegenden Widerstreite stellt uns vorzugsweise die Tragödie die menschliche Freiheit dar. In Coriolan siegt die Vaterlandsliebe über die Selbstliebe, in Timoleon die republicanische über die Bruderliebe. Dann werden weiter noch die Quellen unseres tragischen Vergnügens an den Handlungen eines Verbrechers aufgedeckt. — Im Ganzen hat Schiller schon in diesem Aufsatze seinen Genius würdig und kräftig ausgesprochen, wenn gleich in den Principien ihm Einiges mißlungen seyn möchte. Von Anderm abgesehen, hat er darin nicht wohl gethan, daß er dem Rührenden gleichen Rang mit dem Erhabenen einräumte, was auf seine nachherige poetische Praxis einen außerordentlich großen Einfluß geübt hat. In den meisten Dramen der dritten Periode überwiegt das Rührende das Erhabene, und zu einer reinen Darstellung des Erhabenen hat Schiller sich doch nur selten erhoben.

Der bald nachher geschriebene Aufsatz „Ueber die tragische Kunst" ist ein Versuch, den Begriff der wahren Tragödie aus ihren Elementen zu construiren. Er geht von der bekannten Erfahrung aus, daß das Spiel der Affecte immer etwas Angenehmes für uns hat, wenn wir uns nur in einer freien Gemüthsverfassung befinden. In diesem Falle ergötzen uns sogar, und zwar in hohem Grade, schmerzhafte Empfindungen. Schiller findet nun, in Uebereinstimmung mit dem vorigen Aufsatze, die Ursache dieser Thatsachen in der sittlichen Natur des Menschen.

In dem Grade nämlich, als der Menſch ſein ſittliches Vermögen ausgebildet habe, ſey er im Stande, die aus der ſinnlichen Natur ſtammenden ſchmerzhaften Affecte zu beherrſchen und in Schranken zu halten. Hiernach erklärt er dann das Vergnügen des Mitleids. Nämlich gerade durch den Angriff, den das Mitleid auf unſere Sinnlichkeit mache, werde die ſittliche Selbſtthätigkeit unſerer Vernunft aufgeregt und alſo der Zuſtand in uns herbeigeführt, welcher für uns der zweckmäßigſte und ſomit der erfreulichſte iſt. Die tragiſche Kunſt aber habe ſich dieſes Vergnügen des Mitleids insbeſondere zum Zwecke geſetzt. Nach dieſer Grundlegung unterſucht der Verfaſſer, wie das Vergnügen des ſympathetiſchen Leidens geſchwächt werde. Hier hebt er nun unter Anderm hervor, daß das Mitleid auch dann geſtört werde, wenn das Unglück des Leidenden von einem blinden Schickſale ausgehend gedacht werde, weßhalb er, merkwürdiger Weiſe, in der neuern Tragödie das Schickſal der Alten durch die Vorſehung verdrängt wiſſen will. Weiter wird dann die Frage beſprochen, wodurch das Vergnügen des Mitleids am unfehlbarſten und ſtärkſten geweckt werden könne. Schiller antwortet: dadurch, daß uns fremdes Leiden vorgeſtellt und nicht bloß erzählt wird, daß die ſympathetiſchen Eindrücke wahr, d. h. den allgemeinen und nothwendigen Bedingungen der menſchlichen Natur angemeſſen ſind, daß die dargeſtellte Handlung vollſtändig charakteriſirt iſt und als ſolche aufgefaßt wird, und daß ſie eine Dauer hat.

Und aus diesen Elementen erbaut er sich dann die Idee und den Begriff der tragischen Kunst, nur daß er die Begriffe der dichterischen Nachahmung leidender Menschen noch mit hinzunimmt. Der Zweck der Tragödie besteht darin, unser Mitleid zu erwecken, uns zu rühren. Die Mittel, die der Dichter bei der Behandlung seines Gegenstandes anwendet, um ihn rührend zu machen, machen die Form der Tragödie aus. — Schiller versuchte hier die Theorie des Dramas mittelst einiger von Aristoteles entlehnten Gedanken weiter auszubilden. Aber so viel Geistreiches und Vortreffliches diese Abhandlung auch enthält, so vermag sie dennoch nicht, wie in dem größern Werke über Schiller dargethan worden, die Ansprüche der Wissenschaft zu befriedigen.

Hatte sich Schiller in den beiden genannten Aufsätzen über sein dramatisches Geschäft verständigen wollen, so suchte er in den folgenden Abhandlungen, sich zum Allgemeinen erhebend, über das Sittlichschöne und Erhabene Aufschluß zu gewinnen. Als er nach leidlicher Genesung von der schweren Krankheit im Jahre 1791 in Kant's Theorie des Schönen und Erhabenen eingedrungen war, gelang ihm eine Arbeit, die an Umfang und Werth Alles übertraf, was er bisher über Aesthetik geschrieben hatte: die Abhandlung „Ueber Anmuth und Würde." Sie erschien zuerst im zweiten Hefte der Neuen Thalia vom Jahre 1793. Die Fundamentalgedanken derselben sind etwa folgende: Der menschliche Körper zeigt uns zwei Arten der Schönheit:

Die eine entſpringt aus ſeiner ſinnlichen Natur und heißt die fixe, architektoniſche oder die Schönheit des Baues. Da aber die Geſtalt auch unter dem Einfluſſe der Perſon oder der Freiheit ſteht, ſo gibt es auch eine Schönheit des Spiels oder Ausdrucks, eine bewegliche Schönheit, die Anmuth, welche auf den willensthätigen, ſich dem Körper mittheilenden Bewegungen der Seele beruht. Die anmuthige Bildung gehört zur ſprechenden, mimiſchen Bildung, ſie unterſcheidet ſich aber von dieſer dadurch, daß ſie auch zu ihres Eigenthümers Vortheil ſpricht, d. h. daß ſie eine moraliſche Empfindungsart und Fertigkeit ausdrückt. Sie erfolgt nämlich, wenn freie Willensbewegung und ſinnliche Affecte, wenn Pflicht und Neigungen, Vernunft und Sinnlichkeit in uns zuſammenſtimmen. Dieſe Harmonie unſerer ſittlichen und ſinnlichen Kräfte bildet die ſchöne Seele, und deren unabſichtlicher Ausdruck in der Erſcheinung iſt die Anmuth oder Grazie. Aber wenn dagegen die Geſetzgebung der Natur mit der der Vernunft in Widerſtreit geräth und der Menſch ſeine Neigung dem Pflichtgebote unterwirft, ſo handelt er moraliſch groß oder erhaben. Der Ausdruck dieſer ſittlichen Geiſteskraft in der Erſcheinung iſt Würde.

Wir haben dieſe Grundgedanken der Schrift in unſerm größern Werke näher beleuchtet und namentlich auf Einiges aufmerkſam gemacht, was unſrer vorgeſchrittenen Zeit als fehlgegriffen erſcheinen muß. Aber dieſer Ausſtellungen ungeachtet muß man das Zeugniß unterſchreiben, welches

Kant, der vollgültigste Gewährsmann, der Schrift ertheilt, „daß sie mit Meisterhand verfaßt sey.“ [1]) Um die Anmuth und Würde in ihren Geburtsstätten aufzusuchen und sie gleichsam vor unseren Augen entstehen zu lassen, entwickelt Schiller die wichtigsten Begriffe unsrer Natur, den Begriff der Schönheit, der Freiheit, der Naturnothwendigkeit und vieler anderer, und enthüllt die Oekonomie unserer sittlichen Kräfte, die Gesetzgebung unsrer praktischen Vernunft. Indem er in der Anmuth und Würde die entferntesten Spuren des Persönlichen im Menschen, der Pflicht und Freiheit, anerkennt, macht er, von jenen Endpuncten bis zum Uebersinnlichen vordringend, einen langen Weg durch das ganze Gebiet des Geistes, und läßt auf dieser großen Strecke auch das selten unberührt, was ihm nur zur Seite liegt. Die Abhandlung ist daher mit eben dem Rechte eine moralische, wie eine ästhetische zu nennen; denn ihr Verfasser schöpft ja das Schöne, von dem hier die Rede ist, nur aus sittlicher Quelle. Indem aber Alles so sorgfältig erörtert und so tief untersucht ist, und in dem Aufsatze, bei aller Strenge der Forschung, bei seinem systematischen Gange und seiner schönen Abrundung, dennoch so viele Ausbeugungen nach allen Seiten hin vorkommen: ist derselbe geschmückt mit einem großen Reichthume von Ideen, mit schönen Ausführungen, scharfsinnigen Unter-

---

1) Kant's Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft. S. 10.

ſcheidungen und einer Fülle freier, mit dem zarteſten Gefühle aus dem Leben gegriffener Bemerkungen. Namentlich muß die vergleichende Charakteriſtik der Anmuth und Würde nebſt beiden Abarten gegen das Ende der Darſtellung als unübertrefflich geprieſen werden.

Suchen wir für dieſe Schrift die Quelle in Schiller's innerm Leben, ſo ſehen wir unläugbar, daß ſich in dieſer Theorie der Würde ſein Freiheitsprincip, und in der Theorie der Anmuth ſein zweites Lebenselement, die Humanität ſeines Herzens, eine wiſſenſchaftliche Form ſuchte. Er erkannte aber nach dieſer vorläufigen Orientirung über ſich ſelbſt das Schwierige, ſich über ſein ganzes ſittliches Leben zugleich aufzuklären; deßwegen hielt er ſich in den nächſtfolgenden Aufſätzen allein an ſein Freiheitsprincip, auf welches er mit Kant das Erhabene gründete, und kehrte erſt in den Briefen über äſthetiſche Menſchenerziehung zur wiſſenſchaftlichen Auffaſſung der Humanität zurück, aus welcher er die Theorie des Schönen hervorgehen ließ. Es war natürlich, daß er das Element, welches ſich in ſeinem Leben am früheſten und ſtärkſten ausgebildet hatte, im Beſondern auch zuerſt wiſſenſchaftlich zu begreifen ſuchte. Wir legen daher im Folgenden zunächſt die Aufſätze vor, worin er ſich über das Erhabene und ſein Freiheitsprincip zu verſtändigen ſuchte.

Der Aufſatz „Ueber das Pathetiſche" iſt in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt nur das Fragment eines Fragmentes. In der Thalia (1793) erſchien nämlich eine längere,

unvollendet gebliebene Abhandlung: „Vom Erhabenen, zur weitern Ausführung einiger Kant'schen Ideen.“ Schiller nahm später in seine kleinen prosaischen Schriften nur den letzten Abschnitt derselben auf, der seiner Ueberschrift gemäß vom Pathetisch-Erhabenen handelt. Beide Theile, der unterdrückte und der aufgenommene, unterscheiden sich in ihrer Fassung sehr von einander. Der erste Theil ist eine begriffrechte Entwickelung und Classification des Erhabenen; in dem letzten Theile begegnet uns nicht eine vereinzelt wirkende Geisteskraft, sondern der ganze Schiller. Der Raum gestattet uns nicht, jenen allgemeinen Theil näher zu betrachten, wenn er gleich ein Meisterstück wissenschaftlicher Begriffsentwickelung ist, wie wir von unserm Denker nur noch Ein anderes besitzen. Wir müssen hier den Leser auf unsere Supplemente zu Schiller's Werken [1]) und die größere Schrift über Schiller [2]) verweisen.

Der aufgenommene Theil stellt als erstes Fundamentalgesetz der Tragödie die lebendigste Veranschaulichung der leidenden Natur auf. Pathos muß da seyn, damit die Fassung des Gemüthes sich als Kraft der Seele kund gebe und nicht als Unempfindlichkeit erscheine. Das zweite Grundgesetz ist Darstellung des moralischen Widerstandes gegen das Leiden. Daher wird jede Darstellung bloßer

1) IV, S. 520 ff.
2) Thl. 2, S. 326 u. ff.

(sinnlicher) Affecte als gemein verworfen. Hierauf wird die Frage erörtert, wie das überſinnliche Princip im Menſchen, die moraliſche Widerſtandskraft, ſinnlich dargeſtellt werden könne. Der Künſtler muß alle nur inſtinctartigen Erſcheinungen des Menſchen, die der freie Wille nicht beſtimmen kann, leidend, dagegen alle anderen willensthätigen Aeußerungen ruhig und mit jenen contraſtirend darſtellen. Denn hierdurch wird offenbar auf eine überſinnliche Kraft im Menſchen hingewieſen. Sodann wird das Erhabene der Faſſung und das Erhabene der Handlung einander gegenübergeſtellt. Jenes entſpringt, wenn ſich die Selbſtſtändigkeit des Geiſtes im Zuſtande des Leidens negativ offenbart, d. h. wenn der ethiſche Menſch von dem phyſiſchen das Geſetz nicht empfängt; dieſes, wenn ſie ſich poſitiv kund gibt, d. h. wenn der ethiſche Menſch dem phyſiſchen das Geſetz gibt, oder mit anderen Worten, wenn ſein Leiden das Werk ſeines moraliſchen Charakters iſt. Dieß kann auf zweierlei Weiſe geſchehen, entweder indem der Menſch aus Achtung für irgend eine Pflicht das Leiden erwählt, oder indem er eine übertretene Pflicht moraliſch büßt. Daran ſchließt ſich endlich noch eine ſehr ausgeführte Unterſcheidung der moraliſchen und äſthetiſchen Schätzung.

In dieſer Unterſuchung über das Erhabene hatte Schiller noch einen Gegenſtand, die Analyſe des theoretiſch Erhabenen (des Erhabenen der Faſſung) unerledigt gelaſſen, und daher in der Thalia eine Fortſetzung des

Aufsatzes am Ende versprochen. Er erfüllte sein Versprechen in einer eigenen, vortrefflichen Untersuchung, welcher er den bescheidenen Titel „Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände“ gab, ohne daß dieser Aufsatz in seiner wissenschaftlichen Form unzusammenhängender oder freier wäre, als die meisten anderen. Er hebt mit einer Vergleichung des Angenehmen, Guten und Schönen an, beleuchtet dann durch Beispiele und Begriffe die hiervon verschiedene Lust am Erhabenen in seinen beiden Gestalten, und geht dann zu seinem eigentlichen Zwecke, zu einer Exposition des Erhabenen der Fassung über. Hiernach könnte die Untersuchung benannt werden, wenn das eigentliche Thema in der gegenwärtigen Gestalt des Aufsatzes nicht verhältnißmäßig zu kurz behandelt wäre. Wir sagen: in der gegenwärtigen Gestalt; denn die Abhandlung ist nicht nur unvollendet geblieben, [1]) sondern in unserer jetzigen Ausgabe ist auch ein sehr großes Stück des eigentlichen Themas, und zwar ein Meisterstück streng wissenschaftlicher, fast mathematisch evidenter Beweisführung, [2]) ausgemerzt worden. Hierdurch kam es, daß der eigentliche Aufsatz nicht mehr Raum einnimmt, als die einleitenden Gedanken.

Uebersehen wir die bisher betrachteten Abhandlungen

---

1) In der Thalia (1793) stehen am Ende derselben die Worte: „Die Fortsetzung folgt.“

2) Mitgetheilt in meinen Supplem. zu Sch. W., IV, 552 u. ff.

in ihrem Zusammenhange, so finden wir: Im ersten Aufsatze leitet Schiller das tragische Vergnügen aus dem Principe der Vernunft ab; im zweiten führt er eine wissenschaftliche Genesis des Begriffs der Tragödie aus; im dritten deducirt er die Anmuth und Würde aus der Harmonie und dem Widerstreite der Sinnlichkeit mit der Vernunft; im vierten stellt er eine allgemeine Theorie des Erhabenen auf, aus welcher er dann in einem besondern Abschnitte die Fundamentalgesetze der Kunstdarstellung des Erhabenen hervorgehen läßt, und, jene Theorie vervollständigend, spricht er im fünften Aufsatze von dem theoretisch Erhabenen. Hierdurch ist die Theorie des Erhabenen beinahe erschöpft und auf den Zweck der tragischen Kunst, so wie deren Begriff und Ausübung angewandt, ja es ist sogar der äußere Ausdruck des Erhabenen nachgewiesen. Nach allem diesem blieb von der ganzen Lehre des Erhabenen nichts Bedeutendes mehr übrig, als den Werth desselben für die Menschenbildung darzustellen, was später noch geschah. Ein Gedankenkreis ist somit beinahe vollkommen ausgemessen. Schiller hat sich über das orientirt, was ihm am nächsten lag; er hat seinen dramatischen Genius in Harmonie gebracht mit seinem sittlich-heroischen. Wie früher darstellend, so hat er jetzt untersuchend sein Freiheitsprincip manifestirt.

Bei dieser Einheit ihres Endzweckes wird der tiefer Blickende in diesen verschiedenen Aufsätzen, so frei auch ihre Behandlung seyn mag, dennoch einen durchlaufenden

Faden der Methode nicht verkennen. Sie erheben sich von besonderen Betrachtungen zur allgemeinen Theorie; sie beginnen mit dem Aeußern und enden mit dem Innern. Und eben so läßt sich in ihnen ein bedeutender Fortschritt in den Einsichten und der Darstellung ihres Urhebers bemerken. In den ersten Aufsätzen ist Manches verfehlt, Einiges vielleicht ungenießbar, was sich aber im Fortgange allmälig ausmerzt, bis sich zuletzt Ansichten und Form zu einer hohen Klarheit läutern.

Schiller's nächste Aufgabe war nun, jener Theorie des Erhabenen eine Lehre des Schönen zur Seite zu stellen und den Werth des Schönen für das Menschenleben nachzuweisen. Dieß geschah in freier Form in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen. Sie erschienen zuerst in den Horen 1795 in drei Abtheilungen, die wir einzeln betrachten, weil sie nach Inhalt und Geist in sich gewissermaßen abgeschlossen und von einander sehr verschieden sind.

Die erste Abtheilung, welche die neun ersten Briefe umfaßt, ist eigentlich nur eine Einleitung. Der Zeitgeist, sagt der Verfasser, scheine Untersuchungen über das Schöne und die Kunst nicht günstig zu seyn; denn der materielle Nutzen beherrsche die Welt, und das Interesse an der großen politischen Rechtsfrage des Jahrhunderts lasse kein anderes aufkommen. Doch sey der Gegenstand seiner Abhandlung weit weniger dem Bedürfnisse, als dem Geschmacke des Zeitalters fremd. Der bisherige Naturstaat

könne dem Vernunftstaat nicht auf einmal weichen sondern es müsse von der Herrschaft bloßer Kräfte ein Uebergang zur Herrschaft der Vernunftgesetze gesucht werden. Dieser Uebergang bestehe darin, daß die Triebe, Gefühle und demgemäß die Kraft des Charakters übereinstimmend gemacht würden mit der Vernunft. Eine solche harmonische Cultur hätten die Griechen gezeigt, uns Neueren dagegen sey an die Stelle dieser Totalität der ächtmenschlichen Bildung ein Antagonismus der geistigen Kräfte getreten. Der eigenthümliche moderne Culturgang und die künstliche Zersplitterung der Arbeiten und Geschäfte hätten unsere Anlagen unharmonisch gebildet und in Widerstreit gebracht, wobei die Gattung wohl gewonnen, aber das Individuum nothwendig verloren habe. Um aber diese Entgegensetzung, diese Zerrissenheit des innern Menschen aufzuheben, gebe es nur Einen Weg. Man müsse nämlich durch die Schönheit die lebendigen Triebe veredeln, durch die Kunst unser Empfindungsvermögen ausbilden.

Wir möchten zweifeln, ob sich in unserer ganzen Literatur Etwas mit diesen ersten neun Briefen vergleichen läßt: so durchaus vortrefflich sind sie! Das herrlichste Gleichgewicht der Gemüthskräfte prägt sich darin aus. Man sieht es ihnen an, daß sie in der freiesten, heitersten Geistesstimmung, daß sie in der geliebten Heimath und an einen hochgeehrten Freund geschrieben, und später mit großer Sorgfalt überarbeitet sind. Nicht im Allgemeinen wird hier der Werth des Schönen und der Kunst abgeschätzt,

ſondern die Unterſuchung faßt die Bedürfniſſe, die Mängel der ganzen modernen Menſchheit ins Auge und wird dadurch zu einer lebendigen Charakteriſtik. Philoſoph und Hiſtoriker gehen hier Hand in Hand; aber beide verſchwinden den Leſern wieder in dem Bilde des edelſten Menſchen, der vor ihre Seele tritt. Und noch mehr erhalten hierdurch dieſe Briefe den Charakter des ächt Menſchlichen, daß Schiller, ganz im Intereſſe ſeines uns bekannten ächt humanen Lebensprincips, die Sache der Alles vereinenden menſchlichen Natur gegen die Anmaßungen des Alles trennenden Verſtandes in Schutz nimmt, daß er als Verfechter der Rechte der lebendigen Triebe, der Kräfte des Willens auftritt gegen die einſeitige Begriffsmäßigkeit der Vernunft, wie ſie in der Tendenz ſeines Jahrhunderts lag Gewiß hat Schiller darin recht geſehen, daß bei aller Veredlung die vorhandenen Triebe, Gefühle und Willenskräfte den Ausſchlag geben und dieſe daher vor Allem geweckt und veredelt werden müſſen. Ob aber hierzu die Schönheit und Kunſt ein zureichendes Mittel ſey, iſt die Frage. Unſer Schriftſteller glaubt dieß, und er findet in dieſem erhabenen Endzwecke und in der Immunität der Kunſt von aller Willkür der Menſchen die hohe Würde des Künſtlers, die er im neunten Briefe ſo herrlich geſchildert hat. Er ſagt, [1]) er habe dazu das Portrait Goethe's genommen. Allerdings paſſen auch einige Züge ſpeciell

1) Briefwechſel mit Goethe, Th. 1, S. 51.

auf dieſen; aber im Ganzen iſt es doch nur Goethe's Bild, wie Schiller es in dem idealiſirenden Spiegel ſeines eigenen erhabenen Geiſtes zurückſtrahlen ſah.

Die zweite Abtheilung dieſer äſthetiſchen Unterſuchungen in Briefform erſtreckt ſich vom zehnten bis zum ſechszehnten Briefe einſchließlich. Schiller beginnt hier ſeine „Metaphyſik des Schönen“ aufzuſtellen. Das jetzige Geſchlecht, iſt die Gedankenbewegung des Verfaſſers, ſoll durch Kunſtſchönheit von der Rohheit und der Erſchlaffung abgeführt, und ſo eine zwiefache, entgegengeſetzte Aufgabe durch Ein Mittel gelöſ't werden. Um die Möglichkeit hiervon nachzuweiſen, müſſen wir den reinen Begriff der Schönheit aus der ſinnlich vernünftigen Natur des Menſchen ableiten und ſo die Schönheit als eine nothwendige Bedingung der Menſchheit aufzeigen. Hier ſetzt nun Schiller der Perſon (der Vernunft, Freiheit) des Menſchen deſſen Zuſtand (Sinnlichkeit) entgegen. Demgemäß nimmt er einen (vernünftigen) Formtrieb und einen (ſinnlichen) Stofftrieb an, welche beide unſer Weſen nur unvollſtändig, einſeitig ausdrücken. Nur wer ſich zugleich als Materie (ſinnlich) und als Form (geiſtig) fühlt und erkennt, hat eine vollſtändige Anſchauung ſeiner Menſchheit und darin ein Symbol ſeiner ausgeführten Beſtimmung. Dieſes Geſchäft vollführt der Spieltrieb, welcher Werden mit abſolutem Seyn, Veränderung mit Idealität, Glückſeligkeit mit Vollkommenheit verbindet und zugleich phyſiſch und moraliſch iſt. Der Menſch iſt nur da ganz

Menſch, wo er ſpielt. Indem nun der Gegenſtand des Stofftriebes Leben, der des Formtriebes Geſtalt iſt, muß das Object des Spieltriebes nothwendig lebende Geſtalt ſeyn, ein Begriff, welcher weſentlich allen den Dingen zukommt, denen wir Schönheit zuſchreiben. Mit der Forderung der vollendeten Menſchheit iſt auch die Forderung der Schönheit gegeben. Die Schönheit in der Idee beſteht alſo in dem möglichſten Gleichgewichte des Stoffs und der Form. In der Wirklichkeit aber iſt immer ein Schwanken zwiſchen dieſen beiden Principien. Bei vorherrſchender Materie wird die Schönheit zur ſchmelzenden (auflöſenden, abſpannenden) Schönheit, bei vorherrſchender Form zur energiſchen (anſpannenden) Schönheit. Der unter der ausſchließenden Herrſchaft der Sinnlichkeit oder der Begriffe ſtehende Menſch iſt angeſpannt und bedarf der ſchmelzenden Schönheit, welche das ſinnliche Leben beſänftigt und das geiſtige belebt. Den ſinnlich oder geiſtig abgeſpannten Menſchen richtet die energiſche Schönheit wieder auf.

Es fehlt dieſer ganzen Theorie an wiſſenſchaftlicher Haltbarkeit, ſo wie auch die darin eingeführte Terminologie zu mannigfachen Bedenken Anlaß gibt, was freilich hier nachzuweiſen der Raum nicht geſtattet. Schiller mochte es auch ſelbſt fühlen, auf welcher unſichern Grundlage er die Schönheit gebaut hatte; denn wir ſehen ihn in der folgenden Abtheilung einen neuen Anlauf nehmen, ihr Weſen und ihren Urſprung darzulegen.

In der dritten Abtheilung soll nämlich zunächst „der Ursprung der Schönheit im menschlichen Gemüthe“ erforscht werden, was völlig unnöthig wäre, wenn der versprochene „reine Vernunftbegriff der Schönheit“ bereits aufgefunden wäre. Diese Untersuchung läuft bis zum Ende des zweiundzwanzigsten Briefes fort, ohne daß wir über das Wesen der Schönheit wirklich aufgeklärt werden. Vom dreiundzwanzigsten Briefe an handelt Schiller endlich speciell von der schmelzenden Schönheit, welche den Menschen von der sinnlichen Stufe zu der logisch-moralischen hinüberführen soll. Die ästhetische Menschenbildung sey nothwendige Mittelstufe zwischen diesen beiden. Der Keim der Schönheit entwickelt sich unter glücklichen äußeren Verhältnissen zuerst an Putz und Spiel; denn das Wesen der Schönheit sey der Schein. Der erweckte Spieltrieb mache dann sogleich den Bildungstrieb rege, und es entstehe eine Kunst des Scheins. Dieser ästhetische Schein müsse aufrichtig und selbstständig seyn; er repräsentire sich aber am vollständigsten im schönen Umgange und gebe dem Menschen einen gesellschaftlichen Charakter. Es bilde sich ein eigener ästhetischer Staat, welcher sich aber — nur in wenigen auserlesenen Cirkeln befinde.

In diesen, gerade nicht erhebenden und ermuthigenden Gedanken läuft die Untersuchung aus, ohne ihre Aufgabe befriedigend gelöst zu haben. Schiller hätte in der dritten Abtheilung der Briefe zunächst folgende vier besondere Fragen zu beantworten gehabt: Wie nimmt die schmelzende

Schönheit die Herrschaft der Sinnlichkeit von dem Menschen ab? und wie die Herrschaft der Begriffsanstrengung? Wie macht die energische Schönheit den im Genusse Verweichlichten wieder rüstig? und wie den durch Arbeit Abgespannten? Er führt aber eigentlich nur die erste Untersuchung durch: wie der Mensch von der Sinnlichkeit aus durch die Mittelstufe der Schönheit zur sittlichen Cultur gelange. Schon in dieser Beziehung ist also die Abhandlung unvollständig und unbefriedigend. Noch weniger aber leistet sie, was ihr Titel verkündigt. Von der Erziehung des Menschen kommt eigentlich erst vom dreiundzwanzigsten Briefe an Etwas vor, und das ist so allgemein gehalten, daß man auch diesen Theil eher etwa „von der Bedeutung des Schönen für die Bildung des Menschen" überschreiben möchte. Denn in einer ästhetischen Erziehungslehre würde hauptsächlich auch die Art und Weise angegeben werden müssen, wie der Mensch durch das Schöne zu bilden sey. Schiller hatte sich hier in Untersuchungen eingelassen, die er auf dem eingeschlagenen Wege unmöglich beendigen konnte. Man fühlt es auch zuletzt der Schrift an, daß ihr Verfasser kein Herz mehr zu dem Gegenstande hatte; es bemächtigt sich unser ein unheimliches Gefühl um so mehr, als uns Rhetorik statt des sichern, ruhigen Ganges der einfachen Wahrheit geboten wird.

Der kleine Aufsatz „über das Erhabene", zu dem wir nun übergehen, ist einerseits, wie schon oben angedeutet wurde, als eine Ergänzung von Schiller's Lehre

des Erhabenen, andererſeits als eine Fortſetzung der äſthetiſchen Briefe zu betrachten. Er iſt nach dem Jahre 1797, und nicht, wie irrthümlich geſagt worden, „einige Zeit nach dem Jahre 1793“ geſchrieben. Eine ſo reine, edle Blüthe des Schiller'ſchen Genius kann nur in einem Momente der Entfaltung entſtanden ſeyn, wo jener ſich von allem Zwange der Schulformeln befreit hatte. Der aufgeklärteſte Verſtand, das ſchönſte Herz und die Seele einer weiſen Muſe leben in Eintracht in der Abhandlung. Kein fremdartiger Beiſatz entſtellt ſie. Nur die eigenthümlichen Früchte des Selbſtdenkens oder die zum Eigenthume gewordenen Reſultate philoſophiſcher Studien werden hier angeboten. Keine Spur eines mühſamen Ringens nach philoſophiſcher Begriffsbeſtimmung oder Begründung; die Anfänge der Unterſuchung werden in dem unmittelbaren Bewußtſeyn des Menſchen aufgegriffen, aber nicht bis in die Tiefe der Speculation verfolgt. Der gebildete Menſch allein ſpricht hier zum gebildeten Menſchen. Die Schrift handelt eigentlich *von der Bedeutung des Erhabenen für den Menſchen*; ſie ſpricht davon, „wie weit uns das Erhabene in unſerer Cultur führe“, oder davon, „daß die Fähigkeit, das Erhabene zu empfinden, eine der herrlichſten Anlagen in der Menſchennatur iſt, welche wegen ihres Einfluſſes auf den moraliſchen Menſchen die vollkommenſte Entwickelung verdient; und daß *das Erhabene zu dem Schönen hinzukommen muß, um die äſthetiſche Erziehung zu einem vollſtändigen*

Ganzen zu machen." So wird also eine Hauptlücke der ästhetischen Erziehungslehre, welche die vorher besprochenen Briefe gelassen hatten, in dieser Abhandlung ausgefüllt.

Gleichfalls ein Zweig dieser Briefe ist die kleine Abhandlung: „Ueber die nothwendigen Gränzen beim Gebrauche schöner Formen." In jenen Briefen hatte der Verfasser gesagt, daß er noch einmal insbesondere Veranlassung nehmen werde (nachdem er die Rechte der ästhetischen Formen ins Licht gestellt habe), auch von den nothwendigen Gränzen des Aesthetischen zu reden. Diese Gränzen sind ihrer Natur nach doppelter Art: sie finden entweder im Theoretischen oder im Praktischen statt. Und darnach zerfiel ihm dieser ganze Vorwurf in zwei ursprünglich getrennte Aufsätze, welche später, nicht sehr passend, in diesen einen zusammengeschmolzen wurden. Der erste war überschrieben: „Von den nothwendigen Gränzen des Schönen", der zweite: „Von der Gefahr ästhetischer Sitten." Wir unterlassen es, den Gedankengang beider Darstellungen darzulegen, da er auch für den an philosophische Deductionen wenig gewöhnten Leser leicht zu verfolgen ist.

Ganz innerhalb der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen liegt der Inhalt einer später geschriebenen Skizze: Ueber den moralischen Werth ästhetischer Sitten. Der Grundgedanke — daß das Sittliche durch das Schönheitsgefühl oder den Geschmack begünstigt werde — ist aus jener größern Schrift herübergenommen.

Aber die Anwendung wird hier auf zwei äußere Verhältnisse des Menschen gemacht, wodurch der Geschmack einen glücklichen Einfluß auf die sittliche Cultur haben soll. Erstlich breche derselbe den rohen Affect der sinnlichen Begierde durch den guten Ton der Gesellschaft, welcher selbst nichts anderes sey, als ein ästhetisches Gesetz, und bringe Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit in unser Betragen — wodurch dem guten Willen ein freier Spielraum verschafft und ein großer Vorschub geleistet werde. Dann sey er auch dadurch von großer Bedeutung für unsere Sittlichkeit, daß er der Legalität unseres Betragens höchst förderlich sey. So könne denn der Geschmack — wie auch die Religion — zu einem Surrogat der wahren Tugend dienen. — In Betreff der Einwendungen, die sich gegen diese Erörterungen machen lassen, müssen wir die Leser auf unser großes Werk verweisen.

Mit dem letztgenannten Aufsatze schloß sich Schiller's eigentliche Metaphysik des Schönen und Erhabenen vollständig ab, und — zugleich sein Moralsystem; denn er hatte die Theorie des Erhabenen auf sein Freiheitsprincip und die des Schönen auf sein Humanitätsprincip gegründet, welche beide der Inhalt seiner sittlichen Welt waren. Als er aber nun zur poetischen Darstellung übergehen wollte, derenthalben alle diese Untersuchungen eigentlich unternommen worden waren, fühlte er, daß er sich noch über eben diese poetische Darstellung selbst theoretisch orientiren müsse; und aus diesem Bedürfnisse entsprang

der Aufsatz „Ueber naive und sentimentalische Dichtung," welchem später die Skizze „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und des Niedrigen in der Kunst" als eine Ergänzung beigegeben wurde. Ueber diese zweite Gruppe, die Uebergangsaufsätze von der Philosophie zur Poesie, behalten wir uns vor, im folgenden Capitel das Nähere zu berichten. Aus dem Bisherigen erhellt aber schon zur Genüge, daß die ästhetischen Abhandlungen Schiller's einen wohlgeordneten, organisch zusammenhangenden und abgeschlossenen Cyclus bilden, und in freiem Gange die ganze Poetik durchlaufen. Sie sind nothwendige Früchte des Schiller'schen Geistes, in dessen successiver Entwickelung jede ihre Stelle und ihre Zeit hat.

Neuntes Capitel.

Ueberdruß an der Speculation. Fichte. Endliche Rückkehr zur Poesie. Stiftung des Musenalmanachs. Schiller's Begründung seiner eigenen Dichtweise neben der antiken. Die Schrift über naive und sentimentalische Dichtung und die Skizze über den Gebrauch des Gemeinen und des Niedrigen in der Kunst.

Wir sind nun zu dem Zeitpuncte gekommen, wo wir Schiller's schwierigen und allmäligen Uebergang von der Speculation zur Production darzustellen haben, — oder

vielmehr die Rückkehr von jener zu dieser. Denn ohne sich früher in der Poesie vielfach versucht und geübt zu haben, hätte sich jetzt in ihm schwerlich der Dichter vom Philosophen losgewunden. Schiller's philosophische Untersuchungen selbst erleichterten diesen Rücktritt, weil sie der Poesie so nahe wie möglich lagen; denn ihr Inhalt war ja das Aesthetische, ihre Form war von einem poetischen Elemente durchdrungen, und ihr Verfasser hatte sich, wie er an Körner schreibt, nur der Ausübung wegen mit der Theorie geplagt. Diese Theorie konnte jetzt, nach Abfassung der ästhetischen Briefe (denn deren Beilagen kommen nicht in Betracht), als beendigt erscheinen; und so sah er sich von der Philosophie wie entlassen, nachdem er das übernommene Geschäft vollständig verrichtet hatte. Zwar ganz genügend war die Aufgabe nicht gelöst worden; denn die in den ästhetischen Briefen aufgestellte Theorie des Schönen konnte ihn unmöglich selbst befriedigen. Aber selbst dieses ungenügende Resultat am Ende der Laufbahn mußte den Uebertritt auf das angränzende Gebiet der Dichtkunst beschleunigen.

In dem Briefwechsel zwischen ihm und Goethe finden wir seinen Ueberdruß am Theoretisiren und seine Sehnsucht nach der Dichtkunst stark genug ausgedrückt. „Ich gebe schon an sich," heißt es an einer Stelle, „der Darstellung vor der Untersuchung den Vorzug." Er lechzte ordentlich, wie er sich ausdrückt, nach einer individuellen Darstellung. „Es ist hohe Zeit," sagt er anderswo

„daß ich für eine Weile die philoſophiſche Bude ſchließe. Das Herz ſchmachtet nach einem betaſtlichen Gegenſtande.“ Dieſes Verlangen wurde durch den Verkehr mit Goethe unendlich verſtärkt, während auf die andre, die philoſophiſche Wagſchale, kein neues Gewicht mehr gelegt wurde. Humboldt, mit dem er „das geſellſchaftliche Denken“ beinahe täglich geübt und genoſſen hatte, war gegen Anfang Juli's 1795 mit den Seinigen in Familienangelegenheiten nach ſeinem Gute Tegel bei Berlin abgereiſ't. Die Krankheit ſeiner Mutter und Frau verzögerte ſeine Rückkehr bis zu Ende 1796.

Die Verbindung mit Fichte, welcher damals an Reinhold's Stelle nach Jena berufen wurde, war nur kurz und nie enge. Fichte hatte Schiller in Tübingen kennen lernen, als er von der Schweiz nach Jena reiſ'te, um ſeine akademiſche Lehrſtelle anzutreten. Nach Schiller's Rückkehr aus der Heimath ſchloß ſich ihm Fichte als Mitarbeiter der Horen an und übte damals auch einigen Einfluß auf die Methode ſeines Philoſophirens aus. Bald aber ſtellten ſich zwiſchen beiden Männern Differenzen hervor. Schiller war viel zu beſonnen, als daß er Fichte's ganz unhaltbarem, wenn auch ſcharfſinnig und conſequent durchgeführtem Idealismus den mindeſten Beifall hätte ſchenken können. „Die Welt iſt ihm ein Ball,“ ſchreibt er an Goethe, „den das Ich geworfen hat, und den es bei der Reflexion wieder fängt! Sonach hätte er ſeine Gottheit wirklich declarirt, wie wir neulich von ihm erwarteten.“

Er unterließ es auch nicht, die neue Philoſophie zu geißeln. Denn daß die ſatyriſchen Gedichte, „Der Metaphyſiker“ und „Die Weltweiſen,“ dieſes wenigſtens im Anfange, auf Fichte zielen, möchte kaum zu bezweifeln ſeyn. Ganz ausdrücklich liegt aber die Satyre in dem Xenion:

Ich bin Ich und ſetze mich ſelbſt, und ſetz' ich mich ſelber
Als nicht geſetzt, nun gut! hab' ich ein Nicht-Ich geſetzt.

Auch Fichte's moraliſcher Rigorismus, der ſich in ſeinen Schriften erhabener ausnimmt, als er im Leben bequem zu ertragen war, und ſeine rückſichtsloſe, oft gewaltſame Weiſe, die menſchlichen Dinge zu behandeln, wodurch er ſich damals mit dem akademiſchen Senate und den Studenten überwarf, konnten dem umſichtigen, in der ſtrengen Schule der Reſignation erzogenen Schiller nicht zuſagen. Ein beſonderer Vorfall erkältete das Verhältniß beider Männer noch mehr. Schiller machte an einem für die Horen beſtimmten Aufſatze „Ueber Geiſt und Buchſtaben in der Philoſophie“ manche Ausſtellungen, und gab Fichte'n ſogar Verworrenheit der Begriffe über ſeinen Gegenſtand Schuld. Von dieſer Zeit an ſcheint beinahe kein Verkehr mehr zwiſchen beiden Männern beſtanden zu haben, bis ſich Fichte im Auguſt 1798 wieder näherte. Nicht lange nachher ward Fichte durch die kurſächſiſche Regierung des Atheismus beſchuldigt. Als er gegen dieſe Anklage ſeine Appellation an das Publicum ſchrieb, übernahm es Schiller im Sinne der milden Weimariſchen Regierung, welche die ganze Angelegenheit als möglichſt unbedeutend zu behandeln

ſuchte, den heftigen Mann zu beruhigen. Er verſuchte dieß in einem uns erhaltenen, merkwürdigen Briefe,[1]) der ſeinem Verfaſſer alle Ehre macht, indem er einerſeits ſeine mäßige und richtige Beurtheilung der Dinge, andrerſeits ſeine entſchiedene Mißbilligung der Geiſtesbeſchränkung in der Wiſſenſchaft an den Tag legt. Durch die leidenſchaftliche Unfügſamkeit aber, welche Fichte bei dieſer Gelegenheit bewies, ſcheint er es mit Schiller'n vollends verdorben zu haben.

Ueberhaupt lebte dieſer in der Zeit, wovon wir hier zunächſt zu reden haben, im Sommer 1795, mit Philoſophen beinahe außer allem Verkehre. „Keine Metaphyſik kam mehr über ſeine Schwelle.“ Um ſo ungetheilter und freier konnte er ſich den ſanften und reinen Einwirkungen Goethe's hingeben. Durch die vierzehntägige Conferenz in Weimar, durch häufige Beſuche, die Goethe bei dem einſamen, kranken Freunde in Jena machte, durch Geſpräche, Briefe, Mittheilungen und das Studium ſeiner alten und neuen Werke lebte ſich Schiller in die Goethe'ſche Denk- und Dichtweiſe ein, verſchaffte er ſich ſchnell ein richtiges Bild dieſes von ihm gänzlich verſchiedenen Geiſtes, welcher ihm mit allen ſeinen denkenden Kräften auf die Imagination, als deren gemeinſchaftliche Repräſentantin, compromittirt zu haben ſchien.[2]) Goethe ſchickte ihm für

---

1) S. die größere Schrift, Th. 3, S. 52 f.
2) Briefwechſel mit Goethe, Th. 1, S. 26.

den Musenalmanach (von dem wir sogleich sprechen werden) Epigramme, für die Horen Episteln, Elegien und in einzelnen Abschnitten die Erzählungen der Ausgewanderten, lauter Erzeugnisse der vollendeten Kunst, und er theilte ihm endlich von seinem gerade damals erscheinenden Wilhelm Meister die ersten Bücher mit, in einzelnen Bogen, wie sie eben die Presse verließen, die späteren im Manuscripte, und bat sich sein Urtheil, seinen Rath und seine Ermunterung zur Vollendung des Werkes aus. Es läßt sich schwer sagen, mit welchem steigenden Genusse, mit welcher Herzensluft und ungetheilter Empfindung Schiller die einzelnen Sendungen dieses Romans las, dessen Erscheinung noch erlebt zu haben er sich glücklich pries, wie er in das Einzelne eindrang und sich endlich des Ganzen bemächtigte. Die Reihe von Beurtheilungen im Briefwechsel mit Goethe gibt von seinem eindringenden Studium den besten Begriff. Ein solches Werk mußte ihm die Metaphysik noch mehr verleiden. „Ich kann Ihnen nicht ausdrücken," schreibt er an Goethe, „wie peinlich mir das Gefühl oft ist, von einem Producte dieser Art in das philosophische Wesen hineinzusehen. Dort ist Alles so heiter, so lebendig, so harmonisch aufgelöst und so menschlich wahr, hier Alles so strenge, so rigid und abstract und so höchst unnatürlich, weil alle Natur nur Synthesis und alle Philosophie Antithesis ist. Zwar darf ich mir das Zeugniß geben, in meinen Speculationen der Natur so treu geblieben zu seyn, als sich mit dem Begriffe der Analysis

verträgt, ja vielleicht bin ich ihr treuer geblieben, als unsere Kantianer für erlaubt und für möglich hielten. Aber dennoch fühlte ich nicht weniger lebhaft den Abstand zwischen dem Leben und dem Raisonnement — und kann mich nicht enthalten, in einem solchen melancholischen Augenblicke für einen Mangel in meiner Natur auszulegen, was ich in einer heitern Stunde bloß für eine natürliche Eigenschaft der Sache ansehen muß. So viel ist indeß gewiß: der Dichter allein ist der einzig wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Carricatur gegen ihn." Daher wurde ihm auch die Fortsetzung seiner ästhetischen Briefe, für die er längst kein Herz mehr hatte, unendlich schwer. Ueber einem gewissen Problem brütete er fünf Wochen lang, bis dasselbe endlich, wie er sagt, durch den milden Sonnenblick in einigen freundlichen Tagen gelöst wurde.

Endlich nach Vollendung dieser Arbeit versuchte er sich Anfangs Juni 1795 wieder im Dichten. Er baute sich die Brücke so gut es sich thun ließ, und machte den Anfang mit der gereimten Epistel „Poesie des Lebens," welche an die in seinen ästhetischen Briefen so eben verlassene Materie angränzte. Es war seit den Künstlern, also seit sieben Jahren, vermuthlich sein erster lyrisch-didaktischer Versuch. Noch andere kleine Gedichte wurden begonnen, aber sie rückten langsam vor, da er oft ganze Wochen lang durch seine Krämpfe zu jeder Arbeit durchaus untüchtig war; doch auch so verloren sich Lust und Laune nicht, so daß sich die Sammlung der neuen Gedichte innerhalb weniger

Monate erfreulich vermehrte. Er ließ viele in die vier letzten Stücke der Horen von 1795 einrücken, weßwegen Herder sagte, daß mit dem neunten Stücke, mit welchem die Dichtkunst das Uebergewicht über die Philosophie gewinne, eine andere Hore anfange. Die übrigen brauchte er für den Musenalmanach.

Denn eine so außerordentliche Thätigkeit entwickelte Schiller, daß er zugleich mit den Horen noch einen Musenalmanach herauszugeben unternahm. „Es sollte," wie Goethe erzählt, „eine poetische Sammlung seyn, die jener meist prosaischen in den Horen vortheilhaft zur Seite stehen könnte. Auch hier war ihm das Zutrauen seiner Landsleute günstig. Die guten strebsamen Köpfe neigten sich zu ihm." Schon im September 1794 hatte Schiller diesen Plan gefaßt, wahrscheinlich in Folge des Todes von Bürger (8. Juni d. J.). Der neue Almanach sollte den Bürger'schen vertreten, dessen Fortsetzung nicht zu erwarten stand, der aber doch durch Freunde des Verstorbenen fortgeführt ward. „Mir ist diese Entreprise," schreibt Schiller am 20. October an Goethe, „dem Geschäfte nach, eine sehr unbedeutende Vermehrung der Last, aber für meine ökonomischen Zwecke desto glücklicher, weil ich sie auch bei einer schwachen Gesundheit fortführen und dadurch meine Unabhängigkeit sichern kann." Der erste Jahrgang dieses alle seine Vorgänger und Altersgenossen weit überragenden, mit Beiträgen von Goethe, Herder, Haug, Kosegarten, A. W. Schlegel, Woltmann, Conz,

Hölderlin u. A. trefflich ausgestatteten Musenalmanachs erschien bei Michaelis in Neustrelitz, und wurde unter Wilhelm von Humboldt's Obhut in Berlin gedruckt. In dem Maße, als bei Schiller die Poesie die Ueberhand gewann, wandte er seinen Fleiß und seine Neigung allmälig mehr und mehr, endlich ganz, dieser poetischen Sammlung zu, und entzog sie in eben dem Grade nach und nach den Horen, so daß diese zuletzt eines langsamen Todes starben.

Der erste Ausflug ins Gebiet der Dichtkunst nach einer so langen Pause war glücklich gethan, und es entstanden nun in wunderbarer Schnelligkeit eine Menge kleinerer Stücke, meistens epigrammatischer Art, und auch einige größere Gedichte, auf die wir im folgenden Theile zurückkommen werden. Es war als sollte sein Genius das in langer Zeit Versäumte jetzt in kurzer Frist wieder nachholen, als habe dieser nur deßwegen so lange geruht, um sich nun desto machtvoller zu erheben. „Ihre Gedichte," schrieb ihm Goethe, „haben besondere Vorzüge, und ich möchte sagen, sie sind nun, wie ich sie vormals von Ihnen hoffte. Diese sonderbare Mischung von Anschauen und Abstraction, die in Ihrer Natur liegt, zeigt sich nun im vollkommenen Gleichgewichte, und alle übrigen poetischen Tugenden treten in schöner Ordnung auf. Mit Vergnügen werde ich sie gedruckt wieder finden, sie selbst wiederholt genießen, und den Genuß mit Anderen theilen."

Aber das Dichten setzte ihm hart zu, wie er an mehreren Stellen klagt. „Mit meiner Gesundheit geht es noch

nicht beſſer. Ich fürchte, ich muß die lebhaften Bewegungen büßen, in die mein Poetiſiren mich verſetzte. Zum Philoſophiren iſt ſchon der halbe Menſch genug, und die andere Hälfte kann ausruhen; aber die Muſen ſaugen einen aus.“ Und in einem ſpätern Briefe ſagt er in ähnlichem Sinne: „Freilich ſpannt dieſe Thätigkeit ſehr an, denn wenn der Philoſoph ſeine Einbildungskraft und der Dichter ſein Abſtractionsvermögen ruhen laſſen darf, ſo muß ich, bei dieſer Art von Productionen, dieſe beiden Kräfte immer in Spannung erhalten, und nur durch eine ewige Bewegung in mir kann ich dieſe zwei heterogenen Elemente in einer Art von Solution erhalten.“

Daher ſtellte ſich zu dieſer Zeit auch oft Verzagtheit und Mißtrauen in ſein eigenes Dichtertalent ein. „Es gibt gegen eine Stunde des Muthes und Vertrauens,“ klagt er am 16. October 1795, „immer zehn, wo ich kleinmüthig bin und nicht weiß, was ich von mir denken ſoll.“ Man hat dieſen Mangel an Zuverſicht des kräftigſten Geiſtes aus phyſiſchem Uebelbefinden, aus körperlicher Verſtimmung herleiten wollen. Allerdings litt er gerade in dieſem Jahre durch häufige und hartnäckige Anfälle ſeines „malum domesticum,“ ſeiner Krämpfe, und er führte in ſeiner gänzlichen Zurückgezogenheit ein der Dichtkunſt nicht günſtiges Leben. Wie ſehnte er ſich nach ſolchen kleinen Veränderungen, die Leib und Seele ſtärken, wie ſie in dieſem Sommer Goethe in Carlsbad und Ilmenau genoß! In der abſoluten Einſamkeit, in welcher er leben mußte, war

nicht einmal Goethe's Hin- und Hergehen ein voller Ersatz, weil auf die tägliche Stimmung nur das heilsam wirkt, was auch wenigstens täglich wiederkehren kann.[1]) Aber Schiller's Geist war von seinen Leiden unberührt, wie seine Briefe zeigen, in denen sich keine Spur von Mißmuth, von übler Laune findet, und er selbst ist in einer eben angeführten Stelle so weit entfernt, den Grund seiner gehemmten poetischen Thätigkeit im Körper zu suchen, daß er umgekehrt meint, sein Körper müsse die lebhaften Bewegungen büßen, in welche ihn das Dichten versetze.

Schiller's Zweifeln und Zagen hatte einen nur allzuguten geistigen Grund. Es beruhte auf dem deutlichen Bewußtseyn des Uebergewichtes seiner Abstractionskraft vor seinem Anschauungsvermögen. Und dieses Bewußtseyn mußte ihm noch verstärkt werden, als er die Leichtigkeit inne wurde, mit welcher, gleichsam bewußtlos, sich Goethe's Genie schöpferisch äußerte, und als er durch dessen Umgang und den Genuß seiner Werke den ächten Geist der Poesie reiner und klarer, als früher, vernahm. Er mußte nicht allein an seiner Productionskraft, sondern auch an seinen poetischen Producten irre werden. Jene nun konnte sich nur durch die That bewähren und nur durch Uebung stärken. Er konnte selbst über sie nichts entscheiden, sondern nur seine Freunde um Rath fragen, was er auch redlich that.

Aber noch mehr fand er sich beunruhigt, wenn er über

[1]) Briefwechsel mit Humboldt, S. 220.

den Werth seiner poetischen Producte selbst und über die Zulässigkeit seiner ganzen Dichtungsweise nachdachte. In Goethe schien sich ihm die griechische Dichtung zu vergegenwärtigen, für welche er eine begeisterte Liebe hegte. Aber so zu dichten, wie die Griechen, wie Goethe, war ihm unmöglich. Er fühlte zwischen seiner und dieser alten Dichtung einen unendlichen Abstand. War nun seine Poesie auch wirklich eine ächte? oder nahm sie nur eine untergeordnete Stelle ein? Lohnte es sich aber dann der Mühe, sich länger mit der Dichtkunst zu befassen? — Betrachtete er dagegen einige seiner neuesten lyrischen Stücke, und hörte er auf das Urtheil seiner kunstsinnigen Freunde, so konnte er an seinem wahren Dichtertalente kaum zweifeln. Ja, wenn er erwog, daß er sich in dem Alter vom 14ten bis zum 24sten Lebensjahre, wo die Gemüthsform vielleicht für das ganze Leben bestimmt werde, ausschließlich nur aus modernen Quellen genährt, die griechische Literatur, so weit sie über das neue Testament sich erstreckt, völlig verabsäumt, und selbst aus der lateinischen sehr sparsam geschöpft habe; wenn er dann den Einfluß seiner vieljährigen Speculation und der historischen Studien auf seine Gedankenökonomie, seine Krankheit, Lebensweise und selbst sein Alter in Betracht zog, und dabei bedachte, daß er trotz aller dieser ungünstigen Umstände nichts destoweniger nicht nur der poetischen Vorstellungsweise, sondern selbst der reinen griechischen Form näher gekommen sey: so schien es ihm, daß er sogar eine größere innere Ver-

wandtschaft zu den Griechen haben müsse, als viele Andere. Denn erst in späteren Lebensjahren mit ihnen bekannt geworden, und ohne einen unmittelbaren Zugang zu ihnen, habe er sie doch noch immer in seinen Kreis ziehen und mit seinen Fühlhörnern erfassen können. „Geben Sie mir," schreibt er an Humboldt, „nichts als Muße und so viel Gesundheit, als ich bisher nur gehabt, so sollen Sie sicherlich Producte von mir sehen, die nicht ungriechischer seyn sollen, als die Producte derer, welche den Homer an der Quelle studirten."

Indessen konnte er sich hierbei nicht ganz beruhigen. Der Abstand seiner Poesie von der antiken war nichts desto weniger vorhanden, wenn er auch nur aus äußeren Verhältnissen hervorgegangen war; und nur eine gänzliche Umänderung seiner jetzigen Geistesform hätte jenen Abstand aufheben können. Aber wie? ist denn die alte Dichtung die ausschließlich ächte Form aller Dichtung? War es nicht möglich, seiner Dichtweise neben der griechischen ihre rechtmäßige Stelle zu verschaffen? Er wurde in diesem Gedanken durch die Bemerkung bestärkt, daß nicht nur er, sondern alle modernen Dichter mehr oder weniger von den Griechen abwichen. „Es ist etwas in allen Dichtern," schreibt er an Humboldt, „was sie, als moderne, mit einander gemein haben, was ganz und gar nicht griechischer Art ist und wodurch sie große Dinge ausrichten. Es ist eine Realität und keine Schranke, und die Neueren haben sie vor den Griechen voraus. Mit dieser modernen

Realität verbinden Einige, z. B. Goethe, eine größere oder kleinere Portion griechischen Geistes, die aber (wo sie nicht ganz und gar, wie bei Voß, auf homerischen Stamm gepfropft ist) dem griechischen immer nicht beikommt. Ich habe zugleich bemerkt, daß diese Annäherung an den griechischen Geist, die doch nie Erreichung wird, immer etwas von jener modernen Realität annimmt, gerade herausgesagt, daß ein Product immer ärmer an Geist ist, je mehr es Natur ist. Und nun fragt sich, sollte der moderne Dichter nicht Recht haben, lieber auf seinem, ihm ausschließend eigenen Gebiete sich einheimisch und vollkommen zu machen, als in einem fremden, wo ihm die Welt, seine Sprache und seine Cultur selbst ewig widersteht, sich von den Griechen übertreffen zu lassen? Sollten, mit Einem Worte, neuere Dichter nicht besser thun, das Ideal, als die Wirklichkeit zu bearbeiten?"

Aus diesen Gedanken erwuchs ihm nach und nach die berühmte Abhandlung „Ueber die naive und sentimentalische Dichtung," ohne daß er im Anfange selbst den ganzen Umfang seiner Ideenbewegung überblickt zu haben scheint. Denn er wollte Anfangs nur einen kleinen Aufsatz über das Naive schreiben, der sich ihm allmälig zu der Frage erweiterte: „In wie fern kann ich bei meiner Entfernung von dem (naiven) Geiste der griechischen Poesie noch Dichter seyn, und zwar besserer Dichter,

als der Grad jener Entfernung zu erlauben ſcheint?“ [1]) So wurde er alſo zur Rechtfertigung der „ſentimentaliſchen“ (modernen) Dichtung getrieben. Er wandte ſich aber von der poetiſchen Production um ſo lieber noch einmal zur proſaiſchen Darſtellung zurück, weil ihm die oben erwähnte erſchöpfende Anſtrengung beim Produciren einen Wechſel in der Arbeit wünſchenswerth machte.

Daß wir den Urſprung dieſer in der Aeſthetik Epoche machenden Abhandlung richtig angegeben haben, möge uns eine Aeußerung Goethe's [2]) bezeugen: „Der Begriff von claſſiſcher und romantiſcher Poeſie, der jetzt über die ganze Welt geht, und ſo viel Streit und Spaltungen verurſacht, iſt urſprünglich von mir und Schiller ausgegangen. Ich hatte in der Poeſie die Maxime des objectiven Verfahrens, und wollte nur dieſe gelten laſſen. Schiller aber, der ganz ſubjectiv wirkte, hielt ſeine Art für die rechte, und um ſich gegen mich zu wehren, ſchrieb er den Aufſatz über naive und ſentimentaliſche Dichtung. Er bewies mir, daß ich ſelbſt wider meinen Willen romantiſch ſey, und meine Iphigenia, durch das Vorwalten der Empfindung, keineswegs ſo claſſiſch und antik ſey, als man vielleicht glauben möchte. Die Schlegel ergriffen die Idee und trieben ſie weiter, ſo daß ſie ſich denn jetzt über die ganze Welt ausgedehnt hat, und nun Jedermann von

1) Schiller's Briefwechſel mit Humboldt, S. 258.
2) Eckermann's Geſpräche mit Goethe, Th. 2, S. 203 (2. Aufl.)

Classicismus und Romantismus redet, woran vor fünfzig Jahren Niemand dachte." Und auf ähnliche Weise urtheilt Goethe in dem „Einwirkung der neuern Philosophie" überschriebenen Aufsatze.[1])

Bei der neuen Geistesrichtung, in welche Schiller bereits eingetreten war, und bei dem praktischen Zwecke, der ihm vorschwebte, mußte er in dieser Schrift sich mehr ins Weite ausbreiten, als in die Tiefe der Speculation hinabsteigen. Es mußte ihm mehr um die Anwendung, um die Beurtheilung fremder poetischer Erzeugnisse, und um die Rechtfertigung seiner eigenen Dichtungsweise, als um die Ergründung des Wesens und Zweckes der Dichtkunst zu thun seyn. So brachte er zur Abfassung eines lebenvollen Gemäldes alle Bildung der Philosophie mit, ohne die Leser durch deren abstracte Formeln abzuschrecken, wie er es zum Theil durch seine bisherigen Horenaufsätze gethan hatte. Kein größerer Aufsatz ist so frei von der Kant'schen Schule, als dieser; in keinem erscheint uns der eigenthümliche Geist, die Seele seines Urhebers so geläutert, als hier.

Als die Aufgabe der Poesie und jedes Dichters wird in der Schrift folgende bezeichnet: „der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben." Diese Aufgabe kann auf doppelte Weise gelöst werden. Entweder ist jenes vollendete Ganze der

[1]) Goethe's Werke, Bd. 50, S. 54 f.

Menſchheit, jener Zuſammenklang der ſinnlichen und geiſtigen Kräfte, durch eine Gunſt der Natur urſprünglich ſchon in dem Dichter vorhanden; oder der Dichter ſucht jene durch die Cultur in ihm aufgehobene Harmonie zwiſchen Sinn und Vernunft auf moraliſchem Wege wieder herzuſtellen. Die aus dem Ganzen der menſchlichen Natur entſpringende Dichtung nennt Schiller die naive, die antike, die Naturdichtung, die durch eine moraliſche Idee vermittelte heißt er die ſentimentaliſche, moderne, die Idealdichtung. Die Feſtſtellung dieſer Unterſcheidung und die Charakteriſirung beider Dichtungsweiſen iſt der Zweck und Hauptinhalt der ganzen Schrift.

Zur Begründung dieſes Unterſchiedes zieht der Verfaſſer ſeine ganze Anſicht über die Natur im Gegenſatze zur Cultur herbei, wie dieſe Anſicht allmälig aus der Grunddifferenz, in welcher er und ſeine ideale Welt von Anfang zu dem wirklichen äußern Leben ſtand, durch Empfindung und Nachdenken klar in ſeinem Bewußtſeyn ſich ausgebildet hatte. Er unterſcheidet aber die wahre, reine, ächt menſchliche Natur, wie ſie ſich bei den Griechen zeigt (welche eben in einem ſchönen Gleichgewichte der vernünftigen und ſinnlichen Kräfte beſteht), und die rohe, oder, wie er ſie auch nennt, die wirkliche, die bloße Natur von einander. Indem er nun jenen (helleniſchen) Zuſtand gleichſam als etwas Primitives annimmt, behauptet er, daß uns die Cultur von der Einfalt, Unſchuld und Nothwendigkeit der Natur abgeführt habe, und daß ſie uns zu

eben derſelben mit Bewußtſeyn am Ende wieder zurückführen müſſe. Zuerſt ſey der Menſch eins geweſen, die Kunſt habe ihn getrennt und entzweit, durch das Ideal kehre er zur Einheit zurück.

Ueberall aber, wo die Natur mit der Kunſt im Contraſt ſtehe und ſie beſchäme, habe die Natur den Charakter des Naiven. Das Naive zeige ſich daher, theils wider Wiſſen und Willen der Perſon, theils mit völligem Bewußtſeyn derſelben, in großen und vielen Gebieten, bei Kindern, bei genialen Männern, bei großen Menſchen jeglicher Gattung, in Worten, in der Schreibart, in Bewegungen, in Handlungen, im Umgange; ja wir fänden ſogar ein Analogon dieſer naiven Denkart in der äußern Natur, zu deren ſtill ſchaffendem Leben, ruhigem Walten, innerer Nothwendigkeit, ewiger Einheit, wir uns mit ſchmerzlichem Verlangen aus den Drangſalen der Cultur zurückſehnten. Nachdem Schiller das Naive in allen dieſen Sphären treffend geſchildert, und beſonders durch die Charakteriſirung dieſes moraliſchen Intereſſes an der Natur, wenn ich ſo ſagen darf, den feinen, zarten Fühlſinn ſeines Herzens auf eine bezaubernde Weiſe bewährt, und nachdem er endlich nachgewieſen hat, warum nur die Neueren, und nicht die alten Griechen, dieſen innigen Antheil an der Natur nehmen, geht er zu ſeinem Hauptgegenſtande über. Die ächt menſchliche Natur kann nämlich auch in dem Dichter vorhanden und wirkſam ſeyn, und hierdurch entſteht die naive Dichtung. Lebt dagegen der Dichter

in einem ſich cultivirenden Zeitalter, und hat er ſchon an ſich ſelbſt den zerſtörenden Einfluß willkürlicher oder künſtlicher Formen erfahren, oder doch mit ihm zu kämpfen gehabt, ſo kann er jene ſchöne Natur nur ſuchen; die vollendete Menſchheit iſt nicht mehr in ihm, ſie ſchwebt ihm nur als eine Idee vor, welche er dichtend zu verwirklichen ſucht. So entſteht die ſentimentaliſche Dichtung.

Der naive Dichter rührt uns durch die Natur, durch ſinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; der ſentimentaliſche entzückt uns durch Ideen. Das Subject des naiven Dichters geht gänzlich in ſeinem Objecte unter; der ſentimentaliſche läßt ſeine eigene Perſon mit ihren Empfindungen und Betrachtungen häufig in den darzuſtellenden Gegenſtand einfließen. Der naive Dichter iſt mächtig durch die Kunſt der Begränzung, der ſentimentaliſche durch die Kunſt des Unendlichen. Jener beſitzt eine Ueberlegenheit in den Formen und in dem, was ſinnlich darſtellbar, was körperlich iſt; dieſer hat einen Vorzug in dem, was man den Geiſt eines Werkes nennt, und in der Idealität. Jener folgt der einfachen Natur und der Empfindung, indem er als ungetheilte Einheit wirkt; er iſt ganz abhängig von der Erfahrung; dieſer, in welchem die Einheit durch Abſtraction aufgehoben iſt, reflectirt über den Eindruck, den die Gegenſtände auf ihn machen, und nur auf jene Reflexion iſt die Rührung gegründet, in die er ſelbſt verſetzt wird und uns verſetzt.

Die naive Dichtung hat ihrem innern Wesen nach keine Arten unter sich, weil der Dichter zu seinem Gegenstande nur ein einziges Verhältniß haben kann, und ihr Eindruck immer fröhlich, rein, ruhig ist. Die sentimentalische dagegen beruht auf einer Unterscheidung des Wirklichen und Idealen, weßhalb das durch sie erregte Gefühl immer gemischt und anspannend ist. Bei ihr findet daher wegen dieser Mehrheit der Principien und des Vorherrschens einer oder der andern dieser Empfindungen eine Unterabtheilung statt. Die sentimentalische Dichtung wird satyrisch, wenn sich der Dichter mit Abneigung mehr an das Wirkliche hält; sie wird elegisch, wenn er sich mit Wohlgefallen mehr an Ideale hält, und zwar entsteht die Elegie in engerer Bedeutung, wenn die Natur und das Ideal ein Gegenstand der Trauer sind, und die Idylle in weiterer Bedeutung, wenn sie ein Gegenstand der Freude sind. Satyre, Elegie und Idylle sind demnach die Hauptgestalten der sentimentalischen Dichtung.

Weiter werden dann die beiden Unterarten der Satyre, die strafende und die scherzhafte Satyre, charakterisirt, und die Anforderungen auseinandergesetzt, die man an die ächte Elegie stellen muß („die erhaben über Alles, was die Wirklichkeit aufstellt, nur das Recht hat, über das Unendliche zu trauern"); und endlich wird außer der naiven Hirtenidylle, die das kindliche Alter der Menschheit zu ihrem Gegenstande hat, noch eine sentimentalische

Idylle gefordert, welche uns die Ideale darstelle, die der Preis und das Ziel der Cultur seyen.

Die naive und sentimentalische Dichtungsweise können beide entarten; daher folgt noch ein Nachtrag über die Platitüde und die Ueberspannung, die Klippen jener Dichtungsweisen. Zieht man aber sowohl von dem naiven als dem sentimentalischen Charakter alles Poetische ab, so bleibt dort der Realist, hier der Idealist übrig, von welcher Grundverschiedenheit der menschlichen Geistesform in einem in der Cultur begriffenen Jahrhunderte zum Schlusse des ganzen Aufsatzes eine höchst durchdachte, tief eindringende, philosophische Charakteristik gegeben wird.

Dies sind ungefähr die Hauptgedanken der inhaltreichen Schrift, die eigentlich aus mehreren, lose zusammen gefügten Aufsätzen besteht.

Keine seiner Abhandlungen, obgleich sie alle Zweige seiner eigenthümlichsten Gesinnung und Denkweise sind, hat Schiller so ganz, wie diese seine letzte, aus seinem innern und äußern Leben genommen und auf dasselbe bezogen. Goethe ist zunächst der ihm vorschwebende naive, er selbst ist der sentimentalische Charakter. Und da galt es denn, gegen das poetische Uebergewicht seines Freundes seinen eigenen zu vertheidigen, und — neben der eigenen sittlichen Hoheit den moralischen Indifferentismus des Freundes zu Ehren zu bringen. Zu diesem letztern Zwecke sucht der Mann weiten Gesichtes und großen Herzens mit einer gewissen Aengstlichkeit, ja mit Mißtrauen und

Unbilligkeit gegen seine eigene ideale Seelenstimmung Alles auf, was zu Gunsten einer edlern realistischen Betrachtung und Behandlung des Lebens gesagt werden kann; und um seine eigene poetische Existenz zu retten, stellt er eine neue Theorie der Dichtkunst auf.

In jedem aufmerksamen Leser wird die Schrift unauslöschliche Spuren zurücklassen, und wie durch sie der Unterschied zwischen antiker und moderner Dichtkunst zuerst begründet worden ist, so möchte dieser auch später nicht umfassender, scharfsinniger und tiefer erörtert worden seyn. Dessenungeachtet bietet die Art, wie diese Grunddifferenz ermittelt und festgestellt worden ist, manche wissenschaftliche Blößen dar, worüber wir indeß, da uns hier der Raum nicht darauf einzugehen gestattet, den Leser auf unsere größere Schrift [1]) verweisen müssen.

Wenn wir die eben besprochene Abhandlung die letzte ästhetische Schrift von Schiller genannt haben, so betrachteten wir die „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst", die zuerst 1802 erschien, nur als eine Beilage zu jenem größern Aufsatze. Auch hier hat es der Dichter nur mit der poetischen Darstellung zu thun, und führt weiter aus, was er dort nur angedeutet hatte.

Das Naive, hatte er dort gelehrt, könne sich zum Gemeinen, das Sentimentalische zum Ueberspannten verirren;

---

[1]) Thl. 3, S. 74 bis S. 91.

und dem hatte er beigefügt, daß nur eine überspannte Darstellung, nicht aber die Darstellung überspannter menschlicher Zustände und Aeußerungen, denen immer Wahrheit und Natur zu Grunde liege, in der Poesie zu verwerfen sey. Hieran knüpfen sich diese Bemerkungen über den poetischen Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen. Es war in der Ordnung, auch diesen Gegenstand zu besprechen, der in der genannten Untersuchung seine Erledigung nicht gefunden hatte, da doch dessen Correlat, das Ueberspannte, hinlänglich erörtert worden war.

Gemein heißt Schiller Alles, was nicht zum Geiste spricht, und kein anderes, als ein sinnliches Interesse hat; es ist dem Edeln entgegengesetzt. Das Niedrige zeigt dagegen auch etwas Positives, nämlich Rohheit des Gefühls, schlechte Sitten und verächtliche Gesinnungen an; das Niedrige steht also dem Edeln und Anständigen zugleich entgegen. Nun erörtert Schiller das Gemeine und Niedrige sowohl des Stoffes als der Behandlung, weiß aber an diese alte Unterscheidung neue Bemerkungen, Ausführungen und treffende Belege zu knüpfen, so daß auch diese ästhetische Skizze ihr Interessantes hat. Die gemeine und niedrige Behandlung wird natürlich eben so gut, wie in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung die überspannte Behandlung, verworfen, und es bleiben der Kunst nur die gemeinen und niedrigen Stoffe. Diese sind in der Kunst erlaubt, wenn Lachen erregt werden soll, wobei man sich nur zu hüten hat, keinen Unwillen

oder Ekel hervorzubringen und die Wahrheit nicht zu beleidigen. Letzteres darf nur in der Farce geschehen, wo der von aller Treue der Schilderung dispensirte Dichter gleichsam ein Privilegium hat, uns zu belügen. Aber auch im Ernsthaften und Tragischen darf das Niedrige gebraucht werden, wenn es in das Furchtbare übergeht, wenn z. B. der Dieb zugleich ein Mörder wird. Es wird ein Niedriges der Gesinnung und ein Niedriges der Handlung und des Zustandes unterschieden und festgesetzt, daß nur die erstere Gattung der Kunst unwürdig sey. Doch wird hiebei nachgewiesen, daß bisweilen dem Dichter erlaubt sey, was dem plastischen Künstler nicht gestattet wäre. — Diese Ideen entwickelt die kleine Schrift in einer klaren, lichtvollen Darstellung.

Und damit hätten wir uns nun der Aufgabe entledigt, sämmtliche Abhandlungen Schiller's, so weit es der Umfang dieser Schrift gestattet, in ihrem Zusammenhange und ihrer organischen Verknüpfung darzulegen, und dadurch, daß wir sie aus seiner Seele construirten, zugleich dem Geistesgange ihres Urhebers nachzugehen, und seine Weltansicht aus einander zu breiten.

Zehntes Capitel.

Schiller als philosophischer Schriftsteller und Prosaiker überhaupt. Rückblick.

Ehe wir nun unsern Freund weiter auf seiner Laufbahn durch den dritten Lebensabschnitt begleiten, müssen wir einige allgemeine Bemerkungen über sein Philosophiren neben einander reihen, wodurch wir uns den Weg zu einer tiefern Charakteristik der Schiller'schen Prosa bahnen. Hiermit schließen wir billig Alles ab, was wir über seine philosophischen und historischen Schriften zu sagen haben, so daß wir es in Zukunft, was seine literarische Thätigkeit betrifft, nur noch mit Schiller dem Dichter zu thun haben werden.

Zuvörderst bringen wir in Erinnerung, daß Schiller sein speculatives Interesse auf einen Theil der Philosophie, auf das Moralisch-Aesthetische, beschränkte. Er philosophirte, um im vollen Sinne des Wortes Mensch und Dichter werden zu können. Die Ideen des sittlich Guten und des Schönen waren so hervordringend in ihm, daß er nur in ihrem Gebiete forschte, was wahr sey. Eine von der Kalokagathie getrennte Wahrheit hatte für ihn gar kein, oder nur ein vorübergehendes Interesse.

Und selbst diesen besondern Theil der Philosophie behandelte er nicht in einem förmlichen Lehrgebäude. Das ist es, was Fichte noch an ihm vermißte, wenn er

ſagte, daß ihm Einheit mangle. Dieſe Einheit, meinte Fichte, ſey zwar in Schiller's Gefühle, aber nicht in ſeinem Syſteme; komme er dahin, und dieß hange allein von ihm ab, ſo ſey von keinem andern Kopfe ſo viel — es ſey ſchlechterdings eine neue Epoche von ihm zu erwarten. Gelangte aber auch Schiller nicht dahin, ein Syſtem aufzuſtellen, ſo geht doch wirklich durch alle ſeine Anſichten eine wundervolle Conſequenz. Es iſt die Conſequenz, welche in der Einheit jeder Menſchenſeele liegt, aber in dem hochbegabten Geiſte allein hell und voll hervortritt. Weil Schiller philoſophirend immer nur ſein edel organiſirtes Geiſtesleben interpretirte, ſeine großartige Weltanſchauung erläuterte, und ſich immer nur durch ſein reines Gefühl und durch ſeine inneren Erfahrungen führen ließ, ſo konnte er, wenn er nur bei dieſer unmittelbaren Wahrheit des Bewußtſeyns blieb, beinahe nie in der Sache, ſondern höchſtens nur in der Begründung der Sache irren, und nur wenn ſein Scharfſinn weiter von dieſer Quelle jeglicher Wahrheit abſchweifte, kann er uns oft nicht mehr genügen. Wir haben gezeigt, in welchem organiſchen Verbande ſeine philoſophiſchen Abhandlungen zu ſeinem innerſten Leben ſtehen. Alle ſeine Aufſätze über das Erhabene und die Tragödie gründen ſich auf ſein Freiheitsprincip; die Theorie des Schönen ſuchte er aus ſeinem zweiten Lebenselemente, der Humanität, zu ſchöpfen; und ſeine ganze Dichtungsweiſe führt er auf die Idealität zurück, ganz ſo, wie dieſe ſich eigenthümlich in ihm geſtaltet hatte.

Wenn ihm auch Kenntniß fremder Systeme abging, konnte es ihm an Ideen doch nie mangeln; er hatte ja eine ganze Welt auszubeuten! Nicht zu läugnen ist freilich, daß er nach dem Vorgange Kant's die Theorie des Erhabenen bei weitem wissenschaftlich genügender ausbildete, als die Lehre des Schönen, wo er als Kant's Gegner auftrat, und der Dichtkunst überhaupt, wo er gar keinen Führer mehr hatte. Dessenungeachtet muß Schiller mit Kant als der Vater der ganzen neuern Aesthetik angesehen werden.

Indem er beim Philosophiren von Thatsachen seines geistigen Lebens ausgeht, ist seine Methode kritisch und anthropologisch. Aus dem Menschengeiste, nicht aus dem Gegenstande will er die Wahrheit entwickeln. Die eigene Empfindung, äußerte er sich,[1]) müsse die Thatsachen hergeben, auf die der Philosoph baue; die weise Natur habe den moralischen Instinct dem Menschen zum Vormunde gesetzt, bis die helle Einsicht ihn mündig mache. Auf diese über alle Reflexion und künstliche Cultur erhabene, unmittelbare Quelle des Wahren, Guten und Schönen kommt Schiller allenthalben zurück, an diese reine Menschheit in uns appellirt er überall. Von daher fließt seiner Philosophie ihr lebendigster Geist und ihr reichster Gehalt zu. Er bestimmt das Verhältniß der Wahrheit zur Wissenschaft durch folgende, für unsere Zeit besonders merkwürdige Worte: „Ehe der Mensch anfängt zu philosophiren,

1) Schiller's W. (Octavausg.), B. 12, S. 3.

iſt er der Wahrheit näher, als der Philoſoph, der ſeine Unterſuchung noch nicht beendigt hat. Man kann deßwegen ohne alle weitere Prüfung ein Philoſophem für irrig erklären, wenn daſſelbe, dem Reſultate nach, die gemeine Empfindung gegen ſich hat; mit demſelben Rechte aber kann man es, für verdächtig halten, wenn es, der Form und Methode nach, die gemeine Empfindung auf ſeiner Seite hat. Mit dem Letztern mag ſich ein jeder Schriftſteller tröſten, der eine philoſophiſche Deduction nicht, wie eine Unterhaltung am Kaminfeuer, vortragen kann. Mit dem Erſtern mag man Jeden zum Stillſchweigen bringen, der auf Koſten des Menſchenverſtandes neue Syſteme gründen will."

Indeſſen hatte Schiller den Menſchengeiſt zu wenig wiſſenſchaftlich ſtudirt, als daß er im Stande geweſen wäre, ſeine Forſchungen durchweg anthropologiſch zu begründen und der einzig richtigen Methode immer treu zu bleiben. Bisweilen verſtieg er ſich, bei ſchwindendem Boden des Thatſächlichen, in unfruchtbare Abſtractionen, und quälte ſich, aus allgemeinen Begriffen, wie Form und Inhalt, Nothwendigkeit und Zufall u. dgl., bedeutungsvolle Wahrheiten abzuleiten. Hier rächte es ſich für einige Zeit an ihm, daß er bloß die Blüthe der Philoſophie ſeines Meiſters abgepflückt hatte. Daraus ferner, daß er nicht das ganze Gebiet der Philoſophie mit ſicherm Blicke überſchaute, und ſomit nicht im Stande war, für jedes Problem ſeine beſondere Stelle aufzufinden, folgte ſeine

Eigenthümlichkeit, das Specielle gern an das Allgemeinste, das Untergeordnete an das Höchste anzuknüpfen, und so oft die Mittelglieder zu überspringen. Es fällt ihm schwer, eine Untersuchung strenge innerhalb der Sphäre ihrer Gattung zu halten; er geht beinahe in jeder Abhandlung bis zu den Grundsätzen seiner Philosophie zurück, und will in jedem Aufsatze wo möglich seine ganze Weltansicht aussprechen. Doch wirkte zu dieser Eigenthümlichkeit auch seine ideale Natur mit, welche gern Alles bis zum Allgemeinsten, Nothwendigen, Unbedingten emportrieb. Unbefriedigt durchschritt er immer das ganze Reich des philosophischen Wissens, und stand nur an den nothwendigen Gränzen der menschlichen Vernunft stille.

Einen großen Einfluß auf seine philosophischen Abhandlungen hatte auch der Umstand, daß er über Manches mit sich selbst nicht im Klaren war, wenn er sich zum Schreiben niedersetzte. Der geordnetste Kopf arbeitete gewöhnlich — nach keiner Disposition. Indem er so, wie ein Reisender auf einem noch unbetretenen, unsichern Wege, ohne das Ziel klar im Auge zu haben, mit stets wacher Umsicht und Achtsamkeit vorwärts schritt, und nicht selten auf ganz ungeebnete, hindernißvolle Pfade gerieth, hatte er meistens eine mühevolle Reise, und war bisweilen ermüdet, ehe er am Ziele angelangt war. Indessen hat ein solcher Mangel an einem festen Plane auch seine gute Seite. Er gestattet häufige Episoden, wodurch die Aufsätze durch treffende Bemerkungen, durch interessante

Ausführungen des Themas in fremde Gebiete hinein bereichert werden, und erlaubt auch beständige Rückblicke zum Princip, so daß sich mit jener üppigern Ausbreitung der Gedanken durchweg Tiefe verbindet; wogegen eine planmäßig ausgeführte Arbeit leicht mager und arm wird, und nur in ihrem Fundament, nicht mehr in der Entwickelung desselben tiefsinnig bleibt.

Wie Schiller Alles mit wachem Bewußtseyn that, so legte er sich auch in der Abhandlung über die nothwendigen Gränzen beim Gebrauche schöner Formen Rechenschaft über seinen philosophischen Styl ab. Nachdem er hier von dem wissenschaftlichen und populären Ausdruck gesprochen, charakterisirt und vertheidigt er unter dem Namen der schönen Diction seinen eigenen. Sondern wir die in dieser Selbstbeurtheilung angegebenen Hauptmomente in ihre Arten, so ergibt sich, daß Schiller zugleich den strengsten rationellen Anforderungen zu genügen, die Einbildungskraft ästhetisch zu beleben, und durch Erweckung des Gefühls zu sittlichen Gesinnungen und Handlungen zu begeistern sucht. Während Goethe alles Gewicht auf die anschauliche Gestaltung legt, ist die Schiller'sche Diction aus einem zusammenwirkenden intellectuellen, ästhetischen und rhetorischen Element gebildet. Ein wissenschaftliches Denken, ein poetisches Schaffen, und ein Trieb, auf den Leser auch sittlich zu wirken, sind, nur in verschiedener Weise, die organisirenden Kräfte sowohl seiner Prosa, als seiner Poesie.

Betrachten wir nun jedes dieser drei Elemente im Besondern, so fließt erstens der logische Charakter seiner Schriften aus der Eigenthümlichkeit, selbst die wärmsten Gefühle und lebendigsten Phantasien, ehe er sie ausdrückte, durch sein waches Bewußtseyn in Besitz zu nehmen, und Alles, was er darstellte, von seinem Denken ausgehen zu lassen. Seine prosaischen Werke werden fast ohne Ausnahme von einem hohen intellectuellen Vermögen getragen. Wir erinnern an den scharf durchdachten Plan im Fiesco und in Cabale und Liebe (wenn es erlaubt ist, die prosaisch geschriebenen Dramen in diese Betrachtung zu ziehen, die sich über Schiller's Prosa im Allgemeinen verbreitet), an die fein berechnete Erfindung im Geisterseher, an die Eigenheit, seine Recensionen, und sogar unbedeutendere Erzählungen unter die Einheit eines allgemeinen Gedankens zu stellen, an jenen Hang in seinen geschichtlichen Darstellungen, die Charakterschilderungen ins Allgemeine zu verarbeiten, das Verschiedenartige und Auseinanderliegende in ein Ganzes zusammenzuziehen oder in genialen Ueberblicken frei zu behandeln, überall allgemeine Reflexionen einzustreuen und die Thatsachen philosophisch zu begründen — kurz an alle die Eigenschaften seiner Historiographie, die aus jenem rationalistischen Grundsatze hervorgehen, daß der Geschichtschreiber den historischen Stoff aus sich heraus wieder zur Geschichte construiren müsse.

Noch entschiedener zeigt sich Schiller's überragende Nationalität in seinen philosophischen Schriften, wo sie nicht

allein die Form, sondern auch den Inhalt erschafft. Hier tritt sie vorzüglich in der begriffsmäßigen Bestimmtheit und scharfen Unterscheidung an den Tag. Bei Goethe beruht die Bestimmtheit des Ausdrucks auf ästhetischer Klarheit, auf einer anschaulichen Individualisirung; bei Schiller gründete sie sich vornehmlich auf die Operationen des Erklärens, Eintheilens, Beweisens und auf die genaueste sprachliche Bezeichnung dieser Formen. Das Eigenthümliche der Schiller'schen Verstandeskraft lag vorzüglich in einem ausgezeichneten Distinctionsvermögen, im Scharfsinne. Wo es nur möglich ist, hebt er je zwei fruchtbare Begriffe hervor, die er in jeglicher Weise mit einander vergleicht und einander entgegensetzt, und deren Wesen er zu ergründen sucht, indem er alle ihre möglichen Wechselbeziehungen aufspürt. Es könnte ein ganzes System solcher Gegensätze aufgezählt werden; denn Schiller's Gedankengang bildete sich, ohne Zweifel auch durch den Widerstreit der Außenwelt mit seinem Innern, wesentlich dualistisch und antithetisch aus, und erst in der dritten Periode möchten sich durch die Versöhnung mit dem Leben diese inneren, auch durch die Kant'sche Philosophie verstärkten Gegensätze allmälig ausgleichen. Solche Gegensätze sind unter anderen: Freiheit und Nothwendigkeit, Freiheit und Despotismus, Ideal und Wirklichkeit, Natur und Cultur, Vernunft (Pflicht) und Sinnlichkeit, Schönheit und Erhabenheit, Anmuth und Würde, Form und Gehalt.

Diese antithetische Art zu denken und zu empfinden

hat auf Schiller's ganzen ſchriftſtelleriſchen Charakter einen großen und weſentlichen Einfluß. Beſchränken wir uns hier darauf, dieſen Einfluß in ſeinen proſaiſchen Schriften zu verfolgen, ſo muß vor Allem auffallen, daß die meiſten ſeiner äſthetiſchen Abhandlungen nicht über einen Gegenſtand, eine Idee, ſondern über je zwei Ideen handeln. Alle Aufſätze über das Erhabene ſind auf die Gegenbegriffe von Freiheit und Nothwendigkeit gegründet; die Abhandlungen über Anmuth und Würde, und über naive und ſentimentaliſche Dichtung enthalten die Gegenſätze, über welche ſie ſich verbreiten, ſchon in ihren Ueberſchriften. War es aber nicht möglich, eine ganze Schrift unter einen ſolchen Gegenſatz zu ſtellen, ſo finden ſich wenigſtens viele einzelne Partieen antithetiſch behandelt. Hieraus entſtehen denn jene contraſtirenden Charakterſchilderungen und die unvergleichlich ſchönen Parallelgemälde, worin Schiller ein einziger Meiſter iſt, z. B. die Charakteriſtik des Real- und des Idealmenſchen [1]), des philoſophiſchen Kopfes und des Brodgelehrten [2]), der griechiſchen und der franzöſiſchen Tragödie [3]), die Parallelen der Verwilderung und der Erſchlaffung [4]), des rohen Wilden und des entnervten Weichlings [5]), u. ſ. w. Dieſe dualiſtiſche Denkweiſe zeigt ſich

1) Schiller's Werke (Octavausg.), B. 12, S. 312 ff.
2) Ebendaſ., B. 10, S. 416 ff.
3) Ebendaſ., B. 11, S. 472 f.
4) Ebendaſ., B. 12, S. 17 f.
5) Ebendaſ., B. 11, S. 578 f.

aber endlich auch in der Gliederung der Sätze, indem Schiller von der Figur der Antitheſe, namentlich in ſeinen unter Kant'ſchen Auſpicien geſchriebenen Abhandlungen, einen häufigern und ausgedehntern Gebrauch macht, als vielleicht irgend ein anderer deutſcher Schriftſteller. Man kann dieſe Redefigur in allen ihren Geſtalten recht eigentlich bei ihm ſtudiren!

So viel von dem rationellen Charakter der Schiller'ſchen Proſa. Bei dieſem wiſſenſchaftlichen Gedankenausdruck begnügte ſich aber unſer Schriftſteller nicht. Weil er nicht für eine Kaſte ſchrieb, ſondern ſich ſtets auf allgemein menſchliche Standpuncte ſtellte, ſo ſuchte er ſeinen Darſtellungen durch die Einbildungskraft eine allgemein menſchliche Form zu geben. Der ſtrenge Zuſammenhang ſollte den Schein einer freiern Bewegung gewinnen, und was die Hauptſache iſt, das Allgemeine mußte durch mögliche Individualiſirung anſchaulich und lebendig gemacht werden.

Wodurch brachte er nun dieſes zweite Element, das äſthetiſche, in ſeine Diction? Wodurch bewirkte er dieſen inhaltsvollen Ausdruck des abſtract Gedachten? Es geſchieht durch den umfaſſendſten Gebrauch der ſogenannten rhetoriſchen Figuren. Goethe bedient ſich weit ſeltener der uneigentlichen Ausdrücke, der Vergleichungen, der mythologiſchen Anſpielungen; auf dem anſchaulichen Boden, worauf er ſteht, wird von ſelbſt jeder Satz zum Bilde, und jede Periode iſt ein Gemälde. Schiller hat das Allgemeine zum Beſondern, das Ideale zum Realen, das

Innere zum Aeußern zu machen, und hierzu bedarf es ungewöhnlicher Hülfsmittel. Wie macht er z. B. den Gedanken anſchaulich, daß uns das Erhabene über die ſinnliche Welt hinwegführe, in welcher uns das Schöne durch ſeine Reize immer gefangen halten möchte? „Die Schönheit unter der Geſtalt der Göttin Kalypſo," ſagt er, „hat den Sohn des tapfern Ulyſſes bezaubert, und durch die Macht ihrer Reizungen hält ſie ihn lange Zeit auf ihrer Inſel gefangen. Lange glaubt er einer unſterblichen Gottheit zu huldigen, da er doch nur in den Armen der Wolluſt liegt; aber ein erhabener Eindruck ergreift ihn plötzlich unter Mentor's Geſtalt, er erinnert ſich ſeiner beſſern Beſtimmung, wirft ſich in die Wellen und iſt frei." Dann wendet Schiller auch, um ſeinem Ausdrucke ſinnliche Lebendigkeit zu geben, beſonders gern die Zerlegung eines Begriffs in ſeine untergeordneten Theile an. Indem ſich die Einbildungskraft dieſer beſonderen Vorſtellungen bemächtigt, malt ſie eine jede zu einem eigenen Bilde aus, welche ſich unter dem Ganzen eines Grundgedankens vereinigen. Solcher Ideenmalereien finden ſich beſonders viele in ſeinen philoſophiſchen Werken, und ihnen entſprechen die allgemeinen Schilderungen in ſeinen hiſtoriſchen Schriften.

Man könnte ſich leicht dieſe ganze poetiſche Geſtaltung des begriffsmäßig Erkannten als etwas Erkünſteltes denken. Allein durch Schiller's Denkvermögen ergoß ſich urſprünglich ſchon ein friſcher Strom des reinſten Lebens, und Bilden und Denken war bei ihm unzertrennlich. Weil

sein Denken wesentlich von seinem Gefühle, seinem Anschauungsvermögen und den Gebilden seiner Phantasie ausging, so war es ihm nicht schwer, seine Ideen wieder in lebendige poetische Gebilde umzusetzen und hierdurch das ursprüngliche Verbundensein derselben in seinem Gemüthe wieder herzustellen. Durch eben diese innere Vereinigung seiner Einbildungskraft mit seinem Denkvermögen erhielt auch seine Phantasie und hierdurch das poetische Element seines Styls ihren eigenthümlichen Charakter. Schiller's von allgemeinen Vorstellungen getragene Einbildungskraft kann selten zu dem herabsteigen, was im strengsten Wortsinn individuell ist und noch seltener bei diesem lange verweilen. Das Ideenvermögen reißt sie immer schnell wieder ins Große und Weite, und so gewinnt sie an Umfang, was sie an Inhalt verliert.

Wie nun Speculation und Poesie, so arbeitete endlich auch sein *sittliches* Lebenselement an seinem sprachlichen Ausdrucke. Es gibt eine doppelte Lebendigkeit der Darstellung, eine objective, welche aus der Individualisirung entsteht, und eine subjective („sentimentalische"), welche der Verfasser aus der Innigkeit seiner Gefühle in sein Werk ausströmt. Was nun Schiller an jener ersten Lebendigkeit zurücklassen mußte, das suchte er durch die zweite Art der Belebung des Ausdrucks nachzuholen. Alles Warme, Glühende, alles Innige, Rührende, Ergreifende, Erschütternde in Schiller's Darstellungen fließt größtentheils aus dieser Quelle. Besonders war in seiner ersten und

noch in der ersten Hälfte seiner zweiten Lebensperiode sein jedesmaliger Stoff ganz in seinem Herzen, ja Schiller war dieser Stoff selbst. Deßwegen lassen seine Worte solch einen unendlichen, nicht gerade ästhetischen, sondern sittlich menschlichen Eindruck zurück. Aber auch diejenigen seiner Schriften, in denen die objective Darstellung oder die rationelle Behandlung vorherrscht, nehmen uns durch einen hohen sittlichen Ernst und eine redliche Wahrheitsliebe für sich ein. Niemals behandelt er eine Arbeit als ein leichtes, gleichgültiges Spiel, sondern in jeden Gegenstand legt er das Gewicht seiner Persönlichkeit, und nicht selten zum Nachtheile einer gefälligen und anmuthigen Form.

Doch bei dieser sittlichen Erwärmung und Belebung läßt er es nicht bewenden. Nicht allein unbewußt dringen seine Gemüthskräfte, bringt der affectvolle Zustand, in welchem er schreibt, in seine Rede ein, sondern er legt es auch absichtlich darauf an, in dem Leser den seinigen ähnliche Gemüthsbewegungen hervorzubringen und sie zu edeln Gesinnungen und Handlungen zu begeistern. Hierdurch wird sein Styl rhetorisch.

Das Rhetorische der Darstellung geht aus einem überwiegend praktischen Interesse hervor, weßwegen es sich auch ausschließlich bei praktischen Völkern und sittlich bewegten Menschen findet. Aber nicht immer und bei allen Völkern wird ein starker praktischer Trieb die Rhetorik hervorrufen, sondern nur da, wo die Wirklichkeit mit den Ideen, von denen der Schriftsteller bewegt wird, in grellem

Widerſpruche ſteht. In der griechiſchen Literatur iſt daher, ſo lange die Freiheit der Griechen beſtand, im Ganzen keine Rhetorik; und doch waren die Griechen die thatkräftigſten Menſchen, die es je gegeben hat. Aber zwiſchen den Anſichten und Wünſchen der Beſten und dem wirklichen Leben fand noch kein unverſöhnlicher Gegenſatz ſtatt; beide ruhten auf einem gemeinſchaftlichen Boden; der Einzelne konnte ſeinem praktiſchen, ſeinem politiſchen Intereſſe durch ein freies Eingreifen in die Lebensverhältniſſe in Wort und That Luft machen. Ganz anders iſt es dagegen, wenn dem ſittlich und politiſch bewegten Schriftſteller das Eingreifen in das Leben nach ſeinen Ideen unmöglich und das ganz freie Wort über alles Oeffentliche unterſagt iſt. Iſt er in dieſem Falle nicht von Hoffnungsloſigkeit, wie Tacitus, erfüllt, ſo wird ſeine Schreibweiſe ſich nothwendig rhetoriſch geſtalten. Indem er nicht unmittelbar auf geradem Wege wirken kann, ſucht er mittelbar durch Umwege das Gefühl, die Geſinnung und die Handlungsweiſe ſeiner Leſer für ſeine Anſichten zu beſtimmen. Hieraus erklärt es ſich, warum durch Schiller's Werke eine rhetoriſche Ader geht. Was dieſem großen ſittlich politiſchen Charakter im Leben auszuführen, oder wovon ihm unmittelbar frei zu reden verweigert war, das ſprach er, ſo gut es ſich thun ließ, als Geſchichtſchreiber, Philoſoph und Dichter aus. Was er nicht loben konnte, dichtete er. Daher iſt er in ſeinen früheſten Werken, wie er es ſelbſt von

ſich ausſagt [1]), am meiſten rhetoriſch. In der ſpätern Zeit überwand die wiſſenſchaftliche Cultur und ſein poetiſcher Genius ſein überwiegendes praktiſches Lebenselement, ſo daß von ſeiner dritten Periode an das Oratoriſche aus ſeinen Schriften meiſt verſchwindet. Mit dem Nachlaſſen des politiſchen Intereſſes war der Rhetorik die Wurzel durchſchnitten.

Es bliebe uns nun, nachdem wir über die innere Geſtalt der Schiller'ſchen Proſa geſprochen, nur noch übrig, von der äußern oder ſprachlichen Form derſelben ein Wort zu ſagen. Es iſt anerkannt, daß Schiller und Goethe unſere Sprache eigentlich erſt zu dem gemacht haben, was ſie jetzt iſt. Wie Schiller die deutſche Proſa der Barbarei trockener Gelehrſamkeit und andererſeits dem Spiel einer ſeichten Unterhaltung entriſſen und ſie mitten in die reinſten menſchlichen Intereſſen geſtellt hat, ſo hat er auch ihren Sprachformen ſeinen unſterblichen Geiſt aufgedrückt. Von ſeiner Sprache gilt, was er ſelbſt von Coligny ſagt: „Er ſprach rein, edel, ſtark, originell" — und man kann noch hinzuſetzen: beſtimmt, klar, bilderreich, und durch alles dieß höchſt anziehend. Er befriedigt zugleich Verſtand, Vernunft, Phantaſie, Gefühl und Ohr. Wenn man ihn recht genießen will, muß man ihn laut leſen. In Bezug auf Länge und Kürze der Sätze hat er das richtige Maß getroffen und eine ſchöne Mannichfaltigkeit

1) Briefwechſel mit Goethe, Th. 3, S. 288.

beobachtet. Dabei ist nirgends eine Spur von verrenkten Perioden, von fehlerhafter Wort- oder Satzfügung. Ueberhaupt ist der Ausdruck überall fest, sicher und angemessen, und nicht leicht hat ein anderer Schriftsteller so kraftvoll, kühn und erhaben geschrieben, ohne schwülstig zu werden. Nur einfacher hätte er häufig in seinen philosophischen Schriften seyn können, in denen ein sich nicht genugthuendes Ringen nach Klarheit oft die Klarheit selbst trübt. Der Rhythmus seiner Sprache ist vortrefflich. Ueberall sehen wir die Bewegungen seiner Seele im Wellenschlage der Rede. Ueberall ist die sorgfältigste Rücksicht auf den Wohllaut genommen. Schiller's Styl ist ganz und gar durchgearbeitet, so wie seine Gedanken; und alle Vorzüge, die hieraus hervorgehen, eine sorgfältige Wahl der Wörter, eine abgerundete und ebenmäßige Bildung der Sätze und Perioden, finden sich bei ihm in hohem Grade. Seine Sprache ist rein, und nur in einigen Formen und Fügungen hat sich die jetzige Ausdrucksweise von der seinigen entfernt. Nicht ganz zu billigen ist der häufige Gebrauch ausländischer Wörter in seinen historischen und philosophischen Schriften. Im Wallenstein und Tell suchte er hierdurch der Dichtung ein alterthümliches und locales Gepräge zu geben.

Schiller hat sich in der erzählenden und historischen Darstellung, in der Briefform, in der philosophischen Abhandlung und in der Rede versucht. Aber alle diese Formen haben beinahe *einen* Charakter, und es fehlt seinem gehaltreichen und vollendeten prosaischen Styl offenbar an Mannichfaltigkeit

und Extenſität. Er konnte beinahe nur auf eine Weiſe ſchreiben, ſeinem ernſten, immer in Ideen lebenden Geiſte ging die Biegſamkeit ab. Seine Proſa gehört durchweg der höhern, ja höchſten Gattung an. Sie hat etwas dem Erhabenen Analoges; oft iſt ſie feierlich und prächtig. Das Allgemeine und Ideale des Schiller'ſchen Styls zeigt ſich ſeiner Form nach eben dadurch, daß er keiner beſondern Gattung angehört.

Indem wir uns nun anſchicken, in dem nächſtfolgenden Theile unſern Schiller auf die freie Sonnenbahn der Poeſie zurück zu begleiten, ſcheint es angemeſſen, zur Orientirung des Leſers, auf die hinter uns liegende Laufbahn einen Blick zu werfen, und uns die Frage zu beantworten: Wie weit hatte Schiller am Schluſſe des zweiten Lebensabſchnittes die Aufgabe, die ihm durch Naturanlage und Schickſal gefallen war, ſelbſtthätig gelöſ't, und welchen Standpunct in ſeiner fortſchreitenden Geiſtesentwickelung nahm er damals ein?

Es war nothwendig, bei der Darſtellung ſeines Entwickelungsganges von einigen urſprünglichen Grundtrieben auszugehen, die thatſächlich in ſeinem Seelenleben vorliegen. Wir konnten uns leicht überzeugen, daß ſein geiſtiges Leben in eine philoſophiſche Denkkraft und ein poetiſches Talent auseinandertrat, während ſein ſittliches Leben in dem doppelten Elemente des Heroismus und der Humanität

Gestalt und Inhalt bekam. Keines von diesen Momenten durfte unbeachtet bleiben, weil jedes alle anderen bestimmt und von allen anderen bestimmt wird — so daß wir z. B. Schiller's dichterische Bildungskraft nicht begreifen können, wenn wir sein intellectuelles Vermögen nicht mit berücksichtigen, welches seiner Poesie ihre Form gab, und wenn wir den Seelenheroismus und die Humanität seines Gemüthes unbeachtet lassen, welche seiner Dichtung den ewigen Gehalt zutrugen und die himmlische Weihe ertheilten.

In der frühsten Jugend Schiller's sahen wir zuerst diese humane Seite seiner sittlichen Natur durch Religiosität und kindliche Anhänglichkeit sich kund geben, bis bei erstarkendem Selbstgefühle, unter einem langen und harten Erziehungsdrucke, in der unbehaglichen Nähe eines eigenmächtigen Fürsten, durch die Zauberstimmen Plutarch's und Rousseau's und die ersten fernen Anzeichen einer neuen Weltepoche, jenes starke und stolze Freiheitsgefühl in ihm geweckt und groß erzogen wurde, welches sich in dem gigantischen Geiste bald zu einer entschiedenen und reinen republicanischen Weltansicht verallgemeinerte. Was aber seine geistigen Talente betrifft, so sahen wir bei einem strengen Unterrichte und einer großen Eingezogenheit sein eminentes Denkvermögen sich früher bis zu einer gewissen Reife entfalten, als sich selbst sein poetischer Genius zu entbinden vermochte, der nur allmälig durch fleißige Lectüre von Dichterwerken Form und Gehalt gewann, und

ſich allein in unbedeutenden Nachahmungen und Gelegenheitsgedichten ausſprach, bis Schiller den angeſchwollenen Freiheitsſtrom ſeines Buſens in ſeine Räuber ergießen mußte. So entſtand denn jene Trias von Jugenddramen, in denen der Dichter, in verſchiedenen, beſtimmt geſonderten Sphären, den Unmuth ſeiner Cato-Seele polemiſch und negativ ausſprach, bis ſeine republicaniſche Weltanſicht ſich endlich ſo weit gegliedert und bereichert hatte, daß er ſie in ſeinem Don Carlos poſitiv zu einem glänzenden Gemälde ausbreiten konnte. Die Stoffe, welche er in dieſer Periode zu lyriſchen Producten aus den Stimmungen ſeines Gemüthes ſchöpfte, tragen, weil die Humanität ſeines Herzens noch nicht zu einiger ſelbſtſtändigen Ausbildung gediehen war, beinahe alle den Stempel des Gewaltigen und Heroiſchen an ſich, in deſſen Richtung einſeitig der Freiheitsſtolz Schiller's ganzes Leben damals geriſſen hatte. Aber bald holte er das Verſäumte nach. Als er durch die kühne That ſeiner Flucht und das Weltbürgerdrama des Don Carlos ſeinem Freiheitsprincipe genug gethan hatte, bildeten ſich im Verlaufe der Jahre, bei ruhiger Betrachtung der Dinge und erweiterter Kenntniß der Welt durch den Umgang mit trefflichen Männern und edlen Frauen in Mannheim, Bauerbach, Leipzig, Dresden und während ſeines erſten Aufenthaltes in Weimar, die humanen Kräfte ſeiner Natur harmoniſcher und vielſeitiger aus. Doch erſt in Rudolſtadt, in der Lengefeld'ſchen Familie, zur Zeit ſeiner innigen Befreundung mit den Griechen, hob eine

edle Liebe alle Schätze seines reichbegabten, tiefen Gemüthes an den Tag läuterten sich seine Gefühle zu der idealen Reinheit und Schöne, die uns in Allem anspricht, was er von dieser Zeit an geschrieben hat. Diese Gemüthsveredlung trug denn auch dazu bei, seinen weltbürgerlichen Stolz zu mäßigen und ihm in seinen Aeußerungen alles Anstößige zu nehmen. So wirkte jetzt das humane Princip bildend auf das der Freiheit zurück.

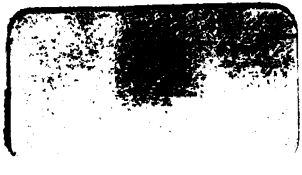
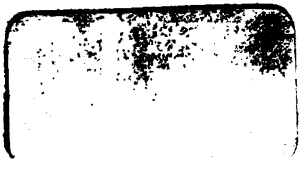
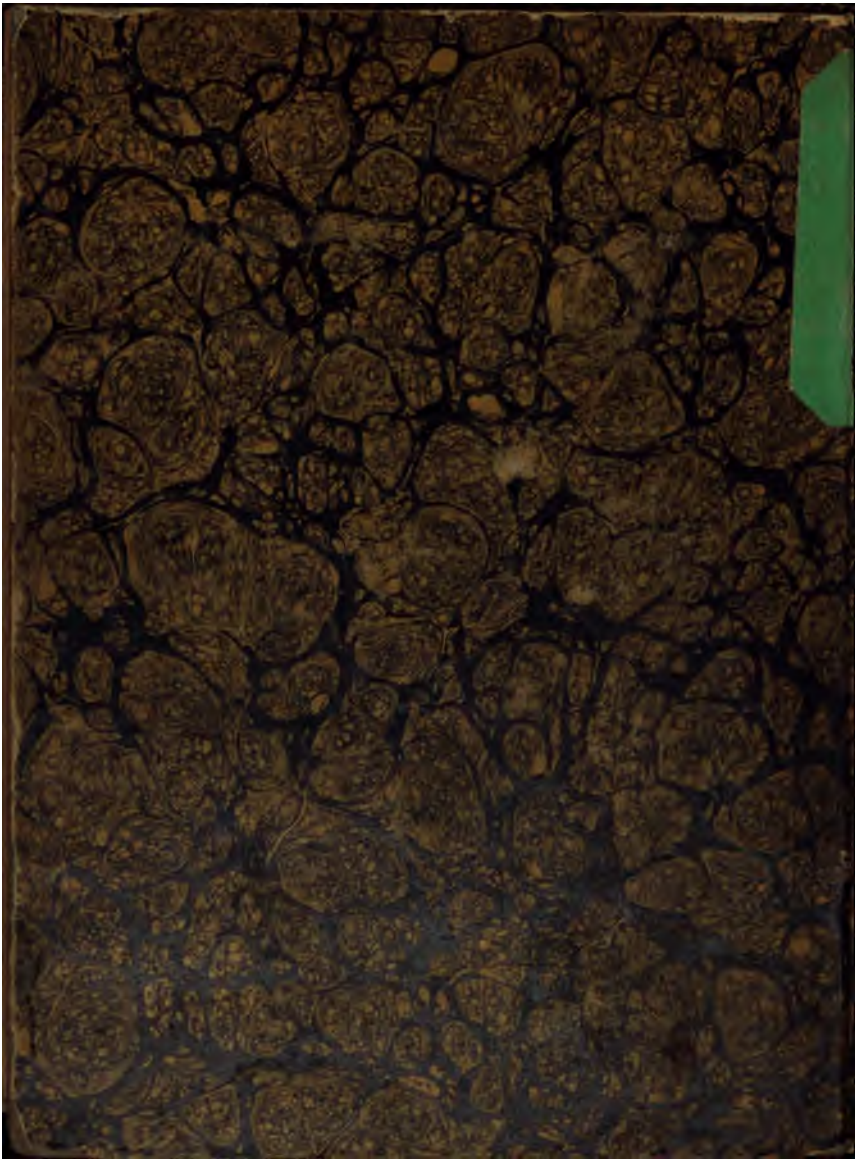
Nachdem Schiller in Don Carlos sein politisches Glaubensbekenntniß abgelegt, und in kleineren Gedichten und im Geisterseher die Polemik seines Vernunftglaubens auch gegen positive Kirchensatzungen und Religionsdogmen gerichtet hatte, war sein erstes poetisches Geschäft, welches ganz in sittlichen Interessen wurzelte, beendigt, und das seit seinem Austritt aus der Carlsschule zurückgeschobene intellectuelle Bedürfniß war nun nicht mehr zu beseitigen, ja dasselbe kam höchst willkommen, da es die jetzt eintretende lange Lücke der Poesie ausfüllte. Sein auf das Geistige concentrirtes Erkenntnißinteresse mußte den Menschengeist im Großen in dessen Schicksalen und Entwickelungen kennen zu lernen, und es mußte ihn in seiner Einheit und Wesenheit zu erforschen suchen — er mußte Geschichte und Philosophie studiren. Er begann, methodisch vom Aeußern zum Innern fortschreitend, zugleich aber deßwegen mit der Geschichte, weil er sich durch diese Wissenschaft eine bürgerliche Existenz gründen wollte. So eröffnete sich denn seine zweite Lebensperiode, in welcher wir ihn

zuerſt eine Reihe hiſtoriſcher Schriften verfaſſen, und dann, beſonders in dem Triennium, das ihm ſeine Wohlthäter in Dänemark zur Erholung und zum Selbſtſtudium verſchafften, ſich mit entſchiedener Neigung zu dem Anfange und Ende ſeines Denkens, zur Philoſophie, hinwenden ſahen. Hier ſuchten wir nun den Zuſammenhang ſeines Philoſophirens mit ſeiner ganzen Geiſtesrichtung nachzuweiſen und begreiflich zu machen, wie ſeine nur das Aeſthetiſche bearbeitende Philoſophie die Lehre des Erhabenen auf das Freiheitsprincip und die des Schönen auf das Humanitätsprincip gründete; vorzüglich aber ſuchten wir den innern, organiſchen Zuſammenhang aller ſeiner philoſophiſchen Abhandlungen vor Augen zu ſtellen und zu zeigen, wie Schiller ſich ſelbſt durch einige Aufſätze, die wir deßwegen Uebergangsabhandlungen nannten, den Rückweg zur Dichtkunſt bahnte, nachdem er in freieſtem Gange die ganze Aeſthetik durchmeſſen und dieſe Aufgabe auf ſeinem Standpuncte vollkommen gelöſ't hatte.

An dieſer Stelle angekommen, entwickelt ſich ihm nun naturgemäß, und unter den gegebenen Bedingungen mit Nothwendigkeit, eine neue Epoche: es beginnt die Periode der gereiften Kunſtpoeſie, die uns im dritten Theile dieſer Schrift noch darzuſtellen übrig bleibt.

3 2044 029 915 030

3 2044 029 915 030



3 2044 029 915 030